Aus diesen Andeutungen, denen ein im Einvernehmen mit hervorragenden Fachgelehrten systematisch angelegter Plan zu Grunde liegt, dürfte sich zur Genüge ergeben, daß wir in der That eine wissenschaftliche Bibliothek anstreben, welche — die Teilnahme des gebildeten Publikums vorausgesetzt — die im Eingange dieser Ankündigung gekennzeichneten Aufgaben erfüllen, in allen Teilen frommen und nützen, in ihrer Gesamtheit aber einen geistigen Bau von dauerndem Werte bilden wird.

Die außerordentliche Wohlfeilheit dieser Einzelwerke bietet auch dem Minderbemittelten, der so oft vor den hohen Preisen wissenschaftlicher Werke zurückschreckt, die erwünschte Gelegenheit, sich auf einem bestimmten Gebiete gründliche und ausgiebige Belehrung zu sichern. So hoffen wir denn durch unsere Bibliothek ein Bildungsmittel zu schaffen, das in der großen, nie endenden Schule der Erwachsenen eine würdige Stellung einnimmt, das von den Wissenden gutgeheißen, von den Gebildeten und Bildungsbedürftigen gerne angenommen wird, und den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. I. 1618–1621: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung.
280 Seiten. Mit 3 Doppelvollbildern, 1 Vollbild u. 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.**, Allgemeine Witterungskunde.
266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622–1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs.
292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.**, Die Insekten nach ihrem Nutzen u. Schaden.
304 Seiten. Mit 70 Abbildungen, welche die Aufgabe erfüllen, die Unterhaltung und Belehrung zu unterstützen und zu erleichtern.

Bd. 5. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633–1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden.
240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbildern und 3 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner.
280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 7. **Taschenberg, Dr. Otto**, Die Verwandlungen der Tiere.
272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil.)
312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. **Klaar, Alfred**, Geschichte des modernen Dramas in Umrissen.
320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. **Becker, Dr. E.**, Die Sonne und die Planeten.
308 Seiten. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. **Jung, Dr. E.**, Der Weltteil Australien. III. Abtlg.: I. Melanesien. (II. Teil.) II. Polynesien. (I. Teil.)
301 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 12. **Gerland, Dr. E.**, Licht und Wärme.
320 Seiten. Mit 1 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden in rascher Reihenfolge erscheinen:

Meyer von Waldeck, Dr. **Fr.**, Rußland: Leben, Sitten und Gebräuche. (Mit Abbildungen).
Löwenberg, Geschichte der geographischen Forschungen und Entdeckungen am Pol und Äquator. (Mit Abbildungen und Kärtchen.)
Guttmann, Dr., Geschichte der französischen Revolution. (Mit Abbildungen.)
Müller, Wilh., 1800—1815. (Mit vielen Abbildungen.)
Ochsenius, C., Chili. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
— Bolivia und Peru. Schilderung von Land u. Leute. (Mit Abbildungen.)
Peters, Dr. **C. F. W.**, Die Fixsterne. (Mit vielen Abbildungen.)
Behaghel, Dr. **Otto**, Die deutsche Sprache.
Bernstein, Prof. Dr. **Julius**, Naturkräfte. (Mit Abbildungen.)
K. v. Fritsch, Prof. Dr., Geschichte der Tierwelt. (Mit Abbildungen.)
Kirchhoff, Prof. Dr. **A.**, Bilder aus der Völkerkunde. (Mit Abbildungen.)
Lehmann, P., Erde und Mond. (Mit Abbildungen.)
Proskauer, Dr. **B.**, Beleuchtungsstoffe. (Mit Abbildungen.)
Rein, Prof. Dr., Marocco. (Mit Abbildungen.)
Sell, Prof. Dr., Das Wasser. (Mit Abbildungen.)
Soyka, Dr., Gesundheitslehre. (Mit Abbildungen.)
Toula, Prof. Dr. **F.**, Die Erde als Weltkörper (Relief, ihr Inneres, ihre Entstehung ꝛc.). (Mit Abbildungen).
Valentiner, Prof. Dr. **W.**, Kometen- und Meteoren-Buch. (Mit Abbildungen.)
Hartmann, Prof., Afrika. (Mit Abbildungen).
Studer, Prof., Allgemeine Tiergeographie. (Mit Abbildungen.)
Willkomm, Prof., Spanien und Portugal. (Mit vielen Abbildungen.)
Kretzschmar, Dr. **H.**, Geschichte der Oper. (Mit Abbildungen.)
Fritsch, Prof. G., Südafrika. (Mit Abbildungen).
Egli, Prof. Dr. **J. J.**, Die Schweiz. (Mit Abbildungen.)
Krümmel, Dr. **Otto**, Der Ozean und die Binnenmeere. (Mit Abbildungen.)
Jung, Prof., Bilder aus dem Leben der Römer während der Kaiserzeit. (Mit Abbildungen.)
v. Wurzbach, Dr. **A.**, Geschichte der holländischen Malerei.
Semper, Dr. **H.**, Geschichte der Plastik. (Mit Abbildungen.)
Folnesics, Geschichte der Keramik. (Mit Abbildungen.)
Gindely, Prof. A., Albrecht von Waldstein. (Eine Biographie.)
— Gustav Adolf, König von Schweden. (Eine Biographie.)
Fournier, Prof. A., Napoleon I. (Eine Biographie.)
Hopp, Dr. **E. O.**, Geschichte der Vereinigten Staaten in 3 Abteilungen.
Redtenbacher, R., Geschichte der Architektur. I. Abtlg.: Altertum. II. Abtlg.: Mittelalter. III. Abtlg.: Renaissance. IV. Abtlg.: Neuzeit.
Taschenberg, Dr. **Otto**, Bilder aus dem Tierleben.
Jung, Dr. **K. E.**, Deutsche Kolonien.
Hartmann, Prof. Dr. **R.**, Madagaskar.
— Die Nilländer.
Keller-Leuzinger, F., Brasilien.
Bernstein, Prof. Dr. **J.**, Naturkräfte.
Nüßlin, Prof., Das Tierleben unserer Seen und Flüsse.
Pinner, Prof. Dr., Die Gesetze der Natur-Erscheinungen.
Schultz, Prof. Dr. **A.**, Einführung in die Kunstgeschichte.
Schütz, Friedr., Geschichte Österreichs von 1848—1870.
Detlessen, Dr. **E.**, Wie wächst die Pflanze?
Graber, Prof. Dr., Die mechanischen Werkzeuge u. Einrichtungen der Tiere.

Fortsetzung am Schluß des Buches.



Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XIV Band:

Der Weltteil Afrika

in Einzeldarstellungen.

I.

Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas

von

Prof. Dr. R. Hartmann.



Leipzig: G. Freytag. 1883. Prag: F. Tempsky.





Arabische Soldaten des Sultan von Oman.

Abyssinien

und

die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas

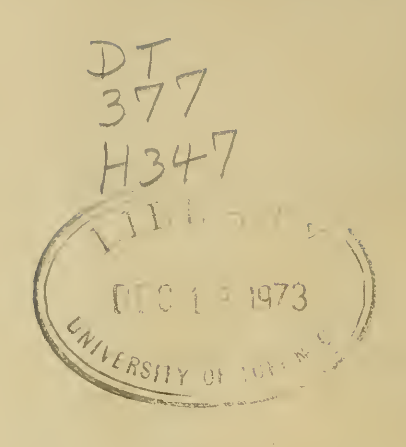
von

Prof. Dr. R. Hartmann.

Mit 18 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig: G. Freytag. 1883. Prag: F. Tempsky.


DT
377
H347
1973
UNIVERSITY OF

Inhaltsverzeichnis.



Übersichtskärtchen von Abyssinien und den übrigen Gebieten der Ostküste Afrikas.

I. Abyssinien.

Der bei uns gebräuchliche Name Abyssinien oder Abessinien wird abgeleitet von dem Wort Habesch (Habasch), mit welchem man das äthiopische Alpenland von Seiten der Araber zu bezeichnen pflegt. In Ägypten und in Nubien wird das Land Beled-el-Habesch oder B.-el-Habscha genannt. Die etymologische Bedeutung des Wortes Habesch ist noch unbekannt. Der gelehrte Dillmann hält die gewöhnliche Ansicht, daß man dadurch in Arabien das Völkergemisch jenes afrikanischen Berglandes habe bezeichnen wollen, für die wahrscheinlichste. Im abyssinischen Hofstile gebraucht man als Landesnamen das Wort Aitiopya. Der 1868 in Magdala verendete Usurpator Theodor II. nannte sich Negus Negest za Aitiopya Taudrus (Tedrus) d. h. König der Könige Äthiopiens. Einen ganz ähnlichen Titel führt der gegenwärtige Kaiser Johanös (Johannes).

Das Land Abyssinien erstreckt sich südöstlich von dem zur Zeit den Ägyptern unterworfenen Nubien zwischen den Zuflüssen des blauen Niles und dem roten Meere, vom 15 bis zum 8° nördlicher Breite. Das Hochland erhebt sich vom 15° Breite an nach Südsüdost. Dasselbe verbreitert sich durch Simen, Godjam, Enarya und Kafa allmählich gegen den Erdgleicher hin. Gegen Süden wird die Erhebung des Landes allmählich immer bedeutender und fällt dieselbe nach Nordwest ab.

Die durch Abyssinien fließenden Ströme nehmen ihren Hauptlauf von Südost nach Nordwest. Dieselben graben sich zum Teil tiefeingeschnittene Betten. An ihren Thalwänden erheben sich, wie z. B. am Takaze, kahle Felsgrate, zum Teil aber

auch, mit oft wunderbarer Regelmäßigkeit, terrassierte, waldbewachsene Bänke. An den Flußläufen in den Thälern selbst existiert meist eine reiche, häufig urwaldartige Bestände bildende Vegetation.

Abyssinien enthält zahlreiche Seen. Unter ihnen ist der Tzana oder Tana in Amhara der ausgedehnteste. In den Aosa-See ergießt sich der Fluß Hauasch, welcher etwa unter dem 9. Breitengrade in Adda Berga entspringt. Im Süden von Wodjerat erstreckt sich in einem romantischen Thale der Aschangi-See. Den Zuay-See in Gurague, mit angeblich fünf von Christen bewohnten Inseln, umhüllt noch der Schleier des Mythus.

Das Land besitzt mächtige Berge und Bergjoche. Der Ras Datzam ist 14 409 Fuß, der Aba-Jared 14 077 Fuß, der Ras Dedjam (oder Detschen) 13 869, der Buahit 13 477 Fuß hoch. Hier giebt es Hochpässe, wie z. B. den 11 912 Fuß erreichenden Selki-Paß. Die Hochebenen erstrecken sich ungefähr in den Höhen von 7000—13000 Fuß. In einer Höhe von 13 400 Fuß zeigt sich die Schneegrenze. Gegen das rote Meer hin dacht sich Abyssinien allmählich ab. Zehn Stunden von der Küste entfernt behauptet dies Gebiet noch 500—600 Fuß Höhe. Längs des Meeres von Nord- und Mittelabyssinien erstreckt sich die niedrige Wüste Samhara. Am Fuße von Südabyssinien, von Schoa, erstreckt sich eine ähnliche, stellenweise noch kahlere Wüste, die der Adajel. Letztere ist übrigens breiter, sie schneidet tiefer in das Alpengebiet hinein, als erstere. Von den Arabern werden diese flacheren abyssinischen Küstenstrecken auch schlechthin Tehama oder Söhil, Sahel, genannt.

Die flache Samhara besitzt einen Untergrund von Korallenkalk. Dieses Gestein verdankt seinen Ursprung den im roten Meere so ungemein verbreiteten Korallenriffen. Dasselbe ist hier teils erdig-kompakt, teils krystallinisch. Es wird von Sand-, Kies- und Geröllmassen überlagert, welche letzteren sich in alten Regenstrombetten manchmal durch ein thoniges Cément zu konglomeratartigen Knollen und Bänken verkittet finden.

Ganz Abyssinien starrt von den in Stein verwandelten

Dokumenten einer ungeheueren, ehedem entwickelt gewesenen unterirdischen Wirksamkeit. In der sogenannten Adali-, Adajel-Wüste, streben nahe dem gewundenen und steil abfallenden Meeresufer bei Tedjura, basaltische und trachytische Züge voll zerklüfteter Partien empor. Weiter landein durchbricht die von hohen Wänden (200 Fuß) eingeengte Galeilafer-Schlucht einen mächtigen Basaltberg. Die Bai von Tedjura wird durch einen umfangreichen Lavastrom vom Becken des salzigen Assal-Sees getrennt, welcher als ein echter Kratersee gelten darf. Gerade dieser Wüstenstrich bietet so sehr viele Zeugnisse für eine ehemalige großartige vulkanische Thätigkeit dar. Mit Recht sagt der Reisende Rochet d'Héricourt, daß kaum eine andere Erdgegend so viele Lavafelder, so viele erloschene Vulkane erkennen lasse, als das südliche Tehama. In diesem steigt der Boden allmählich gegen Westen bergan und nun erheben sich mehr, immer mehr alte Krater, Aschenkegel, Aschenlagen und (erstarrte) Lavaströme. In der Eiroluf-Ebene erkennt man ausgebrannte Feuerberge und Lavabetten, deren Festigkeit bisher jedem Verwitterungseinflusse widerstanden hat. Zwischen Killalu und Dathara hat sich infolge von Eruptionen und Erdbeben aller Boden gleichsam übereinander gekehrt. Vulkanische Gesteine sind aber bekanntlich der Entwicklung von Vegetation insofern nicht abhold, als sie unter dem Einflusse der Feuchtigkeit zu fruchtbaren erdigen Bestandteilen verwittern können. So auch hier, wo die Frühlings- und Herbstregen wirken. Bei Atse und Zulla am Annesley-Golf existieren ebenfalls vulkanische Kegel und wurde Obsidian von Salt bei Amfila gefunden. Gegenwärtig ruht im Ganzen die Thätigkeit der abyssinischen Feuerberge. In Schoa scheinen aber noch vor einem halben Jahrhundert Eruptionen stattgefunden zu haben. Selbst im Jahre 1861 spie bei Edd an der 'Danakilküste (unter 13° 55′ nördlicher Breite) ein Vulkan Asche, Laven und kleinere Schlackenstückchen (Lapilli) aus. Erdbeben sind noch 1818 und 1832 beobachtet worden. In neuerer Zeit hat man nichts Erhebliches darüber vernommen.

Warme Quellen sprudeln an verschiedenen Stellen hervor. Die heißesten zu Eilet, nicht fern von Massaua, haben eine Temperatur von 54° Réaumur. Sie besitzen nach Heuglin einigen Geschmack nach Schwefelwasserstoffgas. Wansage am Gumara-Flusse ist einer der bedeutendsten Badeorte Abyssiniens. Stecker maß in den hiesigen Thermen + 32 und + 37° Celsius.

Westlich der Samhara, in den Bergen, erhebt sich fast parallel dem Meeresgestade ein 8—9000 Fuß hoher Zug von Schiefer- und Gneißfelsen. Am östlichen Grunde desselben streben Ströme von Trachytlava thalwärts. Noch westlich von diesem Küstengebirge zeigt sich Schiefergebirge mit horizontalen Sandsteinschichten überdeckt. Aber auch diese lassen an senkrecht herabziehenden Spaltungen und an Knickungen die Spuren ehemaliger eruptiver Prozesse erkennen. Ja bei Axum, in Atigerat und in Schire hat sogar Lava die Sandsteindecke gesprengt und ist über derselben in Gestalt von Kegeln emporgequollen. In Giralta und Tamben haben sich die Sandsteinschichten niedergesenkt. Zu Amba Sion und in Schire dominiert Granit. Aus Kreide und aus Kalkmergel gebildete Höhen treten zu Sanafe, Agomeden und Gantuftufe hervor. Der Takaze-Fluß bahnt sich sein Bett durch das Schiefergebirge.

In Simen, ausgezeichnet durch seine Bergriesen, seine großartige Alpennatur, ist das Gestein von den Gewaltakten des Vulkanismus ebenfalls auf furchtbare Weise zerklüftet worden. Hier werden Klingstein, Basalttuff und Trachyt gefunden. In den Blasenräumen des letzteren entdeckte Heuglin neben Kalkspathkrystallen und Quarzen auch solche steinartige, aus erdigen Bestandteilen gebildete Körper, die in einer hervorragenden mineralogischen Namengebung als wasserhaltige Geolithe aufgeführt werden. Im Woina-Thale wurden von demselben Reisenden kolossale grobkörnige, rauhflächige Bimsteinblöcke aufgefunden.

Auch in den Umgebungen des (6270 Fuß Meereshöhe besitzenden) Tzana-Sees und in Wogera, in welcher letzteren Pro-

vinz sich der 8600 Fuß hohe Waken erhebt, machen sich fast nur vulkanische Gesteine bemerkbar. Die Inseln im Tzana-See sollen durchaus den Eindruck erloschener Vulkane hervorrufen. Nach Steckers Idee muß, als der Tzana bereits existierte, in dessen Süden eine große Eruption stattgefunden haben. Derselbe Forscher denkt sich den See zur tertiären Zeit infolge einer großartigen vulkanischen Thätigkeit im Norden (am Gorgora-Gebirge) entstanden. In Schoa liegt Porphyr unter den vulkanischen, die Gebirge hauptsächlich bildenden Gesteinen. An gewissen Stellen, z. B. in den Ketten von Bulga und Gara-Gorfu tritt der Porphyr sogar zu Tage. Das Hochgebirge Schoas wird aus Basalt, Basaltwacke und Trachyt zusammengesetzt. Der letztere umlagert Basalt, Basaltwacke und Dolerit. Die oft sehr steilen Abhänge, Schluchten und Bergstöcke werden von trachytischen Konglomeraten und Tuffen überlagert. Auf den Gipfeln, im Bett der Bergströme z. B. am Reb bei Gafat, am Bereza unfern Ankobar treten Basaltsäulen von oft großer Regelmäßigkeit zu Tage. Diese sind vorzugsweise reich an Hornblende. In der Nähe Ankobars fehlt den Basalten jener so häufige Einschluß der Basalte, Laven und des Meteoreisens, nämlich der Olivin. Säulenbasalt erscheint auch in den westlichen Gebieten der Gala. Die vom schoaner Hochlande isolierten niedrigeren Gebirge von Mentschar, Ifat und Giddem werden aus rotem dem Porphyr aufliegenden Sandstein zusammengesetzt. Dieser wird wieder von Mergeln und Konglomeraten überlagert.

In Tigre findet eine ausgebreitete Ablagerung von Eisenthon, einem basaltischen, wackenartigen Gestein, ihr Centrum. Hier ist die Ablagerung etwa 12 Fuß mächtig, sie wird aber am Fuße der Provinzen Simen, Wogera und Wolkait geringer, um 1—2 Fuß mächtig. Unter dem Eisenthon lagert Sandstein, unter diesem Thonschiefer. Auch diese Ablagerungen zeigen wildgestaltete Zerklüftungen.

Der um die Geognosie Abyssiniens sehr verdiente Blanford stellt nachstehende Stufenfolge der dortigen Gebirgsformationen

auf, die wir hier der Vollständigkeit halber noch anführen wollen: 1. Neuere Bildungen — Koralleninseln, Schwemmland an der Küste. 2. Aden-Reihe der vulkanischen Küstengebirge (Basalttrapp, vulkanische Asche, Sandsteine, Konglomerate ꝛc.) — 3. Trappreihe — a) Aschangi-, b) Magdalagruppe. Unter Trapp wird namentlich in England dichtes, dunkles Eruptivgestein, z. B. Aphanit, Basalt oder Glimmerporphyr, verstanden. Der Trapp Schoas scheint mit demjenigen Magdalas zusammenzuhängen. 4. Antalo-Kalkstein. 5. Adigerat-Sandstein. 6. Metamorphische, allmählich in einen anderen Zustand übergegangene Gesteine in Nordabyssinien, namentlich um Antalo.

Heuglin und Stecker fanden bei Tenta zwischen dem Kollogebirge und Bäschloflusse eine Menge versteinerter Bäume. Es soll deren auch auf der Hochebene von Wadela, Talanta und bei den Gala geben. Unger hält diese Fossilien ebenso wie die den versteinerten Wald bei Kairo bildenden (und dazu gehört u. a. wohl der von mir bei Dabbeh in Nubien gemessene Stamm) für zur Gattung Nicolia (Familie Sterculiaceae?) gehörig. Unger glaubt, daß alle diese Stämme ehemals auf den Hochländern gewachsen wären, durch Wasserfluten herabgeschwemmt und unter Verhältnissen begraben worden seien, die ihre Konservierung sichern konnten. Nach Heuglins Ansicht würden diese Stämme durch den Einfluß heißer kieselerdehaltiger Quellen versteinert sein. Kuntze denkt sich diesen Prozeß so vor sich gehend, daß das heißen Quellen, Geysern, entsprudelnde Wasser solche Bäume zum Sterben bringe, im Stamme kapillarisch bis zur Spitze emporsteige und mit Kieselgallert, d. h. frisch ausgeschiedenem Kieselsäurehydrat, tränke. Die Verwesung und das Verschwinden des organischen Holzes scheine mit dem Ersatz und dem Verschwinden des Kieselsinters im Baum gleichen Schritt zu halten, so daß die Struktur des Holzes erhalten bleibe, obwohl letzteres völlig vergehe. An den versteinerten Stämmen von Djebel-Haschab bei Kairo beobachtete jedoch Fraas die Wirkungen einer Pressung, überhaupt machte das ganze Lager auf diesen

Forscher den Eindruck eines mitteldeutschen Braunkohlenflötzes. Versteinerungen tierischer Natur, namentlich Seeigel, Hippuriten, Modiolen, Mytilinen und sonstige Mollusken fanden Blanford, Stecker u. a.

Abyssinien scheint nicht ganz arm an nutzbaren Erzeugnissen des Mineralreiches zu sein. Größere Lagerstätten des Goldes sind hier allerdings bis jetzt nicht wahrgenommen. Dies edle Metall findet sich allem Anschein nach nur zerstreut, so am Ras Gedam unfern Massaua. Eisen ist vorhanden. In Schoa zeigen sich verschiedenerlei Erze; am meisten wird Brauneisenstein benutzt. Schwefel kommt in der Adajel-Wüste und in den erloschenen Feuerbergen von Mentschar vor. Die Abyssinier verbrauchen dies Produkt bei der Pulverbereitung. Steinkohlenflötze finden sich in den Sandsteinen im Süden Schoas. Über die etwaige Bauwürdigkeit derselben ist dem Verfasser nichts bekannt geworden. Braunkohlenflötze sind im Goang-Thal zwischen Dembea und Tschelga aufgedeckt.

Abyssinien ist reich an Kochsalz. Ein großes Reservoir für dies Produkt bildet der schon genannte Bacher-Assal, einige Stunden von Tedjura. An der Oberfläche dieses 570 englische Fuß unter dem Spiegel des roten Meeres gelegenen ovalen Beckens erzeugt sich durch Verdunstung eine zwei Zoll dicke Kruste von Chlornatrium. Die in den See ausmündenden Regenströme ersetzen in der nassen Zeit den statthabenden Wasserverlust. Steinsalz wird auf der Hochebene Taltal um den See Alhelbad, östlich von Agame, gebrochen. Zur Zeit meiner Reise galten etwas mehr als ein Berliner Pfund schwere, länglich-ovale Stücken dieses im Sudan als Schau makadi bekannten Salzes etwa 80 Pfennige deutscher Reichswährung. Plastischer, zur Verfertigung von Pfeifenköpfen u. dgl. geeigneter Thon wird u. a. bei Gafat gegraben.

Das Klima Abyssiniens weist der Beschaffenheit des Landes entsprechende staffelförmig übereinander befindliche Zonen auf. Die niedrigste derselben herrscht in den Küstenländern des roten

Meeres. Die Samhara ist heiß. Der Inselhafen Massaua hierselbst hat sehr große Wärme, ohne darin beträchtlich zu wechseln. + 35° bis + 30° Celsius scheint nach Rohlfs und Stecker die Durchschnittstemperatur des Jahres zu sein. Bei bewölktem Himmel im Februar und März z. B. beobachtete man daselbst öfters innerhalb 24 Stunden eine Temperaturschwankung von nur 1° R. Im Winter sinkt das Thermometer zu Massaua kaum unter 20°. Die Adajel-Wüste ist ebenfalls als sehr heiß verschrieen. In der Sommerszeit mögen hier die bis auf 42—43° R. erhitzten Wacken-Basaltschlünde am Assal-See, durch welche der Karawanenweg gen Schoa führt, den Reisenden große Qualen bereiten. Das erfuhren u. A. im Jahre 1841 Hauptmann W. C. Harris und sein britisches für die Gesandtschaft nach Schoa bestimmtes Gefolge. Indessen wird hier allzugroße Hitze doch auch öfters durch Seewinde gemäßigt und erwiesen sich Temperaturangaben wie die von Rochet, der in Tedjura bis 48° R. gemessen haben will, nach Heuglin als gar zu hoch gegriffen. Zu Berbera (14° nördl. Br.) hat Burton im November eine tägliche Schwankung von 8—20° R. beobachtet.

Im Hochlande unterscheiden die Eingebornen folgende Klimagürtel: 1) Die Kolla oder Kulla, Quala, hat eine durchschnittliche Höhe von 3000—4800 Fuß über dem roten Meere und eine Durchschnittstemperatur von 20—28° R. 2) Die Woina-Dega, das „Weinland", 4800—9000 Fuß hoch. Hier schwankt die Wärme zwischen 11—21,5° R. 3) Die Dega, 9000 bis 14000 Fuß hoch. Bei Tage herrschen hier wohl + 7—10°. Bei Nacht sinkt das Thermometer häufig weit unter den Gefrierpunkt. Die mittlere Jahrestemperatur zu Djenda berechnete Steudner auf + 17° R., die der alten, der Woina-Dega angehörenden Reichshauptstadt Gondar berechnete Rueppell annähernd zu 16°,1 R. Heuglin und Steudner geben für den letzteren Ort dagegen nur 14°,8 R. an. Bruce beobachtete hier eine tägliche Schwankung von ca. 5°. Steudner fand zu Nori, 11000 Fuß hoch, also in der Dega gelegen, im Januar bei

Sonnenaufgang + 4°,4 R., mittags = 9°,5, abends (9 Uhr) = 4°,5. Derselbe notierte bei Gitschi, 12500 Fuß hoch, im Januar abends = + 2°, am nächsten Morgen = 1°,6; die mittlere Jahrestemperatur bezeichnete er zu + 8°. Der Anhaltiner Zander, welcher lange Zeit dem Ras Ubie von Tigre und dem Kaiser Theodor II. gedient, hat folgende mittlere Temperaturangaben aufgeführt. In der Dega zwischen 14000 und 13000 Fuß im Sommer früh und spät + 1—3°, im Winter — 3—6°, mittags + 3—4°. Zwischen 13000—12000 F. im Novbr. bis Februar früh und spät — 1—3°, mittags + 5—7°. Zwischen 12000—10000 Fuß: früh und spät = + 5—7°, mittags = 10—12°. Zwischen 10000 bis 8000 F. früh und spät = + 7—9°, mittags 12—15°. Zwischen 8000—6000 F. früh und spät = + 14—18°, mittags = 20—23°. Zwischen 5000—3000 Fuß früh und spät + 24—28°, mittags = 30—32°. Harris, welcher die Gluthitze des Tehama erlitten, schildert den Winteraufenthalt zu Ankobar, Schoas Hauptstadt, an der Grenze der Dega gelegen, mitten unter Nebeln und Regen als einen höchst ungemütlichen. Diese Beispiele mögen uns hier genügen.

Es fehlt Abyssinien, einem Alpenlande, keineswegs an Feuchtigkeit. Liegt doch dies Gebiet noch in der Zone der veränderlichen Niederschläge. In der Samhara läßt Steudner die Regenzeit erst Ende November beginnen. Sie wird eingeleitet durch einige von August bis Oktober fallende Güsse. Die mit dem S.-W.-Monsun einsetzende Periode erstreckt sich bis zum April. Richtiger ist aber wohl die Angabe des Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha, daß hier eine regelmäßig abgegrenzte Regenzeit nicht beobachtet wird. Die Unregelmäßigkeit der Niederschläge in diesem Gebiete bestätigt auch Hildebrandt. In den landeingelegenen Kollas herrschen die Sommerregen des Berglandes. Im Winter verdorren dieselben. In der Dega beginnen die Regenschauer zu Anfang Juni sehr regelmäßig zu fallen. Bis Anfang September zählt jeder Tag (nach Hildebrandt) seinen Guß. Ja es regnet oft wochenlang ununterbrochen. Mitte

September wird der Regen nach und nach unregelmäßiger, stellt sich täglich später ein und hört endlich ganz auf. In Südabyssinien fallen auch im April Regen.

Die in diesem Lande stattfindenden Regengüsse sind wie diejenigen der warmen Länder im allgemeinen, recht heftig und schaffen öfters große Mengen Wassers hernieder. Häufig werden die Regen von Gewittern begleitet. Dann füllen sich die in der trocknen Zeit leeren Bäche und Flußbetten leicht bis zum Übermaß. So z. B. schwillt der Ainsaba- oder Anseba-Fluß in Habab und Bogosland zur Regenzeit täglich um 5—6 Fuß. Nach Gewitterregen steigt er dann plötzlich um 10 Fuß, also bis auf 15—16 Fuß. Zu Keren im Bogos-Gebiet betrug die zwischen dem 22. Juli bis 28. Oktober gefallene Regenmenge = 460 Millim., entsprechend einer Wassersäule von 17½ Zoll. Im ganzen glaubt Steudner die in Bogos fallende Regenquantität = 25 Zoll berechnen zu können. In der trocknen Zeit giebt es hier nur etwas Tau.

Hagelstürme, in der Woina-Dega nicht eben häufig, mehren sich in der Dega. Die Hochgebirge zeigen wie auch die äquatorialen Bergriesen Kilimandjaro und Kenia, nicht nur dichte und tiefe Lagen von Hagelkörnern und flockige Schneewehen, sondern auch fest lagernden Firn. So trägt der Ras-Dedjam angeblich das ganze Jahr hindurch seine Schneehaube, während der Buahit von Ende Juli ab acht Monate hindurch damit bedeckt erscheint.

Die von den Regengüssen geschwellten Bäche und Flüsse richten bei ihrem so häufig eine beträchtliche Neigung verratenden Verlauf manchmal furchtbare Verheerungen an, welche denen der Schweizer Wildwasser oder Runsen kaum etwas nachgeben. Da werden Felsblöcke losgewaschen und wird Erdreich hinweggespült, da werden Bäume untergraben und ganze Buschdickungen losgerissen. Alles stürzt in die zischende, donnernde Wassergischt hinab und wehe dem Säugetier, wehe dem Menschenwesen, welche jene plötzlich überflutende Masse überrascht. Die von

solchen Wildströmen abgelagerten Schlamm- und Schuttmassen verwandeln fruchtbare Halden, blühende Bergwiesen und Thalweiden binnen kürzester Frist in Öden. Die stattfindenden Überschwemmungen verwüsten ganze Distrikte und unterbrechen die Verbindung von einem Ort zum andern manchmal für Wochen, ja selbst für Monate. „Es sind wenig Jahre her“ — so schrieb Munzinger 1864 — „daß ein ganzes Zeltlager, in einem breiten trockenen Strombett gelagert, die Beduinen mit ihren Herden und Zelten von dem ungeahnten Waldstrom überfallen und fortgerissen wurden. Hundert Menschen, tausende von Ziegen wurden seine Beute.“ Sind doch in den Tiefebenen von Sennaar die in der Regenzeit plötzlich schwellenden Waldströme schon von einer furchtbaren Wirkung, wie muß sich dies in den äthiopischen Alpen gestalten!

Vergessen wir hier nicht, daß die von den abyssinischen Bergen herabfallenden Gewässer (des Regens, des Taues und des schmelzenden Schnees) Produkte der Gebirgszersetzung mit sich führen, daß sie z. T. die Zuflüsse des oberen Nil speisen und somit die Anschwemmungen im Nilbett fördern helfen. Abyssinien baut mit an Ägyptens schon durch Jahrtausende bewährter Produktionsfähigkeit, an dessen fruchtbaren Bodenschichten, die, wie schon Herodot sagte, „neugewonnenes Land und ein Geschenk des Flusses“ sind.

Jeder, der die abyssinischen Alpen gesehen hat und dabei über Herz und Verstand für die Natur gebietet, ergeht sich in begeisterten Schilderungen der großartigen Schönheit der dortigen landschaftlichen Scenerie. Die Bildung dieser äthiopischen Alpen hat aber ihre eigene Art. Vor mir liegt ein 1868 zu London veröffentlichtes, von einem unbekannten deutschen Künstler (im Text steht nur T. E.) nach eigenen Aufnahmen zusammengestelltes Album voll unglaublich detaillierter Bergprofile aus Simen. Das Buch wirkt außerordentlich instruktiv. Selten zeigen die hiesigen Gebirge sanft wellige Rücken wie der Buahit und Ras Dedjam. Die Abhänge sind auch hier jäh, von Tobeln

zerklüftet, von tief eingeschnittenen Spaltungen und Schluchten durchfurcht. Manchmal sehen die Thalgehänge wie zerfressen aus. Überall aber fällt die vom hundertsten ins tausendste fortgesetzte Terrassenbildung an den Abhängen auf. Diese Terrassen, gewöhnlich Schichtenköpfe bildend oder wenigstens solchen anliegend, meist einander parallel streichend und horizontal gerichtet, größer und kleiner, werden öfters von mächtigen Schutt- und Geröllkegeln unterlagert. Manchmal sind die Bergrücken selbst zerklüftet und in Bergsporne, Berggrate auseinandergerissen. An einzelnen Berggraten türmen sich wieder Terrassen auf Terrassen übereinander, bis dann der Gipfel bald spitz bald gerundet das Ganze endet. Aber auch isolierte Felsen von den sonstigen abenteuerlichsten Formen, Dome, kastellartige Gruppen, Zacken oder Hörner darstellend, ragen entweder an den Abhängen oder ganz einsam stehend, hervor. Manche von solchen Bildungen bewandete Schluchten könnten äußerlich an die Cannons des südwestlichen Nordamerika oder an die chinesischen Lößbildungen erinnern.

Häufig, sehr häufig sieht man hier in ganz Abyssinien Tafelberge mit schroffen entweder einfach- oder kompliziertterrassenförmig gestalteten Abhängen. Der Volksmund nennt derartige Bergbildungen Amba. Die platten Gipfel derselben dienen oftmals zur Anlage von Dörfern, Klöstern u. s. w. Ihre Abhänge sind schwer zugänglich, ihre Platformen leicht zu verteidigen. Eine berühmte Amba war die von Magdala, auf deren Gipfel der trotzige Theodor II. am Ostermontag 1868 dem Ansturm der englischen Truppen unterlag. Auch der Sandstein von Nubien bildet solche Ambas. Einige derselben (hier Gala genannt) ragen als riesige Landmarken hervor, so der Djebel-Mama. Andere, wie der heilige Barkal, zogen schon frühe die Civilisatoren des ägyptischen Nilthales, die stolzen Retu, an sich. Am Fuße des Barkal gründete letzteres Volk die heilige Stadt Napata oder Napet mit ihren dem Ammonkultus gewidmeten Heiligtümern.

Die Terrassenbildungen der Flußthäler haben bereits früher (S. 1, 2) eine kurze Erwähnung gefunden.

Rechnet man zu den majestätischen und wilden, öfters herrlich beleuchteten Alpenbergen eine stellenweise sehr üppige, tropische, durch Strecken einen waldartigen Charakter annehmende Vegetation, ebenso schöne wie auch bizarre Pflanzenformen, ferner eine mannigfaltige, zum Teil gigantische Tierwelt, so wird der von manchen Reisenden gethane Ausspruch, Abyssinien bilde eins der schönsten und interessantesten Länder der Erde, wohl gerechtfertigt erscheinen.

Unsere Figuren 4 und 7 mögen eine ungefähre Idee von der häufigeren abyssinischen Bergbildung gewähren.

Die Kolla-Länder schließen sich hinsichtlich ihrer ganzen Natur, hauptsächlich aber ihrer Pflanzendecke, jenem weiten Savannen- oder Steppengürtel an, welcher von dort aus nach Westen quer durch Innerafrika zieht. Derselbe geht nach Norden allmählich in die Wüste, nach Süden aber in die größeren äquatorialen Waldkomplexe über. Mitten in diesem Steppengürtel tauchen wüste dürre Striche und waldartige Inseln auf. Auch ragen sowohl Wüste wie Urwald mit verschiedenartig langen Zungen in die Steppe hinein. Bergketten oder einzelne Berge, letztere als Kegel, Hörner oder Ambas, ragen über die Pflanzendecke hinweg. Diese wird hauptsächlich aus Gramineen, selbst Bambus, aus Asclepiadeen, Salvadoren, Cappariden, buschförmigen Combreten, Grewien, dornreichen Akazien u. s. w. gebildet. In der Woina-Dega zeigen sich noch schöne, der tropisch-afrikanischen Pflanzenwelt angehörende Bäume, wie Adansonien, Sykomoren, Taubenbäume, Sterkulien, Bananen, dann Ölbäume, kaktusähnlich gewachsene Wolfsmilchbäume u. s. w. In der Dega finden sich Rosen, Jasmin, Hartheu, Kugeldisteln, baumförmige Wachholder und Heidekräuter, Eibenbäume, sowie die merkwürdigen den Yuccas gleichenden Gibaras.

Beschäftigen wir uns jetzt etwas näher mit diesen zum Teil sehr merkwürdigen Vegetationsverhältnissen.

An der roten Meeresküste zieht sich ein zum Teil in das Seewasser sich tauchender Gürtel von Schora-Bäumen (Avicennia tomentosa) hin. Die Schora gehört zu den Verbenaceen, bildet mäßig-große Stämme, hat unscheinbare Blüten und dem gemeinen Ölbaum an Form und Farbe ähnliche Blätter. Sie wurzelt im Strandschlamm und sendet spargelartige aufrechte Schosse, welche mit dem Geäst des Baumes sich zu einem öfters kaum durchdringlichen Dickicht verwirren. Diese Dickichte gleichen denjenigen der an tropischen Küsten so häufigen Mangroven. In ihnen herrschen stickende Hitze, Kot und kotige Ausdünstungen, die der Gesundheit Schaden bringen. Weiter südlich, an der Küste der Adajel und Somal, wuchert zwischen alten Korallenfelsen und Ufergestein der Gondel (Cassipourea africana), aus dessen Astwerk sich Luftwurzeln in den Schlamm einsenken. Diese und die Äste der Schora erzeugen ebenfalls dichte und verworrene Gehege. Schora- und Gondel-Gebüsche beherbergen viele Schildkröten, Krabben, Krebse, Muscheltiere und andere Meeresbewohner.

Landein entwickeln sich in der Samhara auf einem teilweise salzhaltigen, sandig-thonigen, kiesigen und mancherlei Geröll darbietenden Boden nach den Regen Büsche von Akazien mit sehr verschränkten, dornstrotzenden Zweigen und feingefiederten Blättern, ferner Kersa (Salvadora persica), in Ost-Sudan Schau, in Central-Sudan Suak genannt. Es ist eine langweilige hochbuschige Pflanze, deren mattgrünes Blattwerk mich immer in gewissem Maße an die Ellern unserer norddeutschen Tiefebene erinnerte. Daneben strotzen die lederartigen Blätter der Kappernpflanzen und die ungemein knorrigen stachligen Äste des Christdorns (Zizyphus), dessen wie getrocknete Kirschen schmeckende blaßziegelrote Steinfrüchte im Sennaar unter dem Namen Nebek eine bekannte Beduinenspeise abgeben. Der Hedjelidj (Balanites aegyptiaca) mit seinem unschönen Laube und seinen nach einem Gemisch von Syrup und schwarzer Seife schmeckenden Früchten mischt sich hier und da in das Gebüsch. Die zierlichen Zweige

der ungefähr an unsere feineren Lebensbäume und Cypressen mahnenden, meist aber gespreizte Äste bildenden Tamarisken, sowie die grau- und blaugrün, wie bereift aussehenden, brüchigen, ätzenden Milchsaft abgebenden Büsche des Oschur (Asclepias procera) unterhalten einen nicht unangenehmen Wechsel im Laubkolorit. Den bizarrsten Eindruck machen aber die Wolfsmilchstauden (Euphorbia quadrangularis), deren mehrkantige an (amerikanische) Säulenkaktus erinnernde fleischige Zweige sich hier meist nur in geringeren Dimensionen halten. An buscharmen Stellen drängen sich silberblättrige Wermutstauden zusammen und an kahlen, steinigen Örtlichkeiten treten Aloes, Salzkräuter (Salsolaceen) und die sonderbaren, ebenfalls kaktusartig wachsenden, zum Teil übelriechende aber prächtig gefärbte Blumen tragenden Aaspflanzen (Stapeliaceen) auf. Eine Form der letzteren, die Bucerosien sind, wie Schweinfurth schreibt, „dämonische wilde Gesellen, deren geflügelte Äste gleich Drachenrücken stachlig ausgezackt faustgroße braune Blütenkugeln tragen, die einen wahren Pesthauch von sich geben.“ Übrigens fehlt es den Gebüschen der Samhara nicht an malerischen Schlinggewächsen. Es zeigen sich hier schön blühende Winden, ferner rankende Gurkenpflanzen, Zaunrüben, bohnenblättrige Rhynchosien und jene ganz Mittelafrika durchspannenden Cissus, Geschwister unseres wilden Weines. Wahre Schmarotzer, feurig blühende Loranthus, hier und da eine verschämte Orchidee, deren Blumen die Gestalt fliegender Kerfe so täuschend nachahmen, gedeihen im Dickicht. Großblumige Amaryllis und Commelinen mit bunten Efflorescenzen recken sich stellenweise zwischen sparrigen Grasbüschen hervor.

An den Wildbächen, deren in der trocknen Zeit ebenfalls trockne Betten das nicht allzu feste Erdreich der Samhara durchfurchen, sammelt sich höhere, waldartige Baumvegetation. Da mag es hübsche pittoreske Stellen geben, wie ihrer ja auch in den Baumgehegen der nubischen Steppen vorkommen. Rueppell schildert das Modat-Thal bei Eilet, in dessen Vegetation dorniges Gesträuch mit kleinem und nicht sonderlich dichtem Blattwerk

vorherrscht. Häufig aber finden sich da auch prachtvolle Baumgruppen, deren üppiges Laub einen dunklen Schatten wirft und zahlreiche Scharen buntfarbener Vögel beherbergt, die besonders in der Frühstunde, wo sie vorzugsweise ihre Nahrung aufsuchen, durch ihre Beweglichkeit die Landschaft beleben. Stellenweise trifft man hier auch Euphorbiengewächse von ziemlicher Größe, kolossale Asclepiadeen, und verschiedene Schlingpflanzen, so, daß die Gegend mitunter ein sehr malerisches Aussehen hat.

Das S. 4 erwähnte abyssinische Küstengebirge erstreckt sich mit vielen höheren und niederen, bald mehr durch einheitliche Joche, bald durch zerrissene, bänke- und blockreiche Bergtrümmer vertreten, in die niedere Bodenwelt der Samhara hinein. An den Abhängen dieser Gebirgszungen, namentlich aber in deren Thaleinschnitten, Schluchten und Flußbetten, nimmt die Pflanzenwelt mehr und mehr den Charakter der Woina-Dega an. Viele Gewächse, denen wir in der niedrigeren Samhara begegneten, verharren auch in diesen höher gelegenen Gegenden, gewinnen hier aber allerdings allmählich an Größe.

Wir treffen an den eben bezeichneten Stellen noch den Hedjelidj, die Tamariske, den kaktusähnlichen Kolqual (Euphorbia abyssinica), aber schon in höheren, dickstämmigen, mächtiger belaubten Exemplaren. Der Kolqual wird hier ein Baum mit schuppigem Stamme, von dem die sich immer wieder teilenden kantigen, dornigen Äste kandelaberartig abgehen. Diesen Formen mischen sich andere bei, deren Existenz an den Regenstrombetten der Niederung erst hier und da ihren schüchternen Anfang genommen hatte. Da finden wir die herrliche fiederblättrige Tamarinde, deren säuerlicher Fruchtteig eine unendliche Wohlthat für die Tropen abgiebt. Ferner die ungeheuere Dima, den Affenbrotbaum, Baobab (Adansonia digitata), welche den Afrikareisenden von Sennaar ab bis zum Njami-See, vom indischen bis zum Atlantischen Ocean begleitet. Kolossalen, barocken, meist kegelförmigen Stammes, mit oft jählings sich nach ihrer Spitze hin verjüngenden Ästen, mit dünneren, sparrig daran hervor-

sprießenden, vielfach sich teilenden sekundären Zweigen, mit glänzender, leicht abblätternder, rotbrauner, ins Violette spielender Rinde, und mit hochgrünem Splint versehen, bildet jeder dieser Pflanzenriesen eine Parzelle Waldes im Walde. Eine Wucht gefingerten, in der Tracht ungefähr an das unserer Roßkastanien

Fig. 1.



Blätter, Blüte, Frucht und Samen des Baobab (Adansonia digitata).

erinnernden, übrigens ganzrandigen Laubes überdacht den Stamm. Große wunderlich, halb aromatisch, halb widerlich riechende weiße Blüten hängen daraus an langen Stielen hernieder. Die länglich-runden Früchte werden in Abyssinien und Sennaar kaum einen Fuß lang. Westlich, z. B. in Loango, erreichen dieselben dagegen oft mehrere Fuß Größe. Unter der harten, mit zart-

wolligem Flaum bedeckten Schale liegen in weißliches, zerreibliches Mark eingebettet, viele nierenförmige Samen (Fig. 1). Von seiner eigenen Schwere niedergestreckt, grünt ein am Boden liegender Stamm lustig weiter. Dieser selbst ist häufig hohl und kann mehrere Menschen, ein Rudel Ziegen u. dergl. in sich bergen. Der Baum gewährt überhaupt in Afrika vielen Nutzen. Der zähe Bast dient zu Flechtwerk, das junge Laub als Gemüse. Das Fruchtmark giebt, in Wasser gequetscht, ein säuerliches, erfrischendes Getränk ab. Der Samen vertritt bessere Kaffeesurrogate. Die getrocknete Schale dient statt der Kürbisflaschen, zwischen den Astbasen sammelt sich von atmosphärischen Niederschlägen herrührendes Wasser. Das aber benutzen durstige Reisende ganz gern. Daher soll der in Westafrika eingebürgerte portugiesische Name Imbondeira rühren.

Feigenbäume, Sykomoren (Urostigma, Ficus), hier Worka genannt, sind in verschiedenen Arten vertreten. Einige derselben klemmen sich mit ihren weißlichen, wie aus gedrehten Seilen zusammengesetzten Stämmen zwischen die Felsenspalten und klammern sich mit ihren Luftwurzeln in den Ritzen zwischen dem Gestein fest. Andere, stammhohe Exemplare stehen frei, werfen ihren Schatten über Wiesen und Weiher oder verschwinden zum Teil in der allgemeinen Laubmasse des Walddickichts. Ein wahrer Riese unter denselben ist der Daro (Ficus Daro), dessen Luftwurzeln, aus knorrigem verschränkten Astwerk hervorbrechend, ähnlich dem indischen Banianenbaum neue Stämme bilden (Fig. 2). Die Früchte aller dieser wilden Feigen sind nichts wert. Die Selseles (Kigelia) präsentieren sich als umfangreiche, dichtlaubige Bäume mit an langen seilartigen Stielen herabhängenden Früchten von gurkenähnlicher Form. Die Taubenbäume, Wonzas oder Wanzeys (Cordia abyssinica) zieren Haine und Gehöfte. Es sind 20 und mehr Fuß hohe Stämme, die sich bereits wenige Fuß über dem Boden in 4—5 unter 60 Grad gegen den Horizont geneigte Hauptäste teilen, voll ovaler Blätter und (im Herbst) voll schneeweißer Blüten. Einen

schönen Eindruck gewähren auch der Laham (Sizygium guineense), die Birbira (Berebera ferruginea) und namentlich der Hortsch (Erythrina tomentosa), dieser mit großen purpurnen Schmetterlingsblüten. Reich ist die Zahl der Schmarotzerpflanzen und ein Liebhaber der Orchideenkunde wird auch hier über manchen hübschen Fund verfügen. Im Walddunkel der Woina-Dega von Mensa (und anderwärts) wuchert wilder Ricinus.

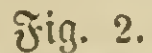


Fig. 2.



Daro-Feigenbaum (Ficus Daro).

Hier schlingen sich auch schenkeldicke Bauhinien und andere Lianen in den phantastischesten Formen durch die Baumgeäste. Nirgend fehlen rankende Cissus (S. 5) mit fast dreieckigen gesägten und mit herzförmigen ganzrandigen Blättern. Die Waldrebe (Clematis grandiflora) fällt auf durch ihre behaarten Fruchtbüschel, welche von Heuglin mit den Löckchen einer Allongeperücke verglichen werden. Gegen den ägyptischen Sudan hin erzeugt echter wilder Wein (Vitis abyssinica) ungeheuere malerische Festons

zwischen den Waldbäumen, deren berafter wiesiger Untergrund mit buntblühenden Amaryllis, Meerzwiebeln und ähnlichen monokotyledonischen Ziergewächsen geschmückt erscheint. An vielen Stellen wird der Waldboden mit dem zarten Staudenwerk der wilden Spargel (Asparagus abyssinicus, Asparagopsis) wie mit einem durchsichtig grünlichen Schleier überkleidet. Die Schosse dieses Spargels finden hier keine kulinarische Verwendung, sie werden jedoch in Schoa dem Sieger als Ehrenzeichen in das krause Haupthaar gesteckt.

Zu den schönsten pflanzlichen Erzeugnissen dieser Region gehört eine wildwachsende Banane, der Enset (Musa Ensete), die aber auch noch weiter höher fortkommt. Ihr Stamm wird fast nur von den Stiel-Scheiden der mächtigen, weit auseinandergehenden, länglich-elliptischen, an ihren Rändern nur wenig eingerissenen Blätter gebildet, auf deren Unterseite die dicke, purpurne Mittelrippe sich sehr bemerkbar abhebt (Fig. 3). Purpurn, in violett spielend, zeigen sich auch die kurzen Blattstiele und der Stamm. Der Kern des letzteren wird bei einer nicht rotgerippten Spielart dieser Banane gegessen, die Früchte selbst sind aber unschmackhaft. Neben dieser wilder Form existiert an manchen Orten Schoas eine zahme, gepflegte Banane (Musa sapientum?), deren Fruchtertrag übrigens ein nur mäßiger sein soll. Der Enset ist bekanntlich ein Liebling unserer Gartenbesitzer geworden. Wer recht vollkräftige Exemplare desselben im Freien sehen will, lenke seine Schritte in den an vegetabilischen Schönheiten so reichen Schloßgarten zu Friedrichshafen am Bodensee.

An den Übergangsstellen der Woina-Dega in die eigentliche Dega und in dieser letzteren selbst entwickelt die Pflanzenwelt neue interessante Formen. An den bergigen Abhängen von Simen sprießen Gebüsche der Gaga oder wilden Rosen (Rosa abyssinica), angenehm duftender Tararak oder Jasmin (Jasminium floribundum), goldigblühendes Hartheu (Hypericum Roepe-

rianum), weiß blühender Agem (Carissa edulis), violettblühende Wulkefa (Sparmannia) u. s. w. hervor.

An Stelle des Kolqual findet sich bei 6000 Fuß Höhe eine andere 8—10 Fuß erreichende, dreikantig-gestengelte Euphorbie mit spatelförmigen, fleischigen Blättern ein. Zu den prächtigsten Erscheinungen namentlich der Übergangszone gehört der

Fig. 2.



Junge Enset-Bananen.

Woira oder wilde Ölbaum (Olea chrysophylla), 80 Fuß hohe und 4 Fuß dicke Bäume mit mächtiger Belaubung bildend. Das sehr schöne Holz wird als Baumaterial und zum Brennen verwertet, die Frucht aber wird nicht weiter beachtet. Hier und höher hinauf, bis zu 13700 Fuß wuchert die Kugeldistel (Echinops giganteus) mit 12—15 Fuß großen Stengeln, mit langen,

silberglänzenden Blättern und mit Blüten von Größe der Kindsköpfe. Kirchen, Klöster und Begräbnisplätze schmückt man gern mit Deet- oder Wacholderbäumen (Juniperus procera, J. excelsa), welche letztere Art in Schoa an 160 Fuß Stammhöhe erreichen soll. Das trübgrüne Nadelwerk dieser öfter einen tannenartigen Wuchs verratenden Bäume paßt zu den melancholischen Örtlichkeiten, die man zum Teil mit ihnen einzuhegen pflegt. Der Sigba oder Eibenbaum (Taxus elongata), ein stattliches Gewächs mit dunkler Belaubung, erreicht 60 Fuß Höhe und 5 Fuß im Umfang. Die Zachdis oder Heidekrautbäume (Erica arborea) erscheinen in Berghöhen von 8000 Fuß und darüber. Sie bilden hier 20—25 Fuß hohe Stämme. 9000—10000 Fuß hoch erstrecken sich die bis zur Schneegrenze hinaufragenden Alpenwiesen: ein kurzer Rasen, bunt gescheckt von Heidekraut, Frauenmantel, Primel, Steinbrech, Quendel, Lobelie und den zum Teil prächtigen Amaryllideen. Hier entfaltet auch der Kussobaum (Brayera anthelminthica), dies Hauptbandwurmmittel, seine anmutig gefiederten Zweige. Von ganz besonderem Interesse ist aber die Gibara, ein den mexikanischen Yuccas im Habitus ähnliches, ätzenden Milchsaft absonderndes Gewächs (Rhynchopetalum montanum) aus der Familie der Lobeliaceen. Auf einem 8—10 F. hohen runden, von den Narben abgefallener Blätter rauhen Stamme befindet sich ein dichtes Büschel langer, am Ende zugespitzter Blätter, zwischen denen der 10—15 Fuß hohe steife, gerade, mit violetten Blumen besetzte Blütenschaft hervorsieht. Die Samen haben Mohnkorngröße.

An den hohen kahlen Felsen der Dega wuchern Flechten, wie sie, hochgelb, aschgrau und schwarzgrün, zum Teil auch unsere europäischen Gesteine bekleiden. Von den Öl-, Wacholder-, Eiben- und Taubenbäumen hängen mächtige Bartmosbüschel herab. Mose überhaupt machen sich bis hart in der Nähe des Schnees bemerkbar. Farne wie Hirschzunge, Streifenfarn, Tüpfelfarn, Schlangenzunge zeigen sich nur in kleinen Beständen. In Schoa findet Serabisu oder Frauenhaar (Adiantum Capillus Veneris) besondere Be-

achtung. „Schöne Arbeit“ bedeutet der einheimische Name dieser niedlichen Pflanze. Übrigens ragt die Kryptogamenflora Abyssiniens, soweit man bis jetzt wenigstens zu berechnen vermag, nicht durch besonderen Reichtum hervor.

Die an den westlichen Abdachungen der abyssinischen Gebirge gegen Taka und Sennaar hin sich erstreckenden Kolla-Länder strotzen von zum Teil baumartigen Gräsern. Hier entwickelt sich u. a. Schemel- oder Bambusrohr (Bambusa abyssinica) in üppigster Pracht. Dasselbe bildet Stengel von 50—60 Fuß Länge und von Armsdicke, deren Endteile sich graziös vorn überneigen. Zierliche schwanke, mit lineallanzettlichen Blättern bewachsene Zweige sprießen zwischen den Internodien hervor. Öfters bedeckt sich dies schöne und nützliche Baumried mit Gehängen blühender Winden und mit anderen Schlingpflanzen, um alsdann einen besonders herrlichen Anblick zu gewähren. Gesche oder Bartgras (Andropogon), Rispengras (Poa), Fennich (Panicum), wilde Moorhirse (Sorghum), wildes Zuckerrohr (Saccharum spontaneum) von öfters beträchtlicher Höhe setzen hier hauptsächlich die Savannen zusammen. Das Niederland Dembeas ist vielfach mit einem dem spanischen Rohr (Arundo Donax) nahe verwandten Baumgrase Schambuko, außerdem mit Weiden (Salix abyssinica) und mit baumförmigen Vernonien bedeckt. Akazien von den verschiedensten Formen, bald knorrig- und sparrigbezweigt, bald mit gerundeter, bald wieder mit schirmförmiger Krone in allem möglichen Kolorit des zartgefiederten Laubes, bilden im Westen der Alpen stellenweis schwer durchdringliche Haine. Licht, offen dagegen sind hier die von baumartigen Combreten zusammengesetzten Bestände. Das wie lackiert aussehende spitzzipflige Laub giebt diesen Gewächsen einen eigentümlichen glänzend braun-grünen Gesamtton. Hier begegnen wir auch den Riesen der Woina-Dega wieder und zwar sowohl in waldartigen Dickungen als auch in malerischen parkähnlichen Lichtungen.

Abyssinien ist nicht reich an Palmen. Der merkwürdige Dom (Hyphaene thebaica) mit dem geteilten Stamm und den

sparrigen Fächerblättern zeigt sich an der Adajel-Küste, in der Kolla und Woina-Dega des Innern aber nur zerstreut, wogegen derselbe in Sennaar und Taka ganze Wälder zusammensetzt. Dattelpalmen begrenzen die Wüstenbrunnen bei Tedjura u. s. w. Wilde Datteln (Phoenix reclinata) und die herrlichen Deleb-Fächerpalmen (Borassus Aethiopum) finden sich erst gegen Sennaar hin und auch da kaum einmal häufig.

Man hat nicht mit Unrecht die Natur des afrikanischen Festlandes einer beträchtlichen Einförmigkeit geziehen, was z. T. wohl mit der mangelnden Gliederung dieser ungeheuren Länderstrecken und der Kontinuität vieler ihrer centralen Hochflächenbildungen zusammenhängt. Mächtige Scheidegebirge, wie die Andes, Rocky Mountains Amerikas, wie der Himalaya, Hindukusch, der Thianschan u. s. w. Asiens fehlen hier. Abyssinien aber bildet in der Ostecke Afrikas einen auf diese selbst zusammengedrängten Alpenstock. Wir sehen daher auf afrikanischem Boden fast identische Pflanzenformen von Sudan bis zum Kap, vom Atlantischen bis zum Indischen Ocean reichen.

Ähnlich verhält es sich auch mit der Tierwelt dieses Kontinentes.

Abyssinien nimmt einen guten Teil der kosmopolitisch-afrikanischen Fauna für sich in Anspruch. Dies Alpenland birgt zwar auch ihm eigentümliche Formen, indessen sind letztere nicht sehr zahlreich und auf die weniger an Größe hervorragenden Typen beschränkt. Viele charakteristische Tiere, welche den Sudan, Guinea und die Kaffergebiete beleben, erscheinen auch in diesem äthiophischen Gebiet wieder. Eine kurze Durchmusterung derselben, welche hier aus erklärlichen Gründen nur skizzenhaft gehalten werden kann, dürfte unsere Interessenahme nicht verfehlen.

Beginnen wir zunächst mit den höchstorganisierten Vertretern, den Affen. Während langschwänzige Meerkatzen (Cercopithecus) die Flußthäler und die Kolla-Dickichte beleben, hausen die Paviane, diese

großen, wehrhaften Geschöpfe, an den Bergwänden sowie in den Bergschluchten. Die eigentümliche etagenartige Gliederung der meisten abyssinischen Gebirge bereitet diesen letzteren Affenarten ein sehr passendes Daheim. Da sind der Mantelpavian mit seiner sonderbaren wellig-haarigen Perücke, der Sendjero der Abyssinier (Cynocephalus Hamadryas), höher im Gebirge der Tschellada (Cynoc. Gelada) und der Dokere oder Schweinspavian (Cynoc. porcarius?). Angegriffen verteidigen sich diese Geschöpfe durch geschicktes Werfen mit Steinen, Baumästen u. s. w. Dies geschieht feindlichen Menschen und Widersachern aus der Tierwelt gegenüber, so z. B. den Leoparden, deren Lieblingsnahrung wohlgenährte Paviane bilden. In waldigen Bergschluchten namentlich von Godjam und Schoa lebt der Gurieſa, ein sehr hübsch gezeichneter Stummelaffe (Colobus Guereza) mit lang- und schlichthaarigem schwarzen Fell, über dessen Rückenteil ein breites schneeweißes Querband zieht. Der Pelz dieses Tieres dient den abyssinischen Soldaten zu einer beliebten Schildverbrämung.

Unter den zahlreichen, meist in Spalten und Höhlen der Berge lebenden Fledermäusen sind am merkwürdigsten die großen Fruchtfresser (Pteropus), die sogenannten fliegenden Hunde, die im westlichen Gebiet manchmal zu Hunderten, den Kopf nach unten, an den Zweigen einer Sykomore, Tamarinde u. dergl. hängen.

Der König der Tiere, der Ambasa oder Löwe, treibt auch hier sein Wesen. Im sennaarischen Tieflande fast mähnenlos, gewinnt dieser mächtige Fleischfresser im abyssinischen Hochland, wo er bis zu 4000 Fuß hoch steigt, eine dichte Nacken- und Brustbehaarung, die im Winter ganz besonders üppig wird. Ohne gerade häufig zu sein, vollführt der Löwe hier wie anderwärts in Afrika seine nächtlichen, rücksichtslosen Räubereien und straft alle Berichte über seine angebliche Großmut Lügen. Wohlunterhaltene Feuer scheinen ihn unbedingt zurückzuscheuchen.

Der Leopard, hier Newer (arabisch Nimr) und Homhom genannt, ist ziemlich verbreitet, da er ebenso gut in der Kolla wie in der Dega ausdauert. Er ist streitbar und

ungemein räuberisch. Brehm erzählt, daß im Dorfe Mensa ein einziger Leopard während dreier Monate acht Rinder, ungefähr zwanzig Ziegen und vier Hunde weggeschleppt habe. Eine dunkle Varietät dieses Tiers, die Gasela, zeigt auf schwärzlichbraunem Fell eine undeutliche noch schwärzere Fleckenzeichnung. Ihre Decke bildet eine Art Ordensdekoration für die abyssinischen Kriegshäuptlinge. (Vergl. S. 74.)

Der mit wenig zurückziehbaren Krallen versehene Newergolgol oder Gepard (Cynailurus guttatus), dessen Manieren eine sonderbare Mischung von Hunde- und Katzennaturell verraten, soll hier früher wie in Algerien und noch jetzt in Indien, zur Gazellenjagd abgerichtet worden sein. Er bewohnt nur die Kolla.

Die übrigen kleineren katzenartigen Raubtiere des Landes sind ohne Bedeutung. Es wird in verschiedenen Reiseberichten viel vom Wobo gesprochen, einer angeblich sehr großen, längsgestreiften Katze. Niemand hat dies Geschöpf, über dessen Wildheit fabelhafte Geschichten umlaufen, bis jetzt direkt beobachtet. Vielleicht beruht das Ganze nur auf einem Mythus.

Die Hyänen sind stellenweis eine wahre Landplage. Es existieren hier die gefleckte Hyäne, Dschib oder Kerrai genannt (Hyaena crocuta — der Marafil der Sudanesen), dann die gestreifte kleinere Art (H. striata) in der Samhara, ferner die braune, zuweilen sehr groß und hell werdende Art (H. brunnea, fusca). Zerstreut in der Küstenregion und im Innern kommt auch der Erdwolf (Proteles Lalandii) vor, ein sonderbares, zugleich an Viverren oder Zibetkatzen erinnerndes Geschöpf.

Der Honigdachs (Ratelus capensis) verheert nicht nur die Baue der wilden Bienen, sondern gräbt auch Mutillen, Ameisen und Termiten aus. Gern geht er an menschliche Leichen. Tischler Schiller aus Posen, ein Gefangener Kaiser Theodors II., erzählte mir, dies Tier sei namentlich in den Schluchten bei Magdala sehr thätig gewesen, in welche der barbarische Cäsarenwahn jenes Negus seine Opfer habe stürzen lassen. Niedliche räuberische

Tiere sind der Stinkmarder oder Bandiltis und die ziemlich zahlreichen Ichneumonarten.

An wilden Hundearten ist kein Mangel. In den Schorabüschen der Küstengegenden soll ein schon von Plinius, später von Salt erwähnter Schakal, der Wobit (wahrscheinlich Ehrenbergs Canis riparius, wohl nur eine Fuchsvarietät) angeworfene Seetiere verschlingen. Der Schabrackenschakal mit dunkler Rückenbinde (Canis mesomelas) ist Repräsentant des eigentlichen Goldwolfes, wogegen der Wolke oder Walgie (Canis lupaster) hier den kleinen Wolf des Balaton-Sees und anderer Gegenden Europas zu vertreten scheint.

Ein hochgestellter, rötlich gefärbter Wildhund mit dünner windspielartiger Schnauze (Canis simensis), der Kaberu oder Bocharja, jagt hier und in Südsennaar rudelweise. Letzteres geschieht auch seitens des ein wahres Ideal eines wilden Hundes darstellenden, durch einen großen Teil Afrikas verbreiteten Tekwela (Canis pictus), dessen Kopf hyänenartig gebildet, dessen Fell aber bunt in ochergelb, braun, schwarz und weiß gescheckt ist. Der Tekwela hält sich in der Kolla und tieferen Woina-Dega, der Kaberu auch noch in der Dega auf.

Eine Unzahl von verschiedene Gattungen und Arten vertretenden Ratten und Mäusen zeigen sich auch hier in Bergen, Wäldern und Feldern oder sie belästigen den Menschen in seinem häuslichen Leben. Mit einheimischen Hausratten (Mus alexandrinus, leucosternon, albipes, orientalis) streitet unsere über das rote Meer eingedrungene Wanderratte (M. decumanus). Indessen hat letztere hier die erstgenannten Arten, so weit wenigstens meine Erkundigungen reichen, noch nicht einmal aus der Samhara zu verdrängen vermocht. Im Bellegas-Thale entdeckte Heuglin auch Vertreter der bis dahin nur aus Südafrika bekannt gewesenen Baummäuse (Dendromys). Hasen, in der Amhara-Sprache Tinjel genannt, existieren in mehreren schlanken, langohrigen Formen.

Den Eichhörnchen verwandte Tiere kommen hier in ebenso

charakteristischen als niedlichen Arten vor. Aufsehen erregte in unseren Tagen das Schopfeichhörnchen (Lophomys Imhaussii) mit hübsch schwarz und weiß gezeichnetem Fell und einem mit eigentümlichen knöchernen Reliefs versehenen Schädel. Das Steineichhörnchen (Pectinator Spekei), dessen pinselförmig-buschiger, schwarz- und weißbunter Schwanz in der Ruhe auf den Rücken geschlagen wird, bewohnt nebst dem vorigen die bergigen Küstengegenden.

Auch Zahnarme (Edentata) beherbergt Abyssinien. Es sind dies der große, schwere Tsehera oder Hofar, das Erdschwein (Orycteropus aethiopicus) und das nicht minder sonderbare Budu oder Schuppentier (Manis Temminckii). Beide Geschöpfe plündern über Nacht die Bauten der Mutillen, Ameisen und Termiten.

Durch sehr stattliche Formen werden hier die Unpaarzehigen Huftiere (Perissodactyla) vertreten. In den Küstenterritorien haust der Wildesel (Asinus onager varietas africana) mit schwarzem Kreuzstreif auf der Schulter und häufig schwarzen Querstreifen an den Beinen.

In den südlichen Küstenländern existiert ferner das Bergzebra (Equus Burchellii), wahrscheinlich auch das echte Zebra (Equus Zebra). Während letztere beiden Tierformen bisher noch nicht zu einer eigentlichen Zähmung gebracht werden konnten, dürfen wir den Wildesel ohne Anstand als den Stammvater des im Nordosten von Afrika gezüchteten Hausesels betrachten, denn der oben beschriebene flüchtige Steppenbewohner gleicht dem dortigen zahmen Esel auf ein Haar. Auch wird jener in den Nilländern noch heut eingefangen und teils direkt in den Hausstand übergeführt, teils zur Kreuzung mit den vorhandenen zahmen Eselstuten benutzt.

In allen abyssinischen Bergen bis zu 8000 oder 9000 Fuß Höhe, haust der Aschkoko, Klippdachs (Hyrax abyssinicus, H. Brucei?), dessen komische Schnalzlaute nachts in den von ihm bewohnten Thalkesseln vernehmbar sind. Heuglin machte die interessante Beobachtung, daß das Tier nicht selten in Gesell-

schaft des Zebra-Ichneumon und einer stachligen Eidechse seine Felsenlöcher bewohne. Es ist das ein Beispiel jener sonderbaren Triebe, welche auch andere Geschöpfe, so z. B. das Präriemurmeltier und die Präriceule, die Vizcacha und die Pampas-Eule u. s. w. u. s. w. dazu veranlaßt, gemeinschaftliche Wohnungen zu unterhalten. Den natürlichen Grund hierfür hat man noch nicht genügend aufgeklärt. Es ist übrigens durch Geyer schon längst bewiesen worden, daß die zufällig bei den Präriemurmeltieren gefundenen Klapperschlangen nicht deren Freunde, sondern deren direkte Feinde seien.

Das in diese Tierordnung gehörende Nashorn ist meist die sogenannte Khetloa-Spielart der zweihörnigen afrikanischen Art (Rhinoceros africanus), welche selbst wieder ganz ungemein nach Alter, Geschlecht und Individuum variiert, so, daß ein Liebhaber von Species-Schaffung hieraus manche neue formieren könnte. Es bezieht sich dies Variieren namentlich auf die Hornbildung. Das Nashorn, in Abyssinien Auraris genannt, bewohnt die tiefere Woina-Dega und Kulla.

Der Elefant (Elephas africanus), hier Harmaz und Sahon genannt, hält sich, öfters in beträchtlichen Herden, zur Zeit der Regen in der Woina-Dega auf, wandert aber in trocknen Monaten in die Küstenterritorien hinab, wobei er ohne Mühe die steilsten Gebirgspässe zurücklegt.

Unter den Huftieren mit paarigen Zehen steht hier die Giraffe, im Lande durchweg mit verbildeten arabischen Namen bezeichnet, obenan. Sie bewohnt den Anseba, den Takaze und die Adajel-Wüste, nährt sich von Akazien, Kapperngebüsch, Salvadoren, Balaniten, wildem Sorghum u. s. w. Nach Heuglin wagt sie sich auch in die Durrah-Plantagen.

Groß ist die Zahl der Hohlhörner (Cavicornia) in diesem Lande. Namentlich reich ist Abyssinien mit hohen und stattlichen, sowie mit kleinen und hübschen Antilopenarten ausgestattet. Unter ersteren zeichnet sich das Beesa oder Sala (Oryx Beisa), ein naher Verwandter der nubischen Leucoryx und des südafrika-

nischen Gemsbockes (Oryx ensiformis), durch seine dunklen Streifen auf hellrehbraunem Fell und durch seine langen sanft gebogenen Hörner aus. Dies sehr jagdbare Tier lebt in den Küstengebieten. Der schöne große Kudu, hier Agasen (Strepsiceros Kudu), geht bis hoch in die Woina-Dega hinauf. Die Tora oder Kuh-antilope (Bubalis mauretanicus) mit gespreizt-leierförmigen Hörnern, schmalem Kopf, hohem Widerrist und abgesenktem Kreuz besucht die Woina-Dega und auch die Kulla. Ein Bewohner der westlichen Niederungen ist die mächtige Pferdeantilope (Aegoceros equina). Die Disasa (Kobus Defasa) mit S-förmig gebogenen Hörnern steigt schon mehr bergan. Die niedlichen mit einem steifen Haar-Büschel auf dem Hinterhaupte versehenen Schopfantilopen sind in mehreren wohl zu sondernden Arten vertreten. Die reizendste derselben ist ein Zwergböckchen, hier Beni-Israil oder Atro (Nanotragus Hemprichianus), welches die buschigen Gegenden bis 5000 Fuß hoch benutzt. Mit ihm teilen einige Arten und Varietäten der zierlichen Gazellen (Dorcas) dasselbe Verbreitungsgebiet. Die Klippenantilopen, so der Fiego (Calotragus montanus) und Sasa (Oreotragus saltatrix) zeigen sich in der Woina-Dega und Dega, hier bis 12000 Fuß und darüber. Sie sind die Gemsen der afrikanischen Hochgebirge, ebenso kühn und gewandt wie ihre (übrigens verschieden von ihner organisierten) europäischen Verwandten.

Der Steinbock, Walja oder Waital (Capra Beden), belebt in kleinen Familien die Dega in Höhen von 12000—14000 Fuß. Namentlich kommt dies Tier, dessen alte Männchen zuweilen mächtige Hornpaare entwickeln, in Godjam, Simen und in Lasta vor. Von ihm hat der Berg Walja-Gand seinen Namen. Dagegen fehlt unserem Gebiet der Mähnenmuflon.

Der Wildbüffel oder Gosch (Bubalus caffer) zeigt sich in der Kolla und tieferen Woina-Dega herdenweis. Es ist dies ein sehr böses, wehrhaftes Tier, unter dessen Hörnern und Hufen schon mancher Jäger verendet ist (u. a. Lieuten. Wilh. v. Harnier aus Darmstadt). Besonders gefürchtet sind alte, vereinsamte Bullen.

Die nicht wiederkäuenden Huftiere stellen hier mehrere Formen des Wildschweines. Das kleine Sennaar-Schwein (Sus sennariensis) geht bis in die Kollas des westlichen Abyssinien hinein, wird aber nicht, wie in Sudan, gezähmt. Das Warzenschwein, Aroya, Mefles genannt (Phacochœrus Aeliani), bewohnt die Kolla und Woina-Dega bis zu Höhen von 9000 Fuß, ist übrigens trotz seiner gewaltigen Hauer nicht die furchtbare Bestie, als welche sie in den Naturgeschichtswerken und Reisebeschreibungen aufgeführt wird. Das Larvenschwein, Hassama (Sus larvatus) lebt in Höhen von 4000—8000 Fuß und soll sich namentlich gern von Blättern und Schößlingen des Enset nähren.

Ein häufiger Bewohner des Mareb, Hauasch, des Tzana-Sees und anderer abyssinischer Gewässer ist das hier Gomari oder Gumare genannte Nilpferd. Am Tzana-See wird ihm von gewerbsmäßigen Jägern (den Woito) nachgestellt.

Im roten Meere existieren einige interessante fleischfressende Waltiere wie der Abu-Salam (Delphinus Abusalam), der Bitan oder Finnwal (Pterobalaena) und (selten) der Potwal (Physeter macrocephalus). Das Ausscheidungsprodukt des Darmes des Potwal, der aromatische Ambar, bildet an den afrikanischen und arabischen Küsten ein sehr gesuchtes Räucherwerk. Aber auch pflanzenfressende Wale sollen unserem Gebiete nicht fehlen. Im roten Meere tummelt sich die Tauileh, der Dujong (Halicore cetacea) und im Tzana-See lebt angeblich nach Heuglin Ja Bacher-Tedscha oder Auli, eine Manati oder Seekuh (Manatus senegalensis?) die auch in centralafrikanischen Gewässern vorkommen soll. Stecker bezweifelt aber diese Angabe Heuglins.

Die Vogelwelt Abyssiniens ist sehr reich. Sie greift nicht so tief in die menschliche Existenz hinein wie die Säugetierwelt, welche ja gerade in den afrikanischen Gebieten so bedeutungsvolle, so riesige Formen aufweist. Wir vermögen daher der abyssinischen Vogelfauna auch nicht das große Interesse abzugewinnen, welches wir der dortigen Säugetierfauna nicht versagen wollten. Nichtsdestoweniger unternehmen wir hier den

Versuch, uns ein kurzes, gedrängtes Bild der ersteren zu verschaffen.

Zunächst fallen uns die Raubvögel in die Augen, deren Familie es nicht an hervorragenden Formen gebricht. In den Hochländern hält sich der Bartgeier mit rötlichem Unterkörper (Gypaëtos meridionalis), welcher mit Vorliebe die Markt- und Schlachtplätze nach Knochen absucht und sich nur wenig mit kleineren lebenden Säugetieren befaßt. Von eigentlichen Geiern existieren mehrere Arten, wie Mönchsgeier, Gänsegeier, Ohren-, Kolbes- und Schopfgeier. Diese zum Teil recht ekelhaften Vögel bilden stellenweise die Reinigungspolizei im Lande, in dessen Bewohnern der Sinn für Ordnung und Sauberkeit nur erst wenig entwickelt erscheint. Unter den Falken ist der interessanteste der Hewei-Semmei oder Himmelsaffe, der Gaukler (Helotarsus ecaudatus), dessen Luftkapriolen selbst die indifferenten Eingeborenen ergötzen. Sehr räuberisch sind die in einigen Arten vertretenen Habichtsare (Spizaetos). Auf Bäumen begegnetman hier und im Sennaar nicht selten dem niedlichen Singhabicht (Melierax polyzonus). Er sitzt träge auf seinem Ast und giebt ein gedehntes Pfeifen von sich, was man aber nicht Gesang nennen sollte. Der Schmarotzermilan (Milvus parasiticus) ist hier wie im Sudan der stets unverschämte Dieb, der Marktleuten das Fleisch aus dem Korbe stiehlt. Auf Steppenboden stelzt der Sekretärvogel, hier Faras Scheitan (Teufelsroß) genannt (Gypogeranus serpentarius), unermüdlich nach Reptilien und größeren Insekten suchend, umher.

Die Nachtschwalben lassen auch hier nach Sonnenuntergang ihr trauliches Schnurren und Zwitschern vernehmen. Von echten Schwalbenvögeln sind hier nicht allein unsere Haus- und Rauchschwalbe, sondern auch mehrere einheimische, zum Teil sehr niedliche Formen zu finden. Sie bauen in Häusern, in hohlen Bäumen, Felsspalten u. s. w.

Die hiesige, auch über Sennaar verbreitete abyssinische Man-

telkrähe (Coracias abyssinica) kommt neben unserer europäischen vor, übertrifft die letztere aber an Farbenschönheit.

Schmuckhafte Vögel sind in Abyssinien wohl vertreten. Namentlich liefern die Paradiesfliegenfänger, die Paradieswitwen, Eisvögel, Bienenfresser, Trogons, Erzkuckucke (Chalcites), die Glanzvögel (Lamprotornis) und Honigsauger (Nectariniae) außerordentlich schön gefärbte Arten. Die Papageien sind nicht groß und werden an Schönheit eher noch von den stattlichen Pisangfressern übertroffen. Jener Reichtum an Prachtvögeln freilich, wie ihn die indische und westaustralische Inselwelt, selbst Südamerika entfalten, ist in Afrika und somit auch in der äthiopischen Alpenwelt, nicht zu suchen.

Man hat häufig darüber geklagt, daß in den hier beschriebenen Gebieten der Vogelgesang so gut wie gar nicht vertreten sei. So schlimm steht es aber doch nicht und ist Abyssinien in dieser Hinsicht keineswegs leer ausgegangen. Unseren herrlichen Nachtigallenvortrag entbehren wir zwar, indessen existiert doch ein vorzüglicher Rohrsänger (Calamodyta stentorea), es fehlt ferner nicht an hier überwinternden und an einheimischen Finken, Laubsängern, Grasmücken, Sprossern, Rotschwänzen, Wiesenschmätzern, Steinschmätzern, Buschschmätzern, an Lerchen, Trosseln, Piepern und Fliegenschnäppern, deren meist einfache Gesangsweisen die Anmut keineswegs entbehren. Unter den schnurrenden und schwätzenden Bartvögeln giebt der im Laube versteckte Perlbartvogel (Bucco margaritatus) Töne von sich, deren Annehmlichkeit bis jetzt weder Heuglin noch Brehm noch ich selbst genügend haben wiedergeben können. Der rotflüglige Würger (Telephonus erythropterus) und der Weichrücken (Malaconotus æthiopicus) lassen sich ebenfalls sehr gut hören. Unter den rabenartigen Vögeln gefällt der Umberrabe durch seine Größe, sein dunkelschillerndes Kolorit und, wie der (weit häufigere) elsterähnlich gezeichnete Schildrabe, durch sein possierliches Wesen. Die Nashornvögel werden durch den die Größe eines Truthahns erreichenden, in seinem Benehmen sehr komischen

Abagamba (Buceros abyssinicus) und durch kleinere z. B. buntgebänderte Arten vertreten.

An taubenartigen Vögeln ist kein Mangel. Die Papageitaube (Treron abyssinica) zeichnet sich durch schön grün und gelbes Gefieder aus. Sehr niedliche Tiere sind die Kaptaube (Ectopistes capensis) und die Erdtaube (Chalcopelia afra). Auch hier wie in den nubischen Steppen machen sich die Turteltauben durch ihr unermüdliches Gurren bemerkbar.

Brehm bemerkt sehr richtig, daß Afrika ebensogut ein Hühnerland wie Asien sei, wenn jenes auch nicht denselben Reichtum an Formen aufzuweisen vermöge wie letzteres. Abyssinien ist in Bezug auf diese Tiere gut weggekommen. Namentlich entwickeln hier die Sandhühner (Pterocles), die Frankoline (Francolinus) und die Steinhühner (Ammoperdix) sehr hübsche, bis in die Woina Dega hinaufgehende Formen. Die Felshühner (Philopachys) finden sich in der Kolla, Woina-Dega und Dega. Das Perlhuhn, hier Zegra oder Hagul (Numida ptilorhyncha) streicht in kleineren Ketten bis 8000 Fuß hinauf, überall eine wahre Zierde der rasigen Untergründe des Waldes bildend.

Die Laufvögel zeigen sich zunächst durch Trappenarten repräsentiert, unter denen die Arabs-Trappe die größte und stattlichste ist. Sie läuft ebenso gewandt und andauernd, als sie zu fliegen versteht. Der Strauß, hier Sagon oder Sakan, besucht nur die Kollas und die Steppen der Küstengegenden.

Eine außerordentliche Menge von Regenpfeifern, Brachschwalben, Reiherläufern, Austernfischern, Reihern (verschiedenster Art), Nachtreihern, Umbervögeln (Scopus), Störchen, Abdimstörchen, Sattelstörchen, Löffelreihern, Nimmersatten, Ibisen, Schnepfen, Wasserläufern, Strandläufern, Rallen, Pfauen- und Jungfernkranichen belebt die Ufer des Roten Meeres, die abyssinischen Flüsse und Seen. Der Kropf-Ibis (Geronticus carunculatus) besucht die Küsten, aber auch die Bergwiesen der Woina-Dega und Dega, bis zu 10 000 Fuß, der Schopf-Ibis (Ger.

comatus) wurde im Februar in der Samhara und in der Woina-Dega beobachtet.

Aber auch Schwimmvögel zeigen sich hier und zwar in ungeheueren Flügen. An den Küsten wimmelt es von Möven, Seeschwalben, Kormoranen, Pelikanen, Tropikvögeln, Tauchern, Enten, Gänsen, Flamingos. An Flüssen und Seen tummeln sich Möven, Seeschwalben, Scherenschnäbel (Rhynchops), Nilgänse, Höckergänse, Witwenenten, Krickenten, Spitzschwanzenten rc. rc.

Die Amphibien und Reptilien entziehen sich bis auf wenige Formen noch mehr der allgemeinen Beobachtung als die Vögel, und tragen noch weniger als letztere dazu bei, der Physiognomie des Landes ein charakteristisches Gepräge aufzudrücken. Seeschildkröten sind an der Roten Meerküste ein sehr häufiges Fangobjekt. Das von hier bezogene Schildpatt steht in sehr gutem Ansehen. An Seen und Teichen ist eine Sumpfschildkröte (Pentonyx Gehafie) sehr gemein. Sie sonnt sich gern auf Steinen und stürzt sich bei Annäherung von Menschen u. s. w. schleunigst ins Wasser. Riesenschlangen (Python Sebae) hausen in buschigen Felsgegenden, werden bis etwa 20 Fuß lang und sind unbegründeterweise ein Gegenstand größter Furcht. An Giftschlangen ist das Land zum Glück nicht reich. Die Kleopatra-Schlange, Brillenschlange (Naia Haje) und die Sandviper (Echis arenicola) scheinen am verbreitetsten zu sein. Man hört hier trotz des Barfußgehens der Leute nicht viel von ihren schädlichen Bissen. Das Nilkrokodil, abyss. Aso, lebt im Takaze, im Tzana-See, im Hauasch und in jenen Lachen der Niederungen, welche öfters Ketten bildend während der feuchten Zeit einen stromartig werdenden Abfluß gewinnen. In derartige, in Ost-Sudan Fulat und Kullolab genannte Teiche oder Sümpfe ziehen sich auch eine große Eidechse, der Nilwarner, und sogar das Nilpferd zurück. In den Kollas haust eine andere große Eidechse, der Steppenwarner (Varanus ocellatus). Große und kleine dornschuppige Eidechsen, Uromastix, Stellio, Agama, beleben Felsen, Mauern und Bäume. Geckonen machen auch in

den Hütten Jagd auf Insekten. Unter den froschartigen Amphibien ist die Pantherkröte die verbreitetste. Die Landmollusken sind zahlreich, bieten jedoch außer einigen Wellhornschnecken (Achatina) keine so besonders auffallenden Formen dar.

Es läßt sich erwarten, daß ein so coupiertes und in klimatischer Hinsicht so abwechselnd gestaltetes Gebiet wie Abyssinien auch eine sehr große Zahl von Gliedertieren beherbergen müsse. Vergeblich wird man hier jene überaus farbenprächtigen Formen der Käfer und Schmetterlinge suchen, welche in Brasilien, Indien und Polynesien das Auge des Sammlers ergötzen. Vielmehr herrschen hier im Kolorit jener Tiere unscheinbarere Farben vor. Übrigens greift das üppige Insektenleben in Gestalt zahlreicher forstlich schädlicher Kerfe, ferner zahlreicher Schaben, Termiten, Ameisen u. s. w. auch in diesen Gegenden feindlich in die menschliche Existenz ein.

Abyssiniens Bewohner bieten ein reiches, mannigfaltiges Interesse dar. Unter ihnen sind zunächst diejenigen zu unterscheiden, welche uns als Ureinwohner gelten müssen, und solche, die von außen her zugewandert sind.

Als Ureinwohner des abyssinischen Alpenlandes sind die Agau anzusehen, welche noch heute den Grundstock der ganzen dortigen Bevölkerung bilden. Nach Buchère ist dieser Name Agau bereits in der zur Zeit des Pharao Usertesen II. gebräuchlich gewesenen Völkerbezeichnung Wawa (Awawa) zu suchen, in welcher das w etwa nach Art des englischen Buchstaben Döbblju auszusprechen wäre. Nach Ansicht jenes französischen Gelehrten bildeten die Agau zur Ptolemäer- und Kaiserzeit eine reiche, mit Gold, Silber, Kupfer, Lasurstein u. s. w. handelnde Nation, welche zur Zeit des erwähnten Pharao sich bis zur ägyptischen Grenze erstreckte. Diese letztere aber befand sich bei Wadi-Halfa in Nubien. Hier erinnert die Lokalbezeichnung Wawi noch jetzt an die Wawa. Diese müßten im nubischen Nilthale mit den Berabra (Lepsius Nil-Nuba) zusammengestoßen sein. Nach und nach sollen die Wawa teils von den

Pharaonen, teils von den äthiopischen aus den Berberinern hervorgegangenen Begründern Napatas (S. 12) nach Süden gedrängt worden sein. Aber die Wawa haben ihren alten Nilgott, dessen Verehrung sie in Nubien gepflegt, nicht verlassen, sondern den Kultus desselben mit sich geführt, als sie über den blauen Fluß zurückgewandert sind. Nach Salt's Angaben soll der Baustil der besseren Agau-Häuser an die Pylonen oder von oben nach unten abgesenkten Flügel- und Thorbauten der altägyptischen Tempel erinnern. Bruce dagegen sucht den Namen Agau von Ag Hirt (Hüter) und Woha (Wasser) abzuleiten. Der berühmte schottische Reisende erzählt uns, daß der Schum oder Priester des Nil an dessen Hauptquelle beim ersten Aufgehen des Hundssternes (oder nach anderen auch elf Tage darauf) alle Häupter seiner (Agau-) Stämme versammele. Dann werde eine schwarze Kuh, die noch kein Kalb zur Welt gebracht, geschlachtet, ihr Kopf werde in die Quelle getaucht und in die frisch abgezogene mit dem Wasser der Quelle besprengte Haut fest eingewickelt. Der übrige Körper werde gereinigt, zerwirkt und auf den Hügel über der ersten Quelle gelegt; da werde er mit Wasser gewaschen, welches die Vornehmsten in ihren hohlen Händen herzugetragen hätten. Nun werde das Fleisch verteilt, roh gegessen und mit Nilwasser hinuntergespült. Die Knochen würden auf einen Haufen geworfen und später verbrannt. Die Anwesenden sollen dann noch andere Gebräuche verrichten und den Nilgott nach Art der alten Ägypter anbeten.

Die Lasta-Agau sollen in Höhlen wohnen und den Takaze in derselben Weise verehren, wie die Agau von Damot und Tscheras den Nil. Dies spricht gegen Rueppell, welcher für die Nil-Verehrung seitens der Agau keinen vernünftigen Grund finden will und daher gegen Bruce's Darstellung Widerspruch erhebt. Bruce aber verdient in meinen Augen meist unbedingtes Vertrauen. Warum sollen die Agau aus einer früheren Zeit ihres Vordringens gegen die eigentlichen Nilländer — wie weit sie hier gelangt sein mögen, das lasse ich dahingestellt — nicht

noch die Tradition von einer Verehrung des Abay-Niles (blauen Flusses — Bachr el asrok), dessen Quellen sie gekannt, weiter fortgepflanzt haben? Können sie nicht überhaupt von Urgedenken her eine Neigung für die abgöttische Verehrung von Flüssen und Quellen besessen haben? Ist eine solche nicht bei vielen Völkern ganz Afrikas verbreitet, denen jedes größere Wasser als ein Gott oder wenigstens als ein Fetisch gilt? Ja, Rueppell beschreibt selbst eine Ceremonie aus der Gegend von Adigerat, welche auf obiges bezüglich', nach Aussage seiner eingeborenen Begleitung ein Überrest heidnischen Dienstes sein sollte. Die Agau ziehen Schlangen (natürlich unschädliche) in ihren Häusern auf. Das thun auch andere afrikanische Stämme, die Gala, die Guinea-Neger, die Kaffern. Nach Krapf sollen die Abyssinier vor ihrer Bekehrung zum Christentum eine große Schlange (wohl Python Sebae, S. 34) angebetet haben. Dies Untier spielt auch in der altägyptischen Mythologie eine hervorragende Rolle. Diese Schlangenverehrung hängt ferner mit dem Psyllendienst der Alten zusammen. Bruce läßt die Agau um Eintreten des Regens beten. Dies erinnert wieder an eine ganz ähnliche Ceremonie bei den Gala und an die bei den nigritischen Völkerschaften bis gegen das Kap der guten Hoffnung hinab übliche Regenmacherei.

Die echten unverfälschten Agau wohnen heute in der Provinz Agaumeder und in der eigentlichen Provinz Agau. Ich selbst habe Agau aus Lasta gesehen, welche sich in ihrem Gesichtsschnitt im ganzen von den übrigen Abyssiniern nicht unterschieden. Als Typus der echten Agau konnte Ras Ubie, der bekannte Fürst von Tigre, gelten, welcher gegen Theodor II. seine Herrschaft verlor. Dieser Mann, der in der neueren Geschichte Abyssiniens eine so hervorragende Rolle gespielt hat, ist von Lefèbvre in dessen großem Reisewerk abgebildet worden. (Fig. 4.) Die Abyssinier dieses Stammes sind von mittlerer Körpergröße, wohlgebaut, eher etwas zierlich als kräftig. Der Kopf ist lang, die Stirn ist sanft gerundet, manchmal stärker gewölbt, die Nase ist vorstehend,

hat einen geraden oder gewölbten Rücken, eine häufiger stumpfe als scharfe Spitze, ziemlich breite Flügel. Fleischige, zuweilen ein wenig dicke Lippen, ein kleines etwas zurückweichendes rundes Kinn, lebhafte Augen und krauses, kleingelocktes Haar sind diesen

Fig. 4.



Ras Ubie von Tigre.

Leuten eigen. Der Bart ist schwach, die Farbe umberbraun und etwas in rötlichbraun spielend. Bei manchen Agau fällt das starke Hervorragen der Nase und des üppigen Mundes auf. Dergleichen Profile erinnern an altägyptische. A. d'Abbadie fand

bei den Agau von Agaumeder die äußeren Augenwinkel etwas nach oben gewendet. Das soll auch öfter bei dem Agauvolk der Falascha beobachtet werden. Ras Ubie hatte derartig schiefe Augen. (Fig. 4.)

Die Agau-Sprache, das Hamtönga, Hamra oder Agaunja, weicht nach dem wenigen bis jetzt darüber bekannt Gewordenen kaum von den übrigen abyssinischen Sprachen, namentlich aber vom Amhara, ab. Es scheint dasselbe auch verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Fungidialekt von Fagoba oder Dar Gubba zu haben. Dies Hamtönga zerfällt in Dialekte.

Zu den Agau müssen auch die Falascha gerechnet werden. Dieser Name kommt nach Angabe der Leute selbst von Falasian — Verbannte her. Abbadie dagegen glaubt, daß sich derselbe auf den industriösen Sinn der Falascha beziehe. Derartige Menschen wohnen nun in Wolkait, Simen, Wodjerat, Dembea, Ermetschoho, Tsagade, Janfangara, Alafa, Wochni, Dagosa, Damot, Agaumeder, Begemeder, Lasta, Kuara und Schoa. Manche sollen sich sogar unter den Adzebo-Gala und in Gurague niedergelassen haben. Die von mir in Mesalamie beobachteten Falascha hatten die oben hervorgehobene Prognathie in hohem Grade, auch schräg gestellte Augen. Sie sahen übrigens so aus wie manche Bescharin Nubiens. Die Sprache der Falascha, das Huaraza oder Kuara, soll jetzt in Dembea untergehen, sich jedoch in Kuara noch halten und einem gewissen Agau-Dialekt ähneln.

Die Falascha sind die Eisenindustriellen Abyssiniens und daher, wie die Bearbeiter dieses wichtigen Metalles in einem großen Teile von Afrika, in den Augen des übrigen Volkes von dem unheimlichsten Nimbus umgeben. Die Falascha selbst behaupten aus Jerusalem zu stammen, sie halten den Namen Gottes hoch, heiligen den Sabbat am Sonnabend, verneinen die göttliche Abstammung Christi, erklären die Wöchnerinnen für unrein, schlachten Ostern am Fest der Freude ein Opferlamm, tauchen den Neugebornen bei der Taufe unter, schätzen die fünf

Bücher Mosis sehr hoch u. s. w. Nach Heuglins Angabe sind die Falascha im Äußern von den übrigen Abyssiniern kaum zu unterscheiden. Von der hebräischen Sprache wissen und verstehen sie nichts. Sie leben wie die Mohammedaner streng in Quartieren der Städte und in besonderen Dörfern abgegrenzt. Sie verfügen über Grundbesitz, haben Vieh, treiben Ackerbau, Baumwollenweberei, das Schmiede-, Maurer-, Zimmerer- und Töpfergewerbe, sie verstehen aber auch die Silberarbeit. An Fleiß und Scharfsinn erheben sie sich wie die Giberten oder abyssinischen Anhänger des Islam über die dortigen Anbeter des Kreuzes. Heuglin findet ihre Gotteshäuser von den christlich-abyssinischen Kirchen nicht verschieden. Gewisse ihrer geistlichen Orden, unter denen Kastration und frenetisches Fasten Hauptaufgaben bilden, haben die Tracht der Mönche des Landes angenommen. Der Abuna oder Oberpriester hat seinen Sitz in Kuara. Sie verfügen auch über weibliche streng gehaltene Orden (Batiwa).

Der Gottesdienst der Falascha, dieser den Agau so sehr nahe verwandten Landeseingeborenen, ist ein Gemisch von altchristlichen und von israelitischen Gebräuchen. Letztere stammen aus der Zeit her, in welcher ein verdorbenes, von yemenischen Arabern herübergebrachtes Judentum die Staatsreligion Abyssiniens gewesen ist. Eine Zeit lang haben die Falascha große Macht im Reiche besessen und eigenen Königen gehorcht. Eine ihrer Fürstinnen, Judith, zerstörte an der Spitze ihrer Bewaffneten den Tempel von Axum. Im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gründete eine andere Falascha-Prinzessin, Namens Sague (Ptenmu) von Lasta eine Dynastie, über die es heißt, sie sei 400 Jahre lang am Ruder geblieben. Durch Yekon Memlekel wurde die Macht der Falascha gestürzt. Seitdem ist es mit ihrer politischen Bedeutung vorbei und sind im Laufe der Zeit viele der Leute durch die christlichen Machthaber gewaltsam zum Religionswechsel gezwungen worden.

Die Falascha werden noch heute von vielen für echte Juden gehalten, welche von irgend einem assyrischen oder römi-

schen Eroberer aus dem gelobten Lande vertrieben sein sollen. Dieser von mir und von anderen längst widerlegte Irrtum pflanzt sich in der Ethnologie trotzdem wie wucherndes Unkraut fort. Die Falascha gehören vielmehr wie die schwarzen Juden Indiens und der Loangoküste, wie die Madagaskar-Juden und die krimischen Karaiten zu den Pseudo-Juden R. Andrees, d. h. zu Leuten, welche zwar israelitische Gebräuche innehalten, aber mit nichten als Angehörige des auserwählten Volkes betrachtet werden dürfen.

Ein anderer Agauzweig sind die Kömanten oder Kamanten, welche in bergigen Strichen nahe der Reichshauptstadt Gondar, ferner in Kolla-Wogera, Tschelga, Wochni, Kuara und in Schoa wohnen. Diese Huaraza redenden Leute sollen sich im Äußeren ebenfalls nicht von den übrigen Abyssiniern unterscheiden. Sie beschäftigen sich mit Jagd, Viehzucht, Bienenzucht und mit Ackerbau, sie halten ihre Familien frei von fremder Beimischung und zeichnen sich durch Tüchtigkeit in der Arbeit aus. Sie glauben nach Rueppells Angaben an einen Gott und an die Unsterblichkeit. Sie erkennen Moses als einen gottbegnadeten Propheten an, verschmähen aber ein besonderes Glaubensbuch. Sie beobachten zwar keine eigentlichen Festtage, feiern jedoch am Sonnabend vom Ackerbau. Sie fasten nicht und essen alles von Christen, Mohammedanern oder Falascha geschlachtete Fleisch. Ist ein Familienvater gestorben, so kommen die Ortsangehörigen in einer besonderen Hütte zusammen, in welcher der Sohn des Verblichenen Gerstenbier kredenzt. Die Weiber durchbohren nach dem ersten Wochenbett das Ohrläppchen und erweitern die Öffnung durch eingeschobene Holzklötze so lange, bis nur noch ein schmaler Haut- und Knorpelring auf die Schultern herabhängt. Diese an die brasilianischen Botocudos und Miranhas erinnernde Sitte der Ohrlappendurchbohrung findet sich bei den Wakuafi, den Kaffern und anderen afrikanischen Volksstämmen wieder. Die angeblich früher dem jüdischen Ritus ergeben gewesenen Kömanten stehen der christlich-jakobitischen Mehrzahl der Abyssinier als

Ketzer, als Sektierer gegenüber und werden von diesen wie auch von den Mohammedanern gründlich zurückgesetzt, ja mißachtet. Nur der im Beginn seiner Regentenlaufbahn staatskluge Negus Theodor II. hatte die Kömanten als treue und tapfere Anhänger an sein Heerlager zu fesseln gewußt.

Agau ihrer Nationalität nach sind ferner die Bilen am Roten Meere, sonst auch die Bogos genannt. Sie glauben selbst von den Lasta-Agaus abzustammen. Den Bogos wieder nahe verwandt sind die Mensa der gleichnamigen Hochebene.

Die schon früher kurz erwähnten Woito, Woto oder Waito, Wato am Tzanasee und weiter in Amhara hinein sind ihrer Abkunft nach, mir gewordenen Nachrichten zufolge, ebenfalls Agau, sie redeten früher Hamtönga, sprechen aber zur Zeit fast nur das Idiom der Provinz, in welcher sie leben. Diese Leute sind geschickte Nilpferdjäger, sie erlegen wilde Schweine, Wasservögel, Krokodile, fangen Fische und Schildkröten. Sie essen ohne Skrupel das Fleisch aller dieser Tiere. Dadurch machen sie sich den übrigen zum Teil strenge Speiseverbote befolgenden Abyssiniern als Heiden oder mindestens als Ketzer verdächtig. Sie beachten weder die Beschneidung, noch üben sie sonstige religiöse Gebräuche aus. Rueppell betont ganz besonders, daß die Woito sich durch Gesichtszüge und andere körperliche Eigentümlichkeiten nicht von den übrigen Abyssiniern unterscheiden. Übrigens zeigen diese Leute in ihren Sitten und Gebräuchen manche Ähnlichkeit mit denen der Hauanit (Wawa, Agau S. 36) oder gewerbsmäßigen Nilpferd- und Krokodiljäger Nubiens, mit den ähnliche Beschäftigungen treibenden Budduma des Tsad-Sees, mit den Wanderobo und anderen afrikanischen Jäger- oder Fischerkasten.

Gelten uns nun die Agau-Stämme, welche von manchen Forschern direkt mit den Gala identifiziert werden, als Ureingeborene des abyssinischen Alpenlandes, so stoßen uns in diesem doch auch noch andere an Zahl und politischer Obmacht über jene vorherrschende Stämme auf, die trotz ihrer Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit den Agau auch eine gewisse Eigenart bewahren.

Da sind zunächst die mächtigen und verbreiteten Amhara, welche nicht allein diese gleichnamige Provinz, sondern auch Schoa im Besitz haben. Sie wohnen zerstreut in den übrigen Landesteilen. Sie sind ursprünglich Agau, welche sich mit Gala, namentlich aber mit Edjau, Wollo und Tulema vermischt haben, ohne daß dadurch freilich ihr ursprünglicher physischer Habitus beträchtlich alteriert werden konnte. Die Amhara sprechen einen dem Geez oder der äthiopischen Ursprache verwandten Dialekt, der übrigens mit Gala- und Agau-Wörtern reichlich durchsetzt erscheint. Diese Sprache, das Amharinja, verschafft sich jetzt mehr und mehr Verbreitung.

Ein anderer Stamm sind die Tigre in der gleichnamigen Provinz, welche sich ebenfalls nicht wesentlich von den übrigen Abyssiniern unterscheiden. Im Durchschnitt haben sie etwas schärfere Züge als die Amhara. Sie sprechen das Tigrinja, eine Tochter des Geez, welche letzterem näher steht als das Amharinja. Das Tigrie oder Baase, ebenfalls dem Geez verwandt, wird in der Samhara und von den Beni-Amir gesprochen. Die Beni-Amir oder Beni-Amr zeigen sich als ein die Seeküste im Norden von den Habab unter 16—18° N. Br. und das Land Baraka bewohnender Nomadenstamm, welcher abyssinischen Ursprunges ist und früher einmal von Belau, wohl einem Danakilstamme, unterworfen wurde.

Außer diesen und außer den oben schon genannten Idiomen der Agau und Kömanten werden im Lande noch Nerebena, (später) Basen und verschiedene Gala-Dialekte, endlich auch arabisch gesprochen, ganz abgesehen noch von verschiedenen hier zeitweise geredeten europäischen Sprachen.

Das Geez ist ein den semitischen oder syroarabischen Sprachen nahe verwandtes Idiom. Auf die Entstehung desselben haben unzweifelhaft schon früher stattgehabte Beziehungen zwischen Arabern und Abyssiniern Einfluß geübt. Vielleicht hat sich dies Idiom aus einem arabischen Hirtendialekt und aus zahlreichen afrikanischen Lehnwörtern hervorgebildet.

Abyssinien ist den Alten zwar schon zu früher Zeit, aber doch noch nicht in jenen fernliegenden Perioden bekannt gewesen, in denen Homer seine unsterblichen Gesänge verfaßt hat. Dillmann verwirft mit Recht die Annahme, daß unter den Äthiopern, welche schon zur homerischen Ära als ein frommes, opferspendendes Volk gegolten hätten, die Abyssinier und Somal verstanden werden dürften, wie dies doch durch Mannert, Heeren und Knobel versucht worden ist. Das zeige Herodots Beschreibung von dem bei den Äthiopern herrschenden Sonnenstich, von dem dortigen Goldreichtum und von der daselbst üblichen Begräbnisweise. Dillmann hält diese Nachrichten auf das alte Meroë, die heutigen Provinzen Berber und Sennaar, anwendbar.

Nach alten Berichten sollen unter der Regierung des Pharao Psamtik (um 666 v. Chr.) gegen 240 000 Angehörige der ägyptischen Kriegerkaste soweit südlich von Meroë gezogen sein, als dieser Staat von Syene (Assuan) entfernt liegt. Herodot meldet, daß die Kriegsleute sich deshalb mit dem Pharao veruneinigt hätten, weil man sie zu lange unter den Waffen gehalten, sie auch vielleicht zu schlecht oder unregelmäßig besoldet habe. Bekanntlich ist letzterer Zustand im Nilthale auch heute noch stationär. Dillmann und ich selbst halten jene Zahl der ausgewanderten Kriegsleute für zu hoch gegriffen, wenn auch sonst das von Diodor, Strabo und Plinius beglaubigte Ereignis als eine geschichtliche Thatsache anerkannt werden darf. Dillmann bezweifelt im Gegensatz zu den oben erwähnten Forschern, daß die ägyptischen Kriegsleute sich in Abyssinien niedergelassen haben. Er meint vielmehr, die Flüchtlinge würden sich in der durch den Atbara und Nil gebildeten Halbinsel und weiter südlich eingerichtet und hierhin die ägyptische Kultur verpflanzt haben. Das klingt höchst wahrscheinlich.

Erst zur Ptolemäerzeit wird Abyssinien bekannter. Zur Zeit des Ptolemäus III. Euergetes (247—222) gab es an der abyssinischen Küste im Westen der Annesley-Bucht den Hafenort Adu-

lis, ein von griechischen Auswanderern in einen blühenden Zustand versetztes und darin unterhaltenes Emporium. Von dort holten die Handelsgaleeren Elfenbein, Rhinozeroshorn, Peitschen von Nilpferdhaut (jetzt — vielleicht schon damals — eine Arbeit der Woito), Schildpatt und Sklaven. Nördlicher lagen Ptolemais Theron (d. h. der Elefantenjagden) und Berenike Epideires (d. h. auf der Landzunge — Kiepert). Im Hinterlande jagte man damals nicht nur Elefanten, sondern man fing sie sogar lebendig und schaffte sie nordwärts, wo sie zum Kriegsdienst abgerichtet wurden. Derselbe Ptolemäus Euergetes hat nach Cosmas 400 troglodytische und abyssinische Elefanten, welche sein Vater und er selbst an Ort und Stelle gefangen, gegen Seleucus Kallinicus ins Feld geführt! In der blutigen Schlacht von Raphia (217 v. Chr.), welche Ptolemäus IV. Philopator gegen Antiochos III. oder den Großen geschlagen, zogen trotz des Antiochos Niederlage die 73 afrikanischen Elefanten des ägyptischen Königs gegen die 102 indischen Tiere des syrischen Königs den Kürzern. Welche Kulturbestrebungen schon damals an einer Küste, welche heute kaum der scheue Fuß eines herumschweifenden Nomaden zu betreten pflegt! Bereits in jenen fernen Zeiten blühete im heutigen Tigre das Reich Axum, Axome, Auxumis (Aksum abyssinisch). Wie wir oben gesehen haben, sind nicht entwischte ägyptische Soldaten die Begründer dieses Staates gewesen, sondern zunächst griechische Kolonisten, welche den Einfluß ihrer weltbildenden Kultur bis in die entferntesten Gebiete zu verpflanzen wußten. Dillmann bemerkt sehr richtig, daß die axumitischen Baureste keineswegs ägyptischen Vorwürfen ihren Ursprung verdankten, sondern daß sie jüngern Datums seien. Jener Forscher führt weiter aus, daß durch verschiedene Thatsachen die enge Verbindung des axumitischen Reiches mit Südwestarabien verbürgt werde. Ohne Zweifel seien seit der Ausbreitung jenes Staates auch über Arabien, freiwillig oder gezwungen, zahlreiche Himjaren oder Sabäer (Araber) über das Rote Meer nach Abyssinien hinübergedrungen. Das Wachstum



Obelisken von Axum, nach Rueppell.

und die Blüte jenes äthiopischen Reiches hätten wesentlich auf dem Zusammenwirken der dort aufgenommenen griechischen und südarabischen Kulturelemente beruht.

Beim heutigen Axum, einer Provinzialstadt von ca. einer englischen Meile Ausdehnung und etwa 3000 Einwohnern, finden sich noch zahlreiche Überreste aus der glanzvollen Periode des alten Reiches. Nach Heuglin mag sich die Zahl der dort vorhandenen Obelisken und Tafeln auf 50—60 belaufen. Viele derselben liegen in benachbarten Gehöften, einige haben sich im Sturz an große Bäume angelegt. Sie sind aus dem Trachyt (S. 5) der nächsten Umgebung geformte Monolithe, von denen Salt, Rueppell, Lefèbvre und Heuglin gute Abbildungen veröffentlichten (Fig. 5). Der Stil dieser Baudenkmäler ist weder ägyptisch noch klassisch-griechisch, noch zeigt er Anklänge an jene älteren Schöpfungen, welche in den Chalifenstädten unsere Bewunderung erregen. Höchstens könnten dieselben, falls ich hierin nicht irre, einigen (aber auch nur einigen) Vergleich mit jenen Monumenten Vorderasiens aushalten, welche man, wenngleich etwas schüchtern, der seleucidisch-syrischen Ära zuzuschreiben geneigt ist. Auch alte Münzen sind unter den axumitischen Denkmälern gefunden. Wenig verlautet über deren späteren Verbleib. Die Thronsäulenreste hierselbst lassen auf einen luxuriösen Königssitz, die Opfernäpfe auf einen heidnischen Kultus schließen. Münzen, welche aus den späteren Regierungsepochen der Könige Arma, Aphidias und Gersemur (6—7. Jahrh. n. Chr.) herrühren, zeigen die bischöfliche Tiara und das Kreuz, welches letztere hier bereits in der höchsten Blütezeit des Reiches, d. h. um 330, aufgerichtet wurde. Einer der Obelisken verkündet in griechischer Schrift die Siege des (axumitischen) Königs Aizanas, Lasan, welcher schon in seiner Epoche (345 n. Chr.) über das Land, über einen Teil Arabiens und über die nubischen Bedja gebot. Axum wurde durch die Falascha-Königin Judith (S. 41) und später durch den Danakil-Eroberer Mohammed Guranje vernichtet. Manche glauben, daß hierbei auch Erdbeben ihr Werk gethan haben.

Es sollen sich andere Ruinen bei Madschud, zu Jaha bei Adua, zu Dingile, am Wore u. s. w. finden.

Adulis hat gleichfalls seine alten Reste. Eine von Ptolemaeus Euergetes herrührende Inschrift macht uns mit vielen geographischen und Völkernamen bekannt, deren manche bereits in Axum vorkommen.

Das Christentum wurde um das oben genannte Jahr durch zwei schiffbrüchige Handlungsgehilfen Namens Frumentius und Aedisius an den Hof des Königs Saraeldin verpflanzt. Die axumitischen Fürsten, welche sich ihrer Herkunft vom Kriegsgotte Ares rühmten, sollen erst um 356 die christliche Religion angenommen haben Jener Frumentius wurde, nach Norden zurückkehrend, durch den damaligen alexandrinischen Patriarchen Athanasius zum Erzbischof (Abuna) von Abyssinien geweiht. Er führte hier den Namen Aba (Abuna) Salama — Vater des Heils — und sorgte in energischer Weise für die Ausbreitung der von ihm gepredigten Lehre.

Nun folgt eine verhältnismäßig dunkle Zeit, in welche aber doch die Feldzüge der Abyssinier nach Arabien fallen, auf die ich später zurückzukommen gedenke. Die Erhebung der Falascha und die Gründung ihrer Dynastie ist schon oben erwähnt worden (S. 41). Auch der Sturz derselben durch einen christlichen Herrscher wurde dort aufgeführt. Aus der Dynastie des Königs Yekon Memleket oder Tesfa Yasus sind kraftvolle Herrscher hervorgegangen. In diese Zeit der Neuaufrichtung des christlichen Reiches fällt die Wirksamkeit des großen Abuna Tekuela-Haimanot, welcher jenen Yekon Memleket zum König gesalbt haben soll.

In Schoa macht sich noch heute die durch den intelligenten König Menilek vertretene Dynastie Salomos breit. Die halb in Mythus gehüllte Geschichte der letzteren ist aber etwa folgende. In der Bibel lesen wir bekanntlich von einer Königin von Saba, welche Salomo aufgesucht und mit diesem weisen Regenten, als Ergebnis gegenseitiger Minne, den Menilek gezeugt haben

soll. Ohne die Geschichtlichkeit dieser Königin, für welche etwa so gute Zeugnisse vorliegen, wie über David und seine gesamte Sippe, absolut in Zweifel ziehen zu wollen, glaube ich doch, daß unter ihr nur eine meroitische oder abyssinische Fürstin, eine Art Candace, verstanden werden dürfe, welche vielleicht dem Judenkönige, diesem Stern des damaligen östlichen Altertums, einen Besuch zu machen teils rein geistiges, teils aber auch nur weltliches Bedürfnis gefühlt haben mag. Diese Königin, mit eigentlichem Namen Nagasta Adzaba oder Makada, vielleicht eine Adzebo-Gala (?), trat der Sage nach zum Judentum über. Die Kebra za Negest, ein altabyssinisches Manuskript, meldet uns, daß der Sohn Menilek in Abyssinien eine israelitische Kolonie und eine salomonische Dynastie gegründet habe. Nach den Festsetzungen der Königin Makada soll von damals ab kein weiblicher Regent mehr auf dem Throne von Habesch geduldet worden sein. Auch wurde schon in jener Zeit das Hofgesetz erlassen, nach welchem die nicht zum Throne berechtigten Prinzen bis zu ihrer etwaigen (stellvertretenden) Übernahme der Regierung oder bis zu ihrem Tode in strenger Gefangenschaft gehalten werden mußten. Mit barbarischer Konsequenz wurde dieser Brauch in Schoa bis auf die Tage Sahela Selasies (1842) beibehalten. Nur die weiblichen Anverwandten, von denen dynastische Intriguen nicht befürchtet wurden, durften frei ausgehen.

Wieviel geschichtliche Wahrheit an jener ganzen Historie von der Königin Makada, von ihrem Besuch bei Salomo und von dessen Folgen sein möge, dies ist für uns auch dann schwierig zu ergründen, wenn wir hier einem selbst nur beschränkteren thatsächlichen Untergrunde die Ehre geben wollen. Soviel aber steht fest, daß schon in sehr früher Zeit jüdische Ritualgesetze ihren Eingang in Abyssinien gefunden haben müssen. Es mag dies namentlich unter der Herrschaft jener alten Dynastieen gewesen sein, welche ihre ganz direkte Herkunft vom Hause Salomo glaubten ableiten zu dürfen.

Die ehemaligen Statthalter Schoas, welche den Königstitel

(Negus) usurpiert, führen ihren Stammbaum wie schon bemerkt noch jetzt auf die salomonische Dynastie zurück und lassen sich angelegen sein, nicht wenigen ihrer Thronerben den begnadigten Namen Menilek zu verleihen.

Um 1530 saß das Haus Salomos auch zu Gondar, Guendar, in Amhara auf dem Thron der Negus Negest, der Könige der Könige oder Kaiser. Um diese an welthistorischen Erschütterungen so reiche Zeit sammelte Mohammed Guranje (Linkhand), ein fanatischer Moslim, die Aferstämme des abyssinischen Tehama, aber auch Somal und Gala, um sich. Diese Völker führte er gegen das christlich-abyssinische Reich. Das aber war allein zu schwach gegenüber den Fanatikern des Islam und wandte sich an die damals überall gegenwärtigen Portugiesen um Hilfe. Ein Haufen tapferer lusitanischer Armbrustschützen und Arquebusiere vom Schlage der Invasionstruppen eines Cortez und Pizarro, unter Führung des Dom Christovão da Gama, erschien in Abyssinien, schlug und tötete den Guranje und jagte die Fanatiker zum Lande hinaus. Der Thron Salomos wurde gerettet und Galaudiös (Claudius) zum Negus Negest erhoben. Als Lohn begehrten die Portugiesen Land und die Anerkennung des Papstes als eines Oberhirten der abyssinischen Kirche. Allein Galaudiös schlug dies ab und schickte die sich einfindenden Jesuitenmissionäre wieder heim. Unter dem Negus Soltan Segged faßten letztere jedoch abermals Fuß und entfesselten den Religionshaß und den Religionskrieg in den äthiopischen Alpen. Nach blutigem Ringen zwang der Erbprinz Fasildas seinen Vater Soltan Segged, das jakobitische Christentum neben den römisch-katholischen zu dulden. Nach dem Regierungsantritt des Fasildas im Jahre 1632 wurden die Jesuitenmissionäre gänzlich aus Abyssinien vertrieben.

Später sank das Ansehen der Kaiser. Die Statthalter von Schoa, Amhara und Tigre gewöhnten sich daran, die selbständigen Herren zu spielen. Um 1760 ermordete Mikael, Ras (Oberhaupt) von Tigre, den Kaiser Joas und setzte nacheinander Verwandte desselben auf den Thron zu Gondar ein.

Ein solches böses Puppenspiel, bei dem es leider nur zu häufig zu schändlichem Verrat und zu greulichen Blutvergießen kam, hat bis in die neueste Zeit fortgedauert. Ras Mikael wurde 1771 durch Wend Bowesan, den Dedjas oder Gouverneur von Lasta, geschlagen. Kefla Yasus, Gouverneur von Tamben und provisorischer Ras in Tigre, wollte sich mit dem Besieger des Mikael zur Ermordung des letzteren vereinigen, fand dort aber keinen Anklang. Vielmehr ward Mikael von Wend Bowesan in Freiheit gesetzt, verschaffte sich Anhang, zersprengte das Heer des Kefla Yasus und ließ diesen hinrichten. Mikaels Sohn, Wolda Selasie, wurde dann Ras von Tigre. Nach seinem Tode (1816) stritten mehrere Prätendenten um die Statthalterschaft der Provinz, bis 1822 Ras Sabagadis von Agame die Regierung an sich riß. Er wurde von seinem Schwiegersohn, dem Ras Ubie, Gouverneur von Tigre und Simen, gestürzt und umgebracht. Ubie befestigte sich nach vielen blutigen Fehden mit den Angehörigen des Sabagadis, und regierte sein Land zwar mit eiserner Faust aber mit Geschick.

In Amhara gebot seit 1833 der tapfere, intrigante Ras Ali. Dieser hielt den Kaiser Sagalu Dengel in einer Art von Gefangenschaft. Die geringe dem Negus ausgesetzte Civilliste brachte diesen letzteren auf den Gedanken, einen Teil der Güter der toten Hand dem abyssinischen Klerus zu entreißen und zu seinem eigenen Nutzen zu versilbern. Allein die darüber aufgebrachte Geistlichkeit ersuchte den Ras Ali um Absetzung des neuerungssüchtigen Negus. Das geschah auch 1833 in aller Form und der Thron Salomos zu Gondar blieb von da ab bis auf weiteres leer. Das Erzbischoftum blieb ebenfalls lange unbesetzt, bis endlich 1841 auf Antrieb des Ras Ubie ein koptischer Aba Salama als Abuna eingesetzt wurde.

In Schoa hatten die Statthalter sich von der Centralmacht losgesagt und sich einen eigenen Königsthron zurechtgemacht (S. 49, 51). Im Jahre 1690 war Negusie erster König im dem zu Schoa gehörenden Lande Ifat. Auf ihn folg-

ten Sebastje, Abije, Emhau Jasus, Asfa Wosen, Wosen Segged und endlich seit 1811 der kluge, neuerlich so viel genannte Sahela Selasie. Dieses Fürsten Sohn, Ras Ali und Ras Ubie waren um 1855 Gebieter in Habesch, als hier ein neues Gestirn in der Person Kasas, des Dedjas von Kuara, aufging. Kasa war armer Leute Kind, die sich aber rühmten aus salomonischem Blute abzustammen. Nach dem Tode seines Vaters handelte seine Mutter auf dem Markte von Wochni mit dem bekannten Bandwurmmittel Kusso. Der junge Kasa wuchs bei Klostergeistlichen auf, lernte hier tüchtig und ward schon in sehr jugendlichem Alter als ein gelehrter Mann (Debtera) betrachtet. Nachdem der klösterliche Aufenthalt des Kasa von plündernden Kriegsvolk aus Dembea zerstört worden, trieb sich der junge Mann eine zeitlang als Schefta d. h. Wegelagerer, unstät umher. Gemachsam gelang es ihm aber, allerhand fahrendes Volk um sich zu sammeln, daraus einen Heerhaufen zu organisieren und den Bürgerkrieg in einer Zeit zu beginnen, in welcher Habesch den schauderhaften Intriguen seitens jedes beliebigen Parteigängers ausgesetzt war. Kasa griff zunächst das ihm seit der Zerstörung seines Jugendaufenthaltes verhaßte Dembea an. Er schlug hier die als Fürstin fungierende Mutter des Ras Ali. Diese schlaue Dame wußte ihre Interessen mit denen des Besiegers zu verbinden, indem sie letzteren mit Tsubedscha, der Tochter Ras Alis, verehelichte. Kasa zog nun gegen die von Tekarine oder Mekkapilgern aus Dar-Fur und Waday gegründete Republik Galabat, damals eine Tributärin Ägyptens. Der Markt des Hauptplatzes Metamme ward geplündert nnd begab sich Kasa, den Säckel mit Mariatheresienthalern gefüllt, auf den Heimweg, als er am Rahad-Flusse durch den ägyptischen Provinzialgouverneur in Sennaar, mit schwarzen Soldaten eingeholt, besiegt und verwundet wurde.

Nach diesem Schlage erholte sich Kasa nur langsam wieder und machte sich, seine Schwiegermutter absetzend, zum Dedjas von Dembea. Gegen ihn, der das ganze Alpengebiet in Auf-

regung versetzt hatte, zog endlich der alternde Ras Ali von Debra Tabor aus zu Felde, verlor aber die Schlacht und mußte bei den Wollo-Gala Zuflucht suchen. Einen anderen Anfall des Dedjas Goschu von Godjam warf Kasa gleichfalls zurück. Er nahm sogar während des Schlachtgetümmels diesem Feinde eigenhändig das Leben.

Hiernach verständigte sich der schlaue Usurpator mit dem Abuna über seine bevorstehende Krönung zum Negus Negest. Der vom Bischoftum geforderte Preis für diese Staatshandlung war die Vertreibung der französischen katholischen Missionäre. Die wurde auch ins Werk gesetzt. Dann kam Ras Ubie an die Reihe. Kasa besiegte ihn 1855 am Abhange des Buahit bei Debela. Kurze Zeit darauf ließ sich der Sieger in der Kirche Debreskie als Theodor II. zum Kaiser krönen.

Nun hoffte man seit Generationen in dem von unaufhörlichen bürgerlichen Unruhen zerfleischten Lande, ein Theodor werde als eine Art Messias erscheinen, die alte Kaiserherrlichkeit wiederherstellen und den Moslemin die heiligen Städte des Islam in Arabien abnehmen. Der neue Negus wußte diese Sage zu seinem Vorteil auszubeuten. Nach seiner Krönung zog er gegen Schoa, dessen König Hailu Mulakut, ältester Sohn Sahela Selasies, dabei Schlacht und Thron einbüßte.

Theodor II. war jetzt Alleinherrscher. Klug und nach abyssinischem Stil von gelehrter Bildung, verwegen wie kein Zweiter, vom Wirbel bis zu den Zehen ein hochbedeutender Mann, verfiel er leider in jenen wilden Cäsarenwahn, wie ihn die Despoten aus afrikanischem Geblüt nach äußeren Erfolgen so leicht erwerben. Theodor wurde grausam, gemein grausam. Das reizte seine Häuptlinge einen nach dem andern zur Empörung.

Als wir 1860 Sennaar bereisten, wollten wir über Gedarif und Galabat auch den Theodor besuchen. Allein die vielen Grenzaufstände ließen das nicht zu. Theodor schickte damals mehrere Gesandtschaften zu Lande nach Ägypten. Wir trafen etliches Personal derselben unterwegs und konnten an diesen sehr

zusammengewürfelten Leuten interessante Studien machen. Zu jener Zeit erregte der Aufstand Agau-Negusies von Tigre, Neffen des alten Ubie, eines waghalsigen aber sonst unbedeutenden Menschen, großes Aufsehen durch ganz Nordostafrika. Dieser mit den Umtrieben französischer Jesuitenmissionäre zusammenhängende Aufstand endete für seinen Urheber ebenso unglücklich, wie derjenige seines Nachtreters, des sogenannten Ras Marit. Dabei blieb es freilich nicht. Andere und immer andere Rebellen traten gegen Theodor auf, Menilek von Schoa fiel ab und die Halsstarrigkeit der Wollo-Gala machte dem Kaiser viel zu schaffen. In der ewigen Bekämpfung dieser Gegner zersplitterte der „Gesalbte des Herrn" (wie ihn Bischof Gobat mir gegenüber voll Enthusiasmus nannte) seine Kräfte. Durch eine sich steigernde Wut entfremdete er sich zuletzt die besten Anhänger.

Einen schweren Konflikt rief der Kaiser, der übrigens seit lange dem Laster fröhnte, mit den Europäern hervor, die er als Handwerker und Ratgeber um sich versammelt hatte, deren er ferner als Missionäre in seinen temporären Feldlagern und Residenzen duldete. Theodor war sehr von sich und seiner Bedeutung sowohl als Herrscher wie als Mensch eingenommen und hielt, was Emporkömmlinge so häufig zu thun pflegen, strenge auf althergebrachte Etikette. Einige der Europäer verletzten diese teils aus Unkenntnis, teils in hämischer Absicht. Theodor ließ die meisten derselben einsperren und hart behandeln. Er suchte mit einer gewissermaßen zur fixen Idee gewordenen Hartnäckigkeit ein politisches, auch handelspolitisches Bündnis mit England zur gemeinschaftlichen Bekämpfung Ägyptens. Die Regierung der Königin hatte aber damals nicht den geringsten Grund mit den Nachkommen der Pharaonen anzubinden, und hatte ihrem Konsul Cameron die bündigsten Instruktionen erteilt, dem Negus gegenüber eine neutrale Haltung Albions als notwendiges Erfordernis hinzustellen. Die zudringliche und impertinente Haltung Theodors verletzte zudem die britischen Minister. Man blieb dem Negus die Antwort auf seine unerquicklichen Anträge schuldig.

Da ließ der wütige, von Kämpfen um seine Existenz und vom unmäßigen Trinken aufgeregte, wie man sagt auch von einem verkommenen französischen Subjekt Namens Bardel aufgehetzte Fürst den englischen Konsul und sogar den außerordentlichen britischen Gesandten Mr. Rassam in Ketten legen. Folgen dieser wahnwitzigen Handlungsweise waren die englische Kriegserklärung, General Napiers Zug über die Alpen von Habesch, das Gemetzel von Arogi, der Sturm auf Magdala und Theodors gewaltsamer, wenngleich nicht ruhmloser Tod. Bekanntlich gaben diese Ereignisse den europäischen Gefangenen ihre Freiheit zurück. Einer derselben, ein intelligenter, treuherziger Mann, hat mir in Berlin so haarsträubende Dinge über Magdala, seine Gefängnisse und Totenschluchten erzählt, daß ich es für gut erachte hierüber den Schleier zu ziehen.

So endete einer der merkwürdigsten Männer Afrikas aller Zeiten, eine seltsame Mischung von kriegerischem Helden, weisem Regenten und zügelloser Bestie! Nicht umsonst habe ich bei diesem so viel besprochenen, von gewissen Reisenden auf eine ekelhaft-kritiklose Art gelobhudelten Fürsten verweilt, denn er darf im Grunde als ein treuer Vertreter seines Landes und Volkes gelten.

Ein eingeborener Guerillaführer, Sohn eines früheren Gouverneurs von Tamben, mit Namen Kasai, hielt es teils aus Klugheit teils aus persönlicher Feindschaft gegen Theodor mit den englischen Invasionstruppen und trat nach dem Falle Magdalas die Erbschaft des Negus an. Sein Rival, Gobasie, der Waag-Schum oder Dedjas von Lasta, wurde damals mit Statthalterschaften abgefunden.

Kasai hat sich unter dem Namen Johanös (Johannes) die Kaiserwürde zugeeignet. Er scheint ziemlich überall Anerkennung gefunden zu haben. Sogar der selbstbewußte Menilek von Schoa, ferner Enarya, die Fürsten von Kafa und Gera haben sich ihm unterworfen. Gewöhnlich residiert der neue Negus zu Samara in Debra-Tabor im Osten des Tzana-Sees. Er ist entschieden

ein tallentvoller, offener und kriegerischer Fürst. Im Jahre 1877 schrieb Heuglin, daß Kaiser Johanös, mit Ägypten hadernd, von diesem die Rückgabe des über Taka her occupierten Bogos-Landes fordere. Ein Einbruch raublustiger abyssinischer Banden auf ägyptisches Gebiet lag damals nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Dieser Fall würde ohne Zweifel zu ernstlichem Einschreiten seitens der vicekoniglichen Statthalter von Taka und Massaua geführt haben. Heuglin erwähnte ferner, daß ein kombinierter Angriff weniger Kolonen gut bewaffneter regulärer Truppen von Galabat, dem unteren Mareb, dem Bogos-Land und von Massaua aus unbedingt die Unterwerfung von ganz Nordabyssinien zur Folge haben werde. Mit Jubel würde eine ägyptische Armee von dem strebsamsten Teil der Bevölkerung, nämlich von den seither hartgeknechteten Mohammedanern, empfangen werden u. s. w. An einer anderen Stelle sagt Heuglin: „Wir könnten selbst vom christlichen Standpunkte aus, es nur für ein Glück für Land und Volk betrachten, wenn Abyssinien, das ja bereits fast vollständig von ägyptischem Gebiet umschlossen ist, als besondere für sich bestehende Statthalterschaft dem Reich des Chediw untergeordnet würde. Durch wenige Besatzungen von koptischen Truppen sowie durch Ernennung von Behörden, die sich zu irgend einer christlichen Sekte bekennen, würde der Fanatismus der Eingeborenen gelähmt und ihr Vertrauen durch eben so strenge als weise Gesetze wohl bald gewonnen sein." Noch in demselben Werke muß Heuglin die gänzliche Haltlosigkeit dieser seiner Voraussetzungen registrieren, indem er die Vernichtung der ägyptischen Invasionsheere in Abyssinien meldet.

Die gegenseitigen Reibereien zwischen dem ehrgeizigen, verschwenderischen Vicekönige Ismail und dem nicht minder ehrgeizigen Negus Johanös führten im Jahre 1875 zu einem offenen Bruch. Der Gouverneur von Massaua, Arakel-Bey und der Schwede Oberst Arendrup fielen in Hamasen ein, wurden aber hier in den Engen von Gundet durch des Johanös Truppen schmählich zusammengehauen. Eine andere 20 000 Mann starke

ägyptische Armee fand in derselben Provinz unter Ratib-Pascha und Lowring-Bey ihren totalen Untergang. Eine dritte ägyptische Heeresabteilung unter dem bekannten zur militärischen Führung total untauglichen Munzinger ist in der Aosa-Ebene von den Mudaito-Afer vernichtet worden. Der siegreiche Negus blieb zwar dem Frieden geneigt, liegt aber dem unsicheren Ägypten gegenüber stets auf der Lauer.

Wer wie ich in den Jahren 1859 und 1860 das schöne Heer des damaligen Vicekönigs Said-Pascha gesehen, die stramme Infanterie und die schmucken Dragoner der Fellachen, die schweren, wohlgedrillten Negerbataillone, die prachtvoll gekleideten Arnauten und Tscherkessen, die wohlbestellte Artillerie, endlich die malerischen, gutberittenen Geschwader der magrebiner Beduinen — wer hiermit jene lotterigen Soldaten des Theodor (Fig. 6) zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat, dem bleiben alle die ungeheueren Unfälle in Habesch und sogar der heurige Tag von Tell-el-kebir nur schwer verständlich. Was aber die „weisen Gesetze“ der Ägypter anbetrifft, mit denen Heuglin Abyssinien hätte beglückt sehen mögen, so haben sich dergleichen Phrasen angesichts der finanziellen Mißwirtschaft in Cairo und der blutigen Empörung des Achmed-Pascha Ibn-el-Arabi selber gerichtet. Kopten aber als Occupationstruppen zu empfehlen, dazu gehört eine eigene Phantasie!

Johanös hat neuerdings einen Abuna aus Ägypten kommen lassen und denselben feierlich in sein Amt eingesetzt. Missionäre will der Kaiser nicht dulden. Er äußerte gegen Rohlfs, daß durch die divergierenden Anschauungen der Katholiken und Protestanten sein Volk nur konfus gemacht werde.

Wie wir oben gesehen haben, ist daß abyssinische Volk trotz gewisser provinzieller und ethnischer Verschiedenheiten im großen und ganzen aus einem Guß geformt. Ein guter Stock ist in den S. 35 ff. beschriebenen Agau vorhanden. Das sind nahe Verwandte der Berabra und der Bedja Nubiens. Die Berabra wiederum sind nahe Verwandte der kordufanischen Noba. Sie

Fig. 6.



Abyssinische Priester und Soldaten aus dem Jahre 1860.

bilden ein Mittelglied zwischen diesen und den Ägyptern. Letztere, die alten Retu der Denkmäler, halte ich für Abkömmlinge der Berabra, die sich viel mit Berbern, der westlichen Abzweigung der Nigritier Sudans (libyschen Beduinen), und mit Semiten (Arabern) gemischt. Eine weitere Mischung der Ägypter im Verlaufe der persischen, griechischen und mohammedanischen Eroberung hat zur Entstehung der heutigen Fellachin Veranlassung gegeben.

Die Agau ähneln wie gesagt den heutigen Berabra. Ein vorgebautes Profil, eine gerade oder gebogene Nase mit breiten Flügeln und etwas wulstige Lippen, übrigens ein im ganzen gefälliger Gesichtstypus, sind unter beiden Stämmen nicht selten. Man möchte übrigens glauben die Agau seien einmal dem Heerbann eines Taharga gefolgt, jenes nubisch-ägyptischen Eroberers, dessen Steinbild uns unter den thebaischen Basreliefs entgegentritt. So sehr ähnlich sehen die Züge des Pharaonen denen von Leuten welche sowohl im Thale der Kenus oder in Dongola am Nil, als auch in Kuara oder Lasta ihre Felder bebauen. Bei der Verwandtschaft der Ägypter mit den Berabra (und weiterhin auch mit den Agau) kann es kaum Wunder nehmen, wenn man auf den abyssinischen Hochebenen nicht eben selten Individuen antrifft, deren Gesichtsschnitt auch den monumentalen Typus des alten Pharaonenvolkes treulich wiederholt. Ein anderer nationaler Verwandtschaftsgrad findet zwischen den Agau und den Bedja statt. Diese letzteren sind wieder den nubischen Berabra in ethnischer Hinsicht sehr nahe stehende Eingeborene, Stadtbewohner, Landbewohner und umherschweifende Nomaden des östlichen Sudan, welche sich in zahlreiche Stämme teilen. Die Bedja bildeten ehemals den Kern des meroitischen Volkes, dessen Macht sich über weite Teile des heutigen ägyptischen Generalgouvernements Beled-Sudan ausgedehnt hat.

Die Agau werden von vielen mit Recht für Verwandte der Gala oder Orma gehalten (S. 43), welche von den Nigritiern oder Negern zu trennen kein vernünftiger Grund vorliegt. Wir werden durch eine Reihe überzeugender Gründe überhaupt dazu

geführt, in den ost- und centralafrikanischen Völkern eine fortlaufende Kette zusammenhängender nationaler Gruppen zu erblicken. Das besagen uns nicht nur die vielen Züge physischer Übereinstimmung, die Ähnlichkeiten im Gesichts- und Körperbau, sondern auch gemeinschaftliche staatliche und häusliche Einrichtungen, ähnliche Moral- und sogar Ritualgesetze, ähnliche Sprachverhältnisse. Verfolgt man nämlich die Idiome dieser Stämme der Reihe nach, so findet man in ihnen viele übereinstimmende Wörter, bei welchen der Gedanke an Entlehnungen nicht statthaben kann. Es muß das auf Gründen einer inneren Zusammengehörigkeit beruhen. Wenn man nun aber zwischen den Stämmen dieser Völkergruppen Vergleiche anstellen will, so muß man zunächst die einander benachbarten Zwischenglieder in Betracht ziehen und nicht ins Blaue hinein ganz extreme Glieder der Gruppen ohne methodische Sichtung einander gegenüberstellen. Wer es z. B. unternimmt, einen dem Agau-Volk entsprechenden abyssinischen Würdenträger oder einen Bedja-Schekh aus Taka mit einem Hausa- oder Niam-Niam-Neger zu vergleichen, der wird in der Mehrzahl der Fälle zwischen diesen Leuten derartige physische Unterschiede herausfinden, daß er vor der Anerkennung eines (wenn auch nur entfernten) nationalen Zusammenhanges zurückschreckt. Um bei einer solchen Untersuchung richtig zu verfahren, müßte man sich zwischen den Agau und Bedja einerseits und den vorhin erwähnten centralafrikanischen Stammesrepräsentanten andererseits eine Verbindungslinie gezogen denken. Nun müßte man alle längs der ganzen von dieser Linie beschriebenen Bahn wohnenden Stämme der Reihe nach untersuchen und so die Forschung Etappe für Etappe über die Berabra, Fundj, Noba, Schilluk, Denka und Bongo allmählich bis zu den Niam-Niam, von diesen aber durch die Zwischenstationen bis zu den Hausa ausdehnen. Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß für eine solche Untersuchung manche Etappe heutzutage noch so gut wie leer steht, indessen finden sich doch auf beiden Seiten derselben bald mehr, bald weniger bekannte Zwischenglieder. Es versteht sich von

selbst, daß man bei einer solchen Untersuchung den ganzen Hilfsapparat des Anthropologen, den Knochenbau, Haarwuchs u. s. w. u. s. w. mit zu Rate ziehen muß. Die Variabilität der Typen ist hierbei Schritt für Schritt zu beachten. Dann wendet man sich den häuslichen Einrichtungen, den Sitten und Gebräuchen u. s. w. zu. Endlich wendet man sich zu den sprachlichen Verhältnissen. Man sucht auf diesem Boden nach Analogieen und wird deren ohne jeden Zwang finden. In ähnlicher Weise müßte man verfahren, wenn man eine Untersuchung der ostafrikanischen Stämme in der Richtung von Norden nach Süden oder in umgekehrter Reihenfolge vornehmen wollte.

Unter Benutzung derartiger Methoden wird man den Zusammenhang der afrikanischen Stämme untereinander über weite Länderstrecken verfolgen und auch den Agau und ihren Verwandten einen Platz unter jenen einräumen lernen.

Neben den Agau existiert zunächst der Stamm der Amhara. Ich habe oben (S. 54) über dessen Verhältnisse zu den Nachbarvölkern kurz berichtet. Die Tigre sind jedenfalls mehr mit semitischen (syroarabischen) Volkselementen gemischt als die Amhara, indessen ist diese Mischung doch nicht intensiv genug gewesen, um den physischen Charakter der Tigrener in bemerkenswerter Weise umzustimmen. Bei der Lage des roten Meeres hat es nicht fehlen können, daß die intelligente und zum Handel geneigte Bevölkerung der arabischen Küsten schon frühzeitig, allem Vermuten nach schon vor der ptolemäischen Kolonisierung, die abyssinischen Gestade aufgesucht und hier festen Fuß gefaßt habe. Eine solche Bewegung dauert auch heut noch fort. Die semitischen Araber treten fast überall als Kaufleute, im meist friedlichen Verkehr auf, nur sehr selten als Eroberer. Wenn dies einmal geschieht, so pflegen sie sich fremder Söldner zur Ausführung ihrer Absichten zu bedienen. Aber diese Araber gehen in Abyssinien gern eheliche Verhältnisse mit Eingeborenen ein. Die lebenden Zeugen solcher Mischungen sind überall, hier leichter, dort schwieriger an bald stärker, bald schwächer ausgeprägten physischen Merkmalen

der betreffenden Individuen zu erkennen. Ist darum nun die ganze Bevölkerung Abyssiniens, deren nationale Wurzeln im nigritischen Afrika, namentlich unter den Berabra, Bedja und Gala stecken, eine semitische geworden? Ich verneine dies auf das bestimmteste. Viele Forscher nehmen an, ganz Nordafrika und Ostafrika seien von Asien aus bevölkert worden, ohne etwas anderes als hier und da jüdische Nasen und semitische Lehnwörter, zuweilen freilich selbst Wurzelwörter und semitische Konstruktionen für ihre Behauptungen aufzuführen. Wo das Semitentum nicht Stich hält, da wird das Hamitentum zu Hilfe gerufen, letzteres ein höchst unklarer, nur aus Bequemlichkeitsgründen geformter und beibehaltener Begriff. Jüdische Nasen finden sich überall, unter den türkisch-tartarischen Völkern, bei den Japanern, den Rothäuten Amerikas, den Polynesiern, in Afrika auch selbst bei Guineanegern und Kaffern. Wir erleben es in Afrika alle Tage und an allen Orten, daß hier eine Sprache durch die andere verdrängt, eine durch die andere umgestaltet werden könne und dies oftmals sogar in ihrem Grundbau. Arabisch, die Sprache des Islam, des Koran, der Kommentare, hält überall seinen triumphierenden Einzug und vernichtet ein eingeborenes Idiom nach dem andern. Gewisse Idiome wurden vom Arabischen in oft sonderbarer Weise durchsetzt. Hervorragende Geister, wie Renan und Dillmann, nehmen daher an, daß die Einwanderung der Semiten in Ostafrika nicht als eine einmalige, nicht als eine momentane angesehen werden dürfe, sondern als eine langsame Durchsetzung (infiltration lente). Ich schließe mich dieser Idee mit der besondern Erklärung an, daß ich die nord- und ostafrikanischen Völker nicht für ursprünglich semitische (auch nicht für hamitische), sondern für eingeboren-afrikanische, hier mehr, dort weniger mit semitischen Elementen infiltierte Stämme zu halten geneigt bin.

Hierbei muß aber Dasjenige, was auf S. 49 über die Eroberungszüge abyssinischer Heerscharen nach Arabien nur in aller Kürze berührt wurde, noch einmal hervorgehoben werden.

Bereits auf den abyssinischen Denkmälern ist der siegreichen Züge axumitischer Könige nach dem Himyariten-Lande der arabischen Halbinsel gedacht worden. Andere, spätere Kriegszüge der Abyssinier über das rote Meer werden in den Geschichtsbüchern aufgeführt. Derartige Züge haben an sich nichts unwahrscheinliches, wenn man bedenkt, welche ausgezeichneten maritimen Fähigkeiten in der heut so dürftigen Fischerbevölkerung der abyssinischen Küsten und Inseln vertreten sind. Sind nun physische Einflüsse dieser ostafrikanischen Züge bei den Arabern haften geblieben? Wir glauben diese Frage wenigstens in Bezug auf den Süden der Halbinsel bejahen zu müssen. Außerdem hat hier die häufige Einfuhr von ost- und innerafrikanischen Sklaven das Ihrige gethan, um den Typus mancher südarabischen Familien in einigem Genre umzustimmen. Es bleibt nämlich eine nicht hinwegzuleugnende Thatsache, daß bei direkten Mischungen zwischen Semit und Nigritier der afrikanische Habitus bei der Nachkommenschaft meistenteils durchschlägt, was wohl in einem Vorwiegen der physischen Energie des Afrikaners zu suchen ist. Nach Palgrave ist die nigritische Sklavenbevölkerung in Südarabien an Zahl beträchtlich. Auch lebt hier eine Menge freier afrikanischer Leute beiderlei Geschlechtes nebst den mit ihnen verwandtschaftlich verbundenen Mulatten und nebst ferner stehenden Mischlingen, welche ein Viertel, ja zuweilen ein Dritteil der Volksmenge jenes Erdstriches zusammensetzen. Jene sollen besonders zahlreich in Rijad, Manfucha, Selemia, Harik, Wady-Dowassir und Umgebung sein. Palgrave fügt hinzu, daß die klimatischen Verhältnisse des südlichen Nedjed (Arabien) eine gewisse Ähnlichkeit mit denjenigen Afrikas besäßen, daß jenes den Gewohnheiten und der körperlichen Konstitution der afrikanischen Schwarzen zuträglicher als die Hochlande von Dowek oder Schemmer erscheine. Endlich zeige die dortige eingeborene Bevölkerung selbst eine gewisse Zuneigung zu der farbigen Rasse, die allerdings einen historischen und ethnologischen Grund besitze. Kommen nun solche Mischlinge, welche bei der Vollberechtigung aller Farbigen dem Islam

gegenüber sich als Vollblutaraber ansehen dürfen, nach Ostafrika hinüber, so tragen sie in die eingeborene Bevölkerung des letzteren Erdteiles weniger fremde Elemente hinein, als die reinen Araber und als die Juden.

Nach dieser mir notwendig erschienenen Abschweifung kehre ich zu den Abyssiniern zurück. Die Männer zeigen im allgemeinen eine mittlere Höhe (ca. 1600 mm) oder eine kleinere Statur (1560 mm), obwohl es auch einzelne größere (1650 bis 1730) Individuen giebt. Ihr Körperbau ist wohl gebildet. Recht gute Gestalten sieht man namentlich unter den Hochlandsbewohnern. Hier gehören ein trapezischer oder konischer Brustkasten, breite Schultern, muskulöse Arme und ausgeprägte Waden nicht zu den Seltenheiten. In der Samhara und in den westlichen Kollagebieten trifft man wieder häufiger auf hagere Körper, einen schmächtigen mehr die rhombische Grundform verratenden Brustkorb, auf dünne Arme sowie auf wadenschwache Beine. Der Kopf zeigt meist eine Form mit vorherrschendem Längsdurchmesser, ist also dolichocephal, seltener hat er einen mittleren Längsdurchmesser, ist also mesocephal. Dieser Körperteil läßt eine ziemlich hohe Stirn mit öfters markierten Höckern erkennen. Dieselbe weicht in ihrem oberen Teil etwas schräge gegen den Scheitel zurück. Sie ist, wie bei den Ägyptern, Berabra und Bedja, durch eine leichte Einsenkung gegen den Nasenrücken abgegrenzt. Die Nase ist gerade oder etwas, manchmal sogar stark, gebogen. Sie hat einen meist schmalen Rücken aber breite Flügel und eine häufiger stumpfe als scharfe Spitze. Die Oberlippe ist nicht sehr hoch und grenzt sich gegen die Wangen mit einer von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln herabziehenden ausgeprägten Nasenlippenrinne ab. Der Mund ist gewöhnlich etwas vorstehend, die Lippen sind fast stets fleischig, selbst wulstig, das Kinn ist etwas spitzig, aber auch hier und da gerundet. In letzterem Fall ist es zugleich niedrig. Eingedrückte platte, breitrückige und breitflüglige Nasen, wie sie bei den central- und westafrikanischen Nigritiern vorkommen, finden sich

auch bei den Abyssiniern, hier aber doch seltener. Die Amhara, deren Typus ein durchschnittlich etwas platterer, gröberer ist, obwohl unter ihnen auch ganz hübsche Gesichter vorkommen, haben häufiger eine gerade und breitere als eine schmalere und spitzere Nase. Auch ist der Mund der meisten Amhara-Männer groß und sehr fleischig (Fig 7, 8, 9).

Fig. 7.

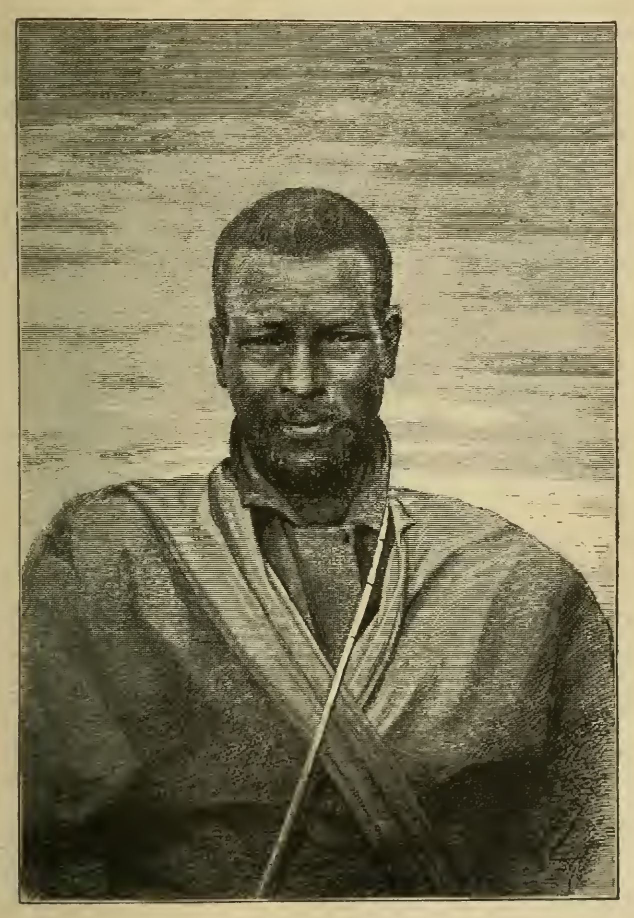


Amhara aus Gondar.

Die Augen der abyssinischen Männer sind groß, von lebhaftem und intelligentem Ausdruck. Die Regenbogenhaut ist meist dunkelbraun oder dunkelbraungelb, die Bindehaut des Augapfels ist gelblichweiß, ja selbst bräunlich überflogen. Diese Leute schließen, wie die meisten Afrikaner, die Augen gern vor dem Sonnenglast, was diesen Teilen dann ein unwirsches, unsicheres, ja lauerndes und perfides Aussehen verleiht. Infolge dieses häufigen Zwinkerns und Zukneifens der Lider erscheint die Haut an den Augenwinkeln in viele kleine, transversale und

schräge Falten gelegt. Das Ohr ist, wie bei Ägyptern, Berabra und Bedja, hoch angesetzt aber sonst gut gebaut. Der Zipfel

Fig. 8.



Amhara aus Gondar.

fehlt nicht häufig. Das schwarze nicht grobe Haar ist gekräuselt, manchmal wie beim Nigritier in kleine den Strähnchen des

Stapels der Schafwolle ähnliche, eng gekräuselte und um einander gedrehte Büschel gesondert. Dieser Typus des Haarwuchses macht die damit behafteten Afrikaner bei den arabischen Sklavenhaltern, die darin einem sonderbaren Epikuräismus huldigen, besonders beliebt. Diese Herren nennen jene Art Haarbeschaffenheit Filfil, d. h. Pfefferkörner. Übrigens sind die meisten Abyssinier imstande, ihr Hauptthaar in 150—200 ja 250 mm lange Zöpfe oder Flechten zu ordnen. Dasselbe kann unter Umständen bis 350 mm lang werden. Der Bart ist schwach. Die Barthaare sind dick, leicht gekräuselt, wachsen aber nicht lang. Wie bei den Altägyptern, den Berabra, Bedja und Nigritiern wird der düne Kinnbart gern in zwei nach vorn vorstehende Zipfel gedreht. Lange spitze Bärte, wie sie schon das Kinn der alten von einem Rhamses besiegten Semiten an den thebaischen Denkmälern schmücken, sind hier äußerst selten. Der Hals der abyssinischen Männer ist bald dünner, bald dicker. Dieser Teil zeigt sich in der Kehlkopfgegend gewöhnlich schmal. In der Nackengegend ist er dagegen dicker. Die Hände und Füße zeigen sich etwas groß, jene z. B. 200, letztere 250—280 mm (a. d. Sohle) lang, mit ausgetretenen Sohlen und gespreizten Zehen. Eine harte Schwielenhaut bedeckt, als Folge des Barfußgehens im Gebirge, die an sich zwar nicht unschönen, aber doch gewöhnlich sehr abgebrauchten, ausgetretenen Füße.

Die abyssinischen Weiber sind meist unter, selten von Mittelgröße (1450—1480 mm), nur in ganz exceptionellen Fällen stehen sie über diesem Maße. In gebirgigen Gegenden entfalten sie einen guten Wuchs. Namentlich entwickelt die Jugend hier nicht selten beträchtliche Reize. Ein zwar stumpfes, aber doch anmutiges Gesicht mit großen klugen Augen, wohlgerundete Schultern, pralle halbkuglige Brüste mit nicht großen Warzen, eine zierliche Taille und proportionierte Verhältnisse der Arme und Beine gehören unter den Töchtern von Habesch bis zu deren 15.—17. Jahre nicht zu Dingen, nach denen ein Anthropolog lange suchen müßte. Natürlich dauert hier, wie überall im Süden,

der Schönheitszustand nicht lange. Das Gesicht dieser Weiber ist im allgemeinen rundlich, die Stirn ist nicht hoch, aber gewölbt. Die Nase ist kurz, hat einen geraden oder leicht eingedrückten, nur zuweilen gewölbten Rücken, ferner breite Flügel. Der Mund ist breit und fleischig, das Kinn ist gerundet. Bei Frauen mittlerer Jahre und guter Ernährung gestaltet sich das Doppelkinn. Werden die Frauen älter, so platten sich ihre Züge nicht selten ab, sie können sogar roh und gemein werden. Ich sah in Chartum u. s. w. an Europäer, Griechen u. s. w. verheiratete Abyssinierinnen, deren Antlitzform und Gesichtsausdruck von dem einst „Gewesenen" nur wenig mehr verriet, dafür aber manches an unsere wasserpolakischen Marktweiber Erinnernde an sich trug. Hände und Füße der abyssinischen Frauen sind nicht groß, kurzfingrig und kurzzehig.

Bei Männern und Weibern dieser Nation gehören altägyptische Profile zu den häufigeren Vorkommnissen. Aber so vorgebaute Gesichter, wie der ketzerische König Amenhotep IV. (Chuenaten, Bechenaten) und seine Sippe sie zeigen, trifft man öfter bei den Agau und bei den nomadischen Küstenstämmen, als unter den Tigrenern oder Amhara der mittleren Provinzen. Es wird häufig schwer, in Habesch befindliche Fellachen und namentlich Kopten (z. B. koptische Priester) von den Landeseingeborenen physisch zu unterscheiden. Dasselbe geschicht mit den als Diener u. s. w. nach Abyssinien gelangenden Berabra.

Die Hautfarbe dieser Eingeborenen ist gelbbraun, bald dunkler, bald heller, häufig mit einem Stich ins Rotbraune. Es zeigen sich aber auch dunklere Nüaneen in schwarzbraun und in grünlichbraun. Die im allgemeinen helleren Weiber lassen das Erröten deutlich erkennen. Die Lippen sind bräunlichrot, öfters mit Stich in grauviolett, seltener kirschrot, niemals von dem zarten Rot unserer Germaninnen.

Nicht selten findet man bei den Abyssiniern sehr gut ge-

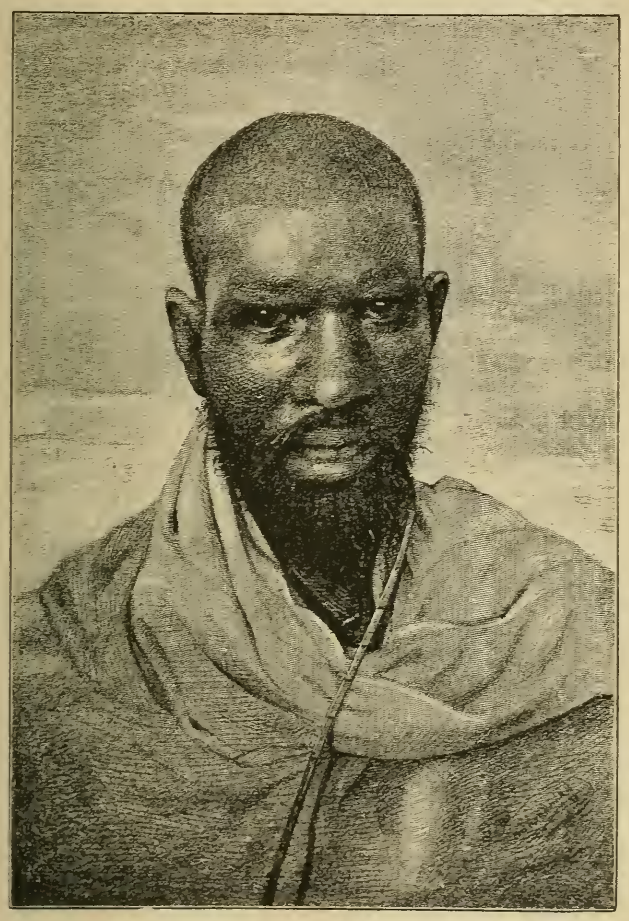
baute intelligente Kinder. Ich habe mich an diesen prächtigen kleinen Buben und Mädchen niemals sattsehen können, wie sie damals auf die Märkte und Durchgangsstationen von Sennaar, Wed Medine, Mesalamie, Berber und Abu Hammed gebracht wurden. Solche jugendlichen Individuen sind übrigens von hellerer Hautfärbung als die älteren.

Diese Leute tragen ihr Haupthaar auf sehr mannigfaltige Art geordnet. Endweder lassen sie es ohne weitere Ordnung 100—150 mm lang wachsen, oder sie lassen es in drei manchmal durch ein Kreuzband gehaltenen krausen Toupés frei hervorstehen. Kriegsleute pflegen das Haar in mehrere Zöpfe zu flechten, diese einen an den andern über den Scheitel nach hinten zu legen und hier wieder durch einen Zopf oder deren mehrere zu befestigen. Manche diesem Berufe Angehörende pflegen aber auch das in Zöpfe geflochtene Haar frei an den Seiten herabhängen zu lassen oder dasselbe ohne Ordnung zu tragen. In Schoa steckt man nach Bedja- und Somal-Art einen Holzstiel ins Haar, um sich gelegentlich damit zu kratzen. Gern wird ein schmales Stück rotes Zeug, wie man dessen zum Besatz der Umhängetücher gebraucht, oder ein Stück rotgegerbten Leders, selbst ein mit Haaren besetztes Fellstück, um den Kopf geschlagen. Eine komplizierte Frisur kostet viel Zeit.

Man trägt ferner bis über die Kniee reichende, enge Beinkleider. Manchmal aber gehen diese, wie bei den sennaarischen Funje, bis auf die Knöchel hernieder. Um den Leib werden eine Anzahl Ellen roter oder weißer Stoff als faltige Binde geschlagen. Der Oberkörper bleibt entweder entblößt oder man bedeckt ihn mit einem jener kurz- aber weitärmligen Baumwollenhemden, wie sie auf allen ostafrikanischen Märkten in den Verkehr gelangen. Ein notwendiger Bestandteil der abyssinischen Männertracht ist die Schama, eine weiße baumwollene Toga, die mit einem farbigen (meist roten oder blauen) etwa 50—60 mm breiten entweder aufgenähten oder eingewirkten Streifen versehen ist. Vornehmere bedienen sich auch wohl jener an den Enden mit schma-

leren roten, blauen und vielfarbigen eingewebten Streifen versehenen Umhängetücher, welche bei den Funje ebenfalls beliebt, von Coro-

Fig. 9.



Amhara aus Schoa.

mandel aus auf die abyssinischen und sennaarischen Handelsplätze gelangen. Mit der Schama weiß sich der Eingeborene in tausen-

derlei Arten, manchmal recht malerisch, zu umhüllen. Der Stoff zu diesen Kleidern ist Baumwolle. Die ursprünglich weiße Farbe weicht nach längerem Gebrauch einem schmutzigen Braun. Vor dem Höheren entblößt man den Oberkörper, selbst von der Schama.

Krieger hängen noch Felle von Schafen und Ziegen, oft recht zottig-behaarte, über die eine Schulter. Auszeichnend ist für sie der Lembd oder Pelzkragen mit ausgezacktem und zeugverbrämtem Rande, wozu zuweilen ein Löwen- oder Leopardenfließ dient. Ein Lembd aus dem Felle der Gasela, des schwarzen Leoparden (S. 25) bedeutet sogar in Schoa so viel wie ein Adelsdiplom. Manchmal sind diese Lembde mit Silberblättchen hübsch ausgestattet. Schoaner Häuptlinge legen auch wohl eine buntseidene Weste an, wie denn von seiten der Vornehmen dieses Gebietes seidene Kaftane sehr gern gelitten sind. Anführer schmücken sich mit dem Akodama, einer massiven quer vor der Stirn befestigten Silberstange, von der viele Kettchen und Plättchen aus gleichem Metall herabhängen. Dieser Akodama wird öfter von wehenden Straußfedern überragt. Zu den auszeichnenden Stücken hervorragender Kriegsleute gehören ferner Armschienen aus starkem Silberblech, zuweilen mit Gold besetzt, seltener aber wie bei den Tscherkessen der noch mit einem Handstück versehene Stahlhandschuh. Armspangen und Fingerringe fehlen diesen Eisenfressern kaum je.

Niemals mangelt dem abyssinischen Christen eine dunkelblauseidene Schnur, die um den Hals gelegt und Mateb genannt wird. Sie dient gewissermaßen als religiöses Abzeichen. Kopf und Füße werden bloß getragen. Nur Mohammedaner bedienen sich der Sandalen.

Die Geistlichen scheeren den Kopf glatt und schlingen um diesen einen Turban von weißer, roter oder gelber Farbe. Sie tragen ein bis zum Nabel reichendes weitärmliges Hemd, ferner weiße, weite Hosen und eine weiße Leibbinde. Die meisten werfen

dann noch die Schama über. Manche tragen auch einen dunkelfarbenen mit Seide und Goldlitzen ausgenähten Kaftan oder deren ein Paar übereinander. Viele benutzen rote geschnäbelte Safianschuhe, wie solche in den ägyptischen oder indischen Städten fabriziert werden. Um den Hals wird außer dem Mateb noch ein in Jerusalem aus Holz gedrechselter oder ein aus wohlrichenden Substanzen verfertigter Rosenkranz geschlungen. Die meisten Priester führen Fliegenwedel aus dem langhaarigen Schwanz der Pferde, Giraffen oder Besa-Antilopen oder auch kleine aus Messing gearbeitete Kreuze mit sich. Letztere stellen zuweilen roh gearbeitete Kruzifixe dar (vergl. Fig. 6). Rueppell berichtet ferner von sektierenden Priestern, einer Art herumbettelnden Einsiedlern aus Waldubba, die sich mit ockergelb gefärbten Baumwollenstoffen bekleiden. Andere solche Pfaffen bedecken sich statt mit einem baumwollenen Umhängetuch mit einer rotgegerbten Lederhaut, die ihnen nachts zugleich als Schlafunterlage dient.

Allgemein werden, selbst von Männern, Sonnenschirme angewendet. Beim Volk sind diese aus Baumwolle, bei den Vornehmen aus (oftmals schwerer) Seide gefertigt. Mit derartigen zuweilen kostbar ausstaffierten Geräten wird hier ein ähnlicher Luxus getrieben, wie von den Königen und Caboceirs der Aschanti oder Dahome. Riesige Schirme werden über den Herrscher Schoas gehalten, sobald er hoch zu Roß oder Maultier, in seinem barbarischen Pomp einherreitet.

In Simen verhüllt man sich bei Regenwetter den Kopf mit Ziegen- oder Schafpelz und nimmt einen steifen, aus Binsen gefertigten Mantel um die Schulter. Letzterer ähnelt einer ganz ähnlichen Tracht der Japaner.

Die abyssinischen Weiber tragen ihr Haupthaar großenteils nach altägyptischer oder nach Art der nubischen, der Bedja- und der Fungi-Frauen geflochten. D. h. sie scheiteln dasselbe auf der Kopfmitte in zwei gleiche Hälften und lassen rings um die

Schläfen und den Nacken dickere oder dünnere Flechten herabhängen. In Schoa liebt man eine unter den Funje und Gala häufig benutzte Frisur. Der Kopf wird dann nach Harris mit vielen winzigen Reihen künstlicher Locken verziert, die von einem gemeinsamen Mittelpunkt auseinandergehen und mit alter Butter bekleckst werden, bis ein solcher Haarbausch ganz das Ansehen eines Bienenkorbes hat. Manche Schoaner Weiber aber scheren das Haar ganz und hüllen einen alten schmierigen Lappen um den Kopf. Das Einsalben des Hauptes mit Butter erinnert an das gleiche Verfahren der Einwohner von Sennaar, während die nubischen Berabra dazu Ricinusöl zu wählen pflegen.

Die Weiber der Amhara und Tigrener tragen ein großes, am Halse beginnendes, vorn offenes Hemd, dessen oben weite Ärmel an den Unterarmen enger werden. Dies Kleidungsstück reicht bis auf die halbe Wade und selbst tiefer hernieder. Um den Halsschlitz ist dasselbe hübsch mit bunten Seiden- oder Baumwollfäden ausgenäht. Ein solches Gewand wird um die Taille mit einem Gürtel zusammengenommen. Außerdem benutzt man eine Schama, in Schoa auch ein über den Kopf geworfenes, hinten herabhängendes Tuch, welches, grob von Stoff, bis zu den Hacken herabgeht. Rueppells Angabe, nur alte Weiber bedienten sich eines Kopftuches infolge eines Gelübdes, erscheint daher zu beschränkt zu sein. Ich selbst habe frisch angekommene abyssinische Sklavinnen auf dem Durchzuge gesehen, die den langen, von Harris beschriebenen, von Salt abgebildeten Kopfüberwurf um sich hatten. Auch dies Geschlecht geht durchweg barfuß.

In Gondar bedienen sich die Weiber nach Rueppell als Putz goldener, eine Blume darstellender Rosetten, die mittelst eines gekrümmten Drahtes über der Ohrkrempe oder am Ohrläppchen befestigt werden. Dergleichen Ohrbommeln sind auch in Ägypten, Nubien und Sennaar in Gebrauch. In Schoa benutzt man an Werktagen schwarze hölzerne Buckel, an Festtagen deren von Silber oder Zinn für das Ohr. Silberne Ketten, blaue und (in Murano bei Venedig gefertigte) bronzefarbene Glasperlen

bis zur Größe unserer Knuppkugeln oder Murmeln werden als Halsschmuck benutzt. Um die Handgelenke zieht man Metallringe, größere schwere legt man um die Fußknöchel. Letztere werden noch mit Buckeln und mit kleinen Klunkern verziert.

Die an sich nicht üppigen Augenbrauen werden ausgerissen und mit blauer Farbe künstlich im Bogen, weit über das Ziel hinaus, nachgeahmt. Die Augenlidränder werden öfters nach ägyptischer Art mit Kochle oder Spießglanzpaste geschwärzt. Auf die Backen kleckst man eine Salbe von Fett und von roter Ocker-erde. Hände und Füße färbt man mit Ensosila-Zwiebel rot, wie dies seitens der Ägypterinnen und Araberinnen mit Henna oder Hinna geschieht. Die Schoanerinnen stopfen sich überdies die Naslöcher mit Citronschalen oder mit wohlriechenden Kräutern voll, welche letztere bis auf die Lippen herabhängen.

Im Hause entledigen sich die Weiber gern ihres Hemdes, entblößen den Oberkörper und schlingen die Schama nachlässig um ihre Hüften. Sklaven beiderlei Geschlechtes nennen sehr häufig nur die letztere ihr Eigen. Kinder gehen bis zum fünften oder siebenten Jahre gänzlich nackt.

Diese Leute sind schmutzig, weit schmutziger als die Schwarzen Sudans. Nur selten waschen sie ihre Kleider mit Sebta, den getrockneten, gestoßenen Blättern der Phytolacca abyssinica. Die von ihnen zum Einfetten der Haare und der Körperhaut ge-brauchte Kuh- oder Ziegenbutter imprägniert alle mit ihrer Per-son in Berührung kommenden Gegenstände und verbreitet all-mählich einen furchtbaren Geruch. Die in Sennaar sehr ver-breitete wohlriechende Hautpomade (Dilka) ist hier nicht in Gebrauch.

Die Waffen der Abyssinier sind zwar nicht sehr mannig-faltig, aber keineswegs ohne Sorgfalt bereitet. Pistolen werden selten benutzt. Es pflegen das sonst die gewöhnlichen, lang-geschäfteten arabischen zu sein. Einige Revolver befinden sich als Geschenke europäischer Reisender in den Händen vornehmer Per-

sonen. Als Schußwaffen größeren Stils dienen mächtige Luntengewehre, deren Laden und Abfeuern Zeit erfordert. Die Leibgarde des Kaisers Johanös zwar ist mit Remington-Gewehren ausgerüstet, wie sich denn neuerdings unter der eingeborenen Bevölkerung das Interesse für verbesserte Feuerwaffen vermehrt. Pulver wird im Lande aus den Kohlen der Weide, der Asclepias und Christdorne, aus Schwefel und Salpeter bereitet. Dasselbe ist grob und ungleich gekörnt, kohlt zu stark und saugt leicht Feuchtigkeit ein. Statt der Kugeln ladet man mit einem Stein etwas rundgeklopfte Eisenstückchen.

Lang- und kurzgeschäftete Lanzen mit schmalen oder breiten blattförmigen Spitzen, an den Holz- oder Bambusgriffen öfters zierlich mit Metalldraht umlegt, sind noch überall in Gebrauch. Der Schöttil oder lange, an der Klinge sichelförmig oder stumpfwinklig gebogene Säbel, steckt in einer meist rotgegerbten, hinten zum Teil offenen Lederscheide (Fig. 10). Er wird ähnlich dem langen, krummen Messer, an der rechten Seite angeschnallt. Der stets runde Schild ist meist aus Elefanten- oder Büffelhaut verfertigt. Er erscheint mit metallenen Buckeln, Zwingen und Überlagen, auch mit Fellstücken, namentlich mit dem schön weiß- und schwarzbunten Fell des Guriesa-Affen (Colobus Guereza), endlich mit farbigen, metallbeschlagenen Lederbandelieren, mit Tierschwänzen u. s. w. ausstaffiert (Fig. 6). Die Häuptlinge von Schoa führen mit dicken und schweren, schöngetriebenen Silberknaufen beschmiedete Schilde.

Die Häuser der Abyssinier sind bald mehr oder minder roh aus Steinen aufgeführte Gebäude, bald sind sie einfache Lehm- und Grashütten. Für die Steine dienen als Mörtel Lehm, Kuhdünger oder Schlamm, Kalk. Erstere Art Häuser haben eine Würfelform: Ihre Fensteröffnungen sind nur roh gearbeitete Durchlässe. Die schmalen, länglich-viereckigen Thüröffnungen sind gewöhnlich mit rohen Steinrähmen und mit noch roheren Gesimslagen versehen. Das Dach wird meist nur aus Holzknitteln und Lehm oder aus ersteren und aus langem Grase

gebildet. Dergleichen Häuser findet man z. B. in Adigerat, Adua u. s. w.

Fig. 10.



Schöttil oder abyssinische Säbel verschiedener Form, in und außer der Scheide, aus Kuara.

In Gondar bestehen nach Heuglin die Wohnungen der Wohlhabenden aus niedrigen, turmähnlichen, zwei Stockwerk hohen Gebäuden. Sie sind aus rohem, unbehauenem Steinwerk auf-

geführt. Als Bindemittel finden Kalk oder mit Häcksel vermischter Kot Verwendung. Das weit vorspringende konische Dach ruht auf einem leichten Holzgerüst, welches durch konzentrische Ringe von langen biegsamen Stäben verbunden wird, darauf folgt eine Lage von Rohrstengeln (Arundo Donax) und darüber eine dicke, feste Bedeckung von langem trockenen Steppengras. Der untere Stock des Hauses wird nicht bewohnt und dient als feuerfestes Magazin. Zur zweiten Etage gelangt man gewöhnlich auf einer steinernen Treppe, welche an der Außenwand hinaufführt; sie mündet in ein kleines, vom Dach überragtes Vorgemach, durch welches man unmittelbar in das Empfangszimmer tritt. Dies nimmt den größten Teil des oberen Stockwerkes ein und ist entweder rund oder viereckig. Die schwache Beleuchtung erhält dieses Zimmer durch wenige, kleine viereckige Fenster und durch die Thüre. Der Boden besteht aus rohen Steinplatten oder aus Cement. Rechts und links vom Hauptgemach sind noch zwei kleine Kammern angebracht, von welchen aus ein schmaler, dunkler Gang um das Wohnzimmer führt. Die Küche und die Wohnungen für die Dienerschaft befinden sich in Nebengebäuden im ummauerten oder mit Dornhecken eingefriedigten Hofraum, in welchem sich nicht selten ein schöner Worka- oder Wonza-Baum, ferner kleine Gärtchen mit Granaten, Mandeln, Pfirsichen, Citronen, Weinreben und dichte Gebüsche von spanischem Rohr befinden, welche recht malerisch die kleinen Hütten überragen.

Die meisten Häuser des Landes sind klein, mit rundem Unterbau und mit kegelförmigem Dach versehen. Sie gleichen durchaus den Togule der Bewohner von Sennaar, den Hütten der Betchuana und anderer südafrikanischer Stämme. Der Unterbau besteht in der Regel aus öfters recht knorrig gestalteten Pfählen, zwischen denen mit Lehm oder Schlamm bestrichenes Rutenflechtwerk ausgespannt wird. Häufig vertreten nur spärliche mit Lehmpatzen belegte Querbänder das Flechtwerk oder der ganze Unterbau besteht nur aus Pfählen und aus Gras.

Das Dach wird überall wie in Gondar aus Stangen, Zwischenbändern, Rohr und Gras aufgeführt. Den Boden bildet nur festgestampfte Erde, höchstens ein Estrich aus Lehm.

Städte und Dörfer, aus solchen primitiven Hütten aufgebaut, erstrecken sich häufig an Bergabhängen oder auf den Gipfeln der Ambas. Auch sie bieten nicht selten eine sehr malerische Umgebung von Felsblöcken, Wonzas, Workas, Deets, Baumeuphorbien u. s. w. dar. (Fig. 6.)

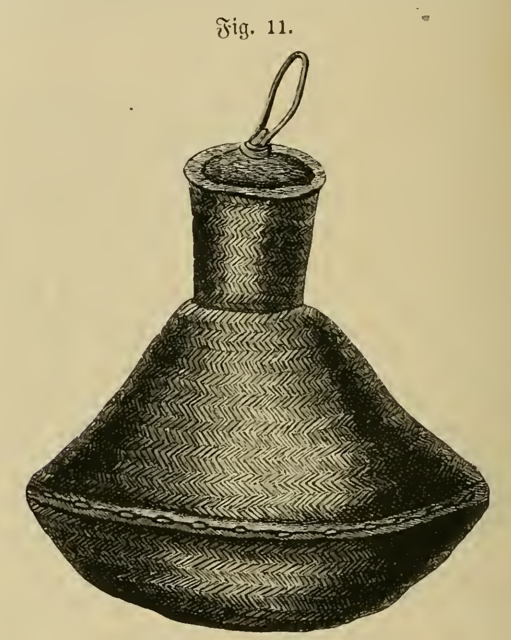
Ein ödes Bild gewähren nach Harris die Häuser in Schoa. Der britische Offizier hat bei seiner Schilderung wohl hauptsächlich die Hauptstadt Ankobar im Sinn, welche sich an den spitzigen Kuppen eines hohen Berges hinaufwindet. Die Hütten sind auch hier aus Lehm und Gras konstruiert. Die Fenster, nur kunstlose Durchlöcherungen der Wand, sind mit Läden versehen. Wird nun die plumpe Thür wider den Nebel oder den kalten Wind geschlossen, so hat alle Möglichkeit, Licht einzulassen, ein Ende. Da das Thermometer selten über 15—16⁰ R. steigt, so ist damit die Notwendigkeit künstlicher Wärme angezeigt; allein außer durch die Spalten und die Ritzen der gesprungenen Wände giebt es keinen Ausweg für den Rauch des abgebrannten Holzfeuers, der auf diese Weise das einschichtige Gemach füllt, die niedere Decke schwärzt und häufige Anfälle von Augenentzündung veranlaßt.

Die Wohnungen der Fürsten sind wohl geräumiger, aber sonst nicht viel besser gebaut als diejenigen der Unterthanen. Nur der Gimp oder der Kaiserpalast in Gondar macht eine Ausnahme. Er erhebt sich dort im Gimpscha-Bet oder dem Schloßbezirk. Es ist eine imposante, aber geschmacklose Schöpfung portugiesischer Werkmeister, reich an Kuppeltürmen und an Zinnenmauern. Der Hauptteil des Gimps liegt übrigens derzeit in Ruinen.

Das Hausgerät der Abyssinier ist unbedeutend. Die Alga oder das Ruhebett gleicht dem Angareb der Nubier. Sie zeigt

einen auf vier, manchmal zierlich gedrechselten Füßen ruhenden, kreuzweise mit Riemen übersponnenen Holzrahmen. Manchmal aber hat die Alga kunstlose in die Erde festeingelassene Holzfüße und kann alsdann nicht von der Stelle gerückt werden. Dieselbe wird mit Matten und mit gegerbten Rindhäuten und Fellen, bei Vornehmen auch mit Polstern, Kissen, Teppichen und Decken

Fig. 11.



Abyssinischer Korb.

belegt. Der feste Tisch hat eine Platte aus Weidenrutengeflecht. Es existieren selbst tragbare Tische. Das aber sind nur cylindrische Weidenkörbe, deren nach oben gekehrter Boden ganz flach erscheint. Zaumzeug und Waffen hängen an den Wänden oder an dem die Dachspitze tragenden Mittelpfeiler. Die wenigen Kochtöpfe sind grob gearbeitet, lassen in ihrer Lehmmasse eingeknetete Steinchen und Steinfragmente, auch Kohlenstückchen

erkennen und gleichen im ganzen den Thonurnen unserer Burgwälle. Dazu kommen dann noch Holzschüsseln, Strohteller, dicht geflochtene, manchmal hübsch mit Kauri-Schnecken und mit Lederquasten verzierte Deckelkörbe, Glasflaschen und Trinkbecher. (Fig. 11 und 12.) Die Glasflaschen, hier Berylles genannt, lassen ein grobes grünes Material erkennen. Sie sind von langgezogener Birnform und ähneln täuschend den in altägyptischen Gräbern gefundenen, aus ähnlicher Masse bestehenden Gefäßen. Die Trinkbecher oder Wontschas werden aus Ochsen-, Büffel- oder Steinbockhorn bereitet, sind hübsch geglättet und erhalten häufig einen hölzernen Boden.

Fig. 12.



Abyssinischer Korb mit Kaurischnecken verziert.

Hauptnahrung der Abyssinier ist Brondu oder rohes Fleisch, vorzüglich dasjenige des Rindes. Es wird am liebsten von frischgeschlachteten Tieren, noch blutend und zuckend, hinabgeschlungen. Bruces Angabe, daß man lebenden Tieren Fleisch aus dem Körper schneide und sofort verzehre, hat vor neueren Beobachtern die Probe bestanden. Viele Leute verschlingen das mit dem krummen Messer grob zerschnittene Fleisch pfundweise ohne Zuthat. Andere tauchen es zugleich mit Tefbrot in die bren-

nend scharfe Brühe aus den sehr kleinen Fruchtkapseln einer Art spanischen Pfeffers (Capsicum conicum). Das aus Mehl von Tef (Poa abyssinica) bereitete nicht sauere Brot wird in platten Fladen aufgetragen. Es schmeckt, namentlich angeröstet, nicht übel. Bei den Schmause- und Zechgelagen der Großen werden mächtige Stücke rohen Rindfleisches von Dienern auf die Weidentische gehoben und dazu riesige Haufen Tefladen gelegt. Einzelne der Fladen werden wohl auch unter die Fleischstücke geschoben. Die Schmausenden schneiden mit ihren krummen Messern Teile davon los. Die aufwartenden Weiber zerstückeln diese Teile wieder, bestreuen sie mit Pfeffer und wohl auch mit Kümmel, wickeln das Ganze in eine Scheibe Tefbrot und stopfen manchmal dicke Ballen davon dem harrenden Schmauser in den Mund. Pfefferbrühe gelangt in flachen Schüsseln zum Mahle. Das Fleisch der Schafe, der Ziegen und des Wildbretes wird vor dem Essen etwas angebraten.

Man genießt auch saueres aus Tef, Gerste oder Weizen, anderes aus Sorghum, Bohnen und Gerste gebackenes Brot. Man taucht dasselbe in eine mit rotem Pfeffer, Salz, Zwiebeln und selbst mit Butter bereitete Sauce ein. Knoblauchszehen werden roh gekaut. Die von mir in Schendi genossene Sauce hat den Eindruck größten Wohlgeschmackes hinterlassen. Ebenso fand ich das von anderen hart getadelte, aus den Samen des Nuk (Guizotia oleifera) gekochte Öl als Zuthat zu Mehlbrei und Nudeln durchaus nicht unangenehm. Eines neueren Reisenden drastische Bemerkung, die Abyssinier fräßen wie die Wölfe und schmatzten dabei wie die Säue, erhält ihre volle Bestätigung. Das Nichtschmatzen beim Essen gilt den dortigen Bewohnern als eine Ungezogenheit!

Zu Getränken dienen Tulla, d. h. Bier aus Matschila (Sorghum) und häufiger noch aus Dagosa, vor allem aber Detsch, d. h. mittelst Gescho oder Tzaddo zum Gähren gebrachtes Honigwasser. Gescho sind die Blätter des Rhamnus pauciflorus, welche man auf den Märkten kaufen kann. Tzaddo ist die Wurzel des

Rhamnus Staddo. Der mir zu Famaka von einem holden Godjam-Mädchen kredenzte, der gastfreien Küche des Herrn Major Msaud-Effendi entstammte Detsch schmeckte nicht übel. Indessen möchte ich doch das nubische Merisi oder Sorghumbier vorziehen. Detsch sowohl wie Tulla oder Merisi wirken berauschend. Nach dem Genusse einer besonders starken Sorte Merisi, dem Kabs-el-Tor, hörte ich die Zechenden vor eitel Lust wie Ferkel quieken und wie Hähne krähen. Die Abyssinier trinken den Detsch, der in großen bauchigen Krügen aufbewahrt wird, aus Wontschas (S. 81). Die Gala bedienen sich dazu der riesigen Hörner ihrer Sanka-ochsen.

In Schoa hat der König allein das Recht, den Detsch, zu welchem man hier noch schwarzen und roten Pfeffer setzt, zu bereiten. Das Getränk wird in mit Lehm verschmierten Krügen untergebracht. Sahela Selasie pflegte in seinen Kellern solche Krüge zu halten, deren seit dreißig Jahren dauernder Inhalt altem Franzbranntwein an Stärke nur wenig nachgab und den Stoff zu nächtlichen Gelagen im Königsschlosse liefern mußte.

Eine hervorragende Beschäftigung des abyssinischen Volkes bildet der Ackerbau. Hildebrandt bemerkt über die Samhara, daß wenn von ihren feinsandigen oder mit schwarzer, trachytischer Lava bedeckten Dünen und Steppen im Sommer die trockene in der Hitze zitternde Luft aufsteigt, sie den durch regelmäßige Winde zugeführten Wasserdunst des nahen Meeres einsaugt, der sich aber nicht sogleich, sondern erst beim Annahen ans Gebirge zu Wolken formt und diesem die regelmäßige Regenzeit bringt. Anders ist es im Winter, wenn die dunsterfüllten kalten Bergwinde Abyssiniens niederfallend der Küstenregion einigen, wiewohl unregelmäßigen Regen bringen oder vermitteln. Dann wacht hier das Leben plötzlich auf, aus Dorngestrüpp entsprießen zarte Blüten und Blätter, der Boden bedeckt sich mit einem freundlichen Gras- und Krautteppich und das früher tote Flußgeäder füllt sich mit brausend dem Meere zueilendem Gewässer.

Alsdann verläßt der Hirt den bergigen Sommersitz und schlägt seine Zelthütte im Küstenlande auf. Der Landmann greift zum Pflug, und hier, wo noch vor wenigen Wochen der Glutwind die letzten dürren Blätter über die kahle Ebene fegte, weidet jetzt friedlich das Vieh und wogen üppige Saaten. Sie gelangen nicht in jedem Jahre zur Reife, indem der Regenfall ein sehr unbeständiger ist und oft Monate lang ausbleibt. Daher bebauen die Eingeborenen hier kein Feld. Munzinger hatte im Jahre 1872 bei Zula durch Stauung und Kanalisierung der Regenbäche weite Strecken für die Sommerkultur urbar gemacht. Auch haben daselbst yemenische Araber Sorghum und Wassermelonen angebaut.

Die östlichen Kollas sind der Kultur zugänglicher, aber wegen spärlicher Bevölkerung auch nur fleckweise, um die wenigen zerstreut liegenden Ortschaften her, bebaut. Hier gedeihen namentlich mehrere Sorten Sorghum und Mais, ferner Tabak, roter Pfeffer und Zwiebeln.

In der Woina-Dega, dem Weinlande, befindet sich das Hauptackerland des ganzen Gebietes, welches in der Dega in aufsteigender Richtung allmählich wieder abnimmt.

Das Ackerland ist Grundeigentum und dokumentarisch als solches in die Kirchenbücher eingetragen. Der Eigentümer kann Land verpachten soviel er will. Die Felder werden, wie die Gehöfte, gegen die Angriffe des Wildes und der Raubtiere mit einer Seriba, einem Dorngehege oder einem Fenzgeflecht, Kadsur oder Keleb, umgeben. Eine durch Steinlagen und Erdaufwürfe bewerkstelligte Terrassierung ist häufig, namentlich ist sie in Schoa in sehr ausgedehntem Gebrauch. Nach Hildebrandt dämmt man in günstiger Lage Bäche mit Rasenpacketen ab und leitet von der gestaueten Partie aus Wasserkanäle in die Felder hinein.

Die Abyssinier bedienen sich eines einfachen Pfluges. Derselbe besteht aus einer grobbehauenen Deichsel, an welche mittelst eines quer vor die Hörner gelegten Joches ein Paar Ochsen

gespannt werden. Durch das Hinterende der Deichsel wird die vorzugsweise eiserne, selten hölzerne, unten zugeschärfte Pflugschar gesteckt und durch Keile, auch Riemen oder Stricke festgehalten. Eine Art Hohlspaten dient zum Ausgraben, eine an der Schneide gesägte Sichel dient zum Mähen der reifen Feldfrucht. Das Dreschen geschieht auf mit Kuhdünger gefestigten Tennen mit Stöcken oder durch Austretenlassen. Die in Syrien und Ägypten angewendeten Dreschschlitten sind hier unbekannt. Das reife Korn wird in ausgestrichenen Silos oder Erdgruben, oder in 10—15 Fuß hohen Körben, endlich auch in fast eben so hohen Lehmtöpfen aufbewahrt. Letztere ähneln den Kirsbas der Nubier oder den Getreidetöpfen der Kaffern und Betchuanen.

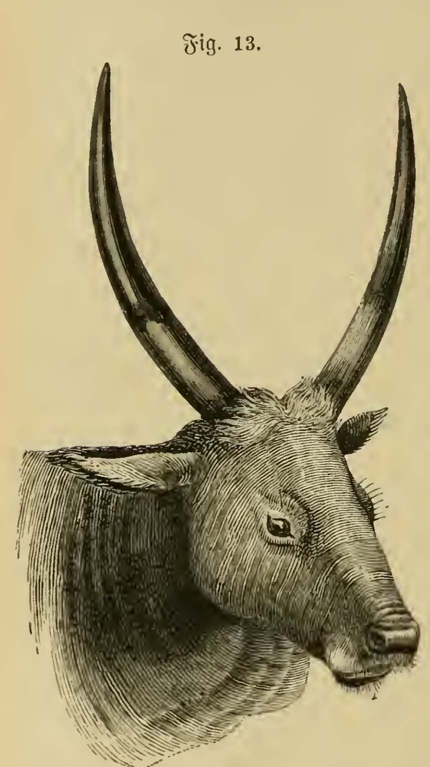
Kein Abyssinier hält einen Mehlvorrat, sondern läßt durch die Weiber oder Sklavinnen so viel Korn reiben, als er augenblicklich nötig hat. Das Zerreiben geschieht auf einem Stein mittelst eines steinernen Quetschers. Dieser Motena genannte Apparat, die Murhaka der Nubier, dient von hier an bis zum Kaplande.

Man baut Sorghum, Dochn (Penicillaria), Weizen oder Sindi sowie Gerste oder Gebs in vielen Spielarten, ferner Senef Galo oder Roggen, Einkorn (Triticum monococcum), Tef, Dagosa (Eleusine Tocussa), Mais oder Mar-Matschila, Erbsen, Linsen, Sau- oder Pferdebohnen, Strauchbohnen, Flachs oder Tolba, Nuk (S. 82), Sesam, Liebesäpfel (Tomaten), Portulak, Kartoffeln, roten Pfeffer, Zwiebeln, Senf, Bockshornsamen (Trigonella foenum graecum), Abakil oder Koriander, Safran, dessen Samen man ißt, endlich Tabak, Baumwolle u. s. w. an. Ausgedehnte und lohnende Kaffeekultur herrscht in den südlichen Provinzen. Wein soll in der Woina-Dega sehr gut fortkommen, wird aber jetzt, nachdem die ersten Anfänge dieser Pflege durch Krankheit vernichtet worden sind, zur Zeit nur noch wenig oder gar nicht mehr gebaut.

Viehzucht bildet wie bei so vielen afrikanischen Völkern eine

Lieblingsbeschäftigung auch der Abyssinier. Der Rindviehschlag dieses Landes ist ein nicht unedler Zebu- oder Buckelochsenschlag, dessen meist kleinere Hörnerformen nicht unwesentlich variieren. Am stattlichsten nehmen sich die grauen Individuen aus. Es giebt aber auch braune, schwarze und gescheckte. Eine sehr interessante Rasse bilden die Sankas oder Sangas von Agame, von Godjam, Schoa und den Gala-Ländern. Diese Ochsen haben riesige leierförmige Hörner (Fig. 13). Die Kühe geben wenig mehr als zwei Liter Milch. Alle afrikanischen Zebus sind ungemein sanft und gelehrig. Sie lassen sich sowohl zum Lasttragen wie auch zum Reiten benutzen. Diese Tiere weiden bei Tage im Freien und lagern nachts innerhalb der Einpferchungen der Ortschaften. Die Kastration wird geübt. Man tränkt hier nach Hildebrandt nur alle 3—4 Tage (in Sennaar öfter) aus mit Zweigen verfestigten Löchern. Wie in Sudan melken die Männer. Butter wird in Lederschläuchen durch Schütteln der angesäuerten Milch gewonnen.

Fig. 13.



Kopf eines Bullen der Sankarasse von Godjam.

Die Schafe sind von verschiedener Rasse. In den östlichen Kollas züchtet man vielfach das mit einem breiten Fettpolster

an der Wurzel des kurzen Schwanzes versehene Tier der Halenga, der Hadendua und anderer Taka-Stämme, welches übrigens auch über einen großen Teil der inneren Länder Afrikas verbreitet erscheint. In der Samhara, in Bogos und Mensa hat das asiatische Fettsteißschaf (mit zum Teil riesigen Fettpolstern um den kurzen dünnen Schwanz) wohl über Persien und Yemen her Eingang gefunden. Dieses ist wie das Kollaschaf nur haarig, es trägt keine Wolle. Haarige Schafe mit dünnem Schwanz werden aber auch noch in der Samhara gehalten. Das Schaf der Dega, von welchem Lefèbvre eine so schöne Abbildung giebt, hat eine kurze Wolle. Das Matika-Schaf von Begemder, Agaumeder und Schoa sowie aus den nördlichen Galagebieten ist groß, schwarz oder weiß, hat einen mittellangen, wenig fetten Schwanz, einen gewölbten Nasenrücken und eine mittelfeine, bis zu einem Meter Länge erreichende Wolle. Dies Tier ist der sogenannten thebaischen Rasse Ägyptens und Nubiens verwandt. Das schwarze Vließ derselben, die Lofisa, dient den Vornehmen als Umhang, den Sudanesen als Reitdecke. Die gewöhnlichere Rasse Schoas ist klein, schwarz, grobwollig. Diese wird zur Kreuzung mit dem Matika benutzt. Man webt aus Schafwolle grobe Stoffe zu Decken.

Die Ziege ist mittelgroß, hat ein bis eineinhalbmal gewundene oder einfach gekrümmte Hörner, lange dichte Haare und einen ziemlich langen Bart (Fig. 3). Die Felle derselben werden ebenfalls als Umhänge benutzt. Schöne zottige Ziegenfelle waren ein besonderer Schmuck der Gesche schakri oder tartschenbewehrten Lanzenträger Sahela Selasies.

Das einhöckrige Kamel (Camelus Dromedarius) ist hier ebenfalls mittelgroß, hat stämmige Beine und breite Sohlen. Es kommt am besten in der Kolla und Woina-Dega fort. Es trägt mit Ausdauer schwere Lasten über steile Berge. Seine Benutzung als Reittier ist hier sehr viel beschränkter als bei den Stämmen von Nubien, Taka und Sennaar.

Das Pferd ist nicht groß, hat einen geraden Nasenrücken,

einen feinen, hübsch gebogenen Hals, eine volle Mähne und vollen Schwanz. Größer und stämmiger ist das aus dem Barka gebrachte Tier. Die Haltung dieses Geschöpfes ist eine sehr schlechte, seine Ausdauer bei kärglichem Futter ist überraschend. Weit geschätzter ist das Bakla oder Maultier, das Züchtungsprodukt von Pferdestute und Eselhengst. Es ist zum Teil sehr groß und schön, hat ziemlich lange hochstehende Ohren, einen feinen Kopf, einen leicht konvexen Nasenrücken und breite Ganaschen. Der Hals ist fein und gebogen, die Brust ist enge, die Kruppe hoch, voll und wenig abschüssig. Die Beine sind lang, kräftig, die Fesseln zart, die Hufe hoch. Sehr gesucht sind die Isabellen. Könige, Häuptlinge, Geistliche und Frauen bedienen sich mit Vorliebe der Maultiere.

Seltener und kleiner sind die von Pferdehengst und Eselstute geworfenen Maulesel. Die besten derselben kommen aus Kuara, Dongur, Ermetschoho, Tschelga und Amhara. Sie haben Ponygröße, einen hübsch geformten Pferdekopf, nur mäßig lange Ohren, einen kurzen dicken Hals und kurze kräftige Beine. Die Mähne steht hoch. Der Schwanz gleicht, wie derjenige des Maultieres, dem Eselschweif. Sonderbarerweise wird die Existenz der letzterwähnten Bastardform von mancher Seite, selbst von Autoritäten im Fache der Tierzüchtung, noch immer bezweifelt.

Der Esel findet sich in einer kleineren und einer größeren Rasse. Letztere ist die schönere. Sie geht meist direkt aus der Zähmung des Wildesels (S. 28) und aus dessen Kreuzung mit der kleineren Rasse hervor.

Der Hund ist ein sogenanntes rasseloses Tier, ohne bestimmten Typus, im ganzen etwa dem mitteldeutschen Schäferhunde ähnlich. Er dient zur Bewachung der Gehöfte. Nach Hildebrandt richtet man ihn dadurch ab, daß man ihn in den ersten Lebensmonaten in eine enge dunkle Erdgrube einsperrt. Ein Teil dieser Tiere hat, wie in Nubien, keinen eigentlichen Herrn. Trotzdem werden auch solche Individuen geschützt und gelegent-

lich mit Abfällen gefüttert. In den Kolla-Ländern züchtet man außerdem das berühmte sudanische Windspiel.

Die Hauskatze ist nicht sehr verbreitet. Man unterscheidet eine eingeborene und eine von außen über die Hafenstädte her eingeführte Rasse.

Die Haushühner sind von kleiner Form. Man bewahrt sie nach Hildebrandt in geflochtenen an die Bäume befestigten Käfigen auf, um sie so gegen nächtliche Raubtiere, Ichneumons und dergl., zu sichern.

Die Bienenzucht ist hier um so mehr verbreitet, als Honig in sehr bedeutenden Mengen konsumiert wird. Die Bienenbehältnisse werden aus Flechtwerk oder aus Lehm und Kuhdünger bereitet und so teils auf Stellagen, teils auf Zweige der Wonza- und Worka-Bäume gesetzt. Auch wilden Bienen stellt man nach.

Das häusliche Leben der Abyssinier läßt keinen Vergleich mit demjenigen der civilisierteren christlich-europäischen Stämme zu. Es läßt ferner nicht den Reiz der mannigfaltigen Alltagserscheinungen erkennen, wie sie bei den Mittel- und Westafrikanern sowie bei den Abantu sich darbieten. Wir haben es hier mit einem halbbarbarischen, leidenschaftlichen Volke zu thun, dessen ganzes Sein von Parteiungen zerrissen ist und dem es seit Menschengedenken an einem festen moralischen Halt gebricht. Munzinger sagt von diesen Leuten, daß er über sie wohl reden dürfe, denn auch sie ständen uns als Menschen kaum so fern (?). „Er (der Abyssinier) denkt, er träumt, er liebt und haßt ja auch; er fühlt wie wir, nur roher und oft viel natürlicher und freimütiger. Soll denn das schwarze Gesicht immer ein schwarzes Herz verbergen? Auch dort findest du mitleidige Herzen! Wenn der schneidende Abendwind dichte Nebel auf die Hochebene herabregnet, da kann der Wegfahrer getrost anklopfen und auch des erfrornen Bettlers harrt ein freundlicher Gruß, ein fröhlich loderndes Feuer und ein warmes in Milch gebrocktes Brot. Auch dort giebt es Ritter, Beschützer der Frauen und Schwachen.

Der Mißhandelte findet seinen Advokaten. Auch Freunde kannst du dir erwerben, wenn auch nicht schnell, die am Tag der Gefahr dich beschirmen. Treue Liebe, glückliche Gatten sind nicht selten, und wie oft folgt die trauernde Gattin ihrem Herrn freiwillig in den frühen Tod! Du siehst in Hungersnöten die Mutter mit hohlen Wangen, die Kinder frisch und munter: denn das letzte Brot spart sie für ihre Lieben auf. Unermüdet wacht die Gattin bei ihrem kranken Mann. Brave Söhne opfern jahrelange Arbeit, um ihrem alten Vater sorgenfreie Tage zu bereiten. Gefühl fehlt nicht und auch nicht Mut und Frohsinn; sie singen und tanzen die sternenhelle Nacht durch; Rhapsodieen loben den Helden, den Löwentöter, den Menschenbezwinger. Freude und Leid wird ausgesungen; das Lied dient auch der Klage; es begleitet die Arbeit; es bejubelt die Hochzeit."

Diese warmen Worte des erfahrenen Reisenden schildern uns auch im Abyssinier den Menschen, wie wir ihn im großen und ganzen vom Nordpol bis gegen den Südpol, von Ost nach West wieder zu finden gewohnt sind. Nur die Bemerkung, daß der Abyssinier im ganzen wie wir fühlen soll, die möchte ich einigermaßen anfechten. Er lebt, er denkt, er fühlt, er liebt zwar als Mensch, aber doch immer als Mensch seiner afrikanischen Heimat! Eine genauere Untersuchung muß jeden einzelnen Stamm in seiner lokalen Umgebung, in seinem spezifisch-nationalen Wirkungskreise auffassen. Nehmen wir den Abyssinier ins Auge, so müssen wir billig darüber erstaunen, daß sich in ihm noch so viel Ethik und Moral entwickelt haben. Denn er vereinigt doch die guten und bösen Eigenschaften des Afrikaners mit denen des Asiaten, des Christen mit denen des Mohammedaners und des Heiden. Schlecht begriffene Halbkultur, trübselige politische Zustände, bürgerlicher Hader haben diesem abyssinischen Volksleben unvergängliche Spuren aufgedrückt. Staatliche und bürgerliche Zerrüttung, religiöser Zwist haben hier weiten Platz gegriffen, und die Schutzlosigkeit des Individuums gegen die Gewaltansprüche der Mächtigen haben den Genius dieser Nation schon seit Men-

schenaltern untergraben. Finden wir hier doch noch so manche Tugend, so zollen wir gern auch im Abyssinier dem Menschengeiste unsere Achtung!

Wir wollen uns hier aber nicht auf allgemein gehaltene Redensarten beschränken, sondern lieber etwas ins Detail des Wesens und Wirkens dieser Leute einzutreten suchen. Unter den ärmeren Abyssiniern herrscht Monogamie. Befindet sich ein junger heiratslustiger Mann im Besitz einiger Thaler, so begiebt er sich auf Freiersfüße. Er läßt durch eine befreundete Person oder durch seine Eltern um die Hand der Auserkorenen werben. Hierbei wird von den Eltern des Mädchens manchmal um den Kaufpreis gehandelt. Nach gemachtem Geschäft wird die Ehe meistenteils ohne Trauungsceremonie geschlossen. Ist das Paar wohlhabend, so wird tagelang geschmaust und gezecht, es wird ein scheinbarer gewaltsamer Raub der Braut durch den Bräutigam und dessen Freunde ins Werk gesetzt. Die Ehe ist leicht wieder lösbar und nur dann fester, wenn nach Rueppell beide Gatten zur Ehelichungszeit zusammen das Abendmahl nehmen. Die Scheidung wird ohne weiteres ins Werk gesetzt. Die gezeugten Kinder ziehen mit der Mutter. Der Vater hat aber bis zu deren achtem Lebensjahre für ihr Auskommen zu sorgen. Einer etwaigen Wiederverheiratung getrennt gewesener Paare steht nichts weiter im Wege. Ebenso kann sich jede der beiden Parteien wieder verehelichen, zweimal sogar kirchlich. Die häusliche Treue ist hier so selten wie in manchen Gegenden Sudans. Die Vielweiberei wird geduldet. Sie ist mehr nur bei *reichen* Leuten üblich. Jede Frau hat dann ihren eigenen Haushalt. Das erinnert an eine u. a. von Merensky geschilderte Sitte bei den Kaffern. Abyssinier, die als Kaufleute viel umherreisen, haben an beliebigen Orten je eine Frau wohnen, der sie gelegentlich ihren Besuch abstatten. Alles dies mahnt wieder sehr an die unter den mohammedanischen Berabra, den Bedja und Fundj herrschenden Sitten. Man befolgt auch in Habesch den abscheulichen Brauch, noch ganz unreife Mädchen, zehn Jahre und weniger

alt, ins Ehebett zu führen. Nach Pearce heiratete der über siebenzigjährige Ras Welled Selasie die kaum zehnjährige Tochter des Kaisers Tekla Girgis.

Die Taufe wird in der Kirche vollzogen und zwar bei Knaben vierzig, bei Mädchen achtzig Tage nach der Geburt. Kinder beiderlei Geschlechtes werden beschnitten. Es ist dies bekanntlich eine echt afrikanische bis zu den Kaffern übliche Sitte. Die Kinder wachsen in der Regel ohne Erziehung auf. Sie sind den Eltern im ganzen gehorsam. Auch die Frauen üben Demut gegen ihre Ehemänner, die von ihnen nur mit „Geta, Herr," angeredet zu werden pflegen.

Die Knaben hüten das Vieh, sammeln Brennholz und waschen die schmutzigen Kleider. Die Frauen dagegen holen Wasser, bereiten Mehl, kochen und spinnen oder flechten. Der Abyssinier verliert viel Zeit mit seiner Haarfrisur, mit Besuche machen, mit Herumlungern und Schwatzen. Bei seinen Trinkgelagen geht es rüde und wüst zu. Öfters werden hierbei der Knittel geschwungen und das Messer gehandhabt.

Von Natur begabt, entwickelt der Abyssinier vieles Geschick in technischen Dingen. Es giebt hier mancherlei Handwerker. In einem üblen Ruf stehen wie in Ost-Sudan, in Centralafrika und bei den südlich vom Erdgleicher wohnenden Nationen die Eisenarbeiter, Buda auf Amharinja. Sie gelten in Habesch wie in Sennaar als Hexenmeister, welche sich nachts in Hyänen verwandeln und dabei den scheußlichsten Unfug treiben können. Deshalb verargt man es in gewissen Landesteilen dem reisenden Europäer gar sehr, wenn er der gefleckten Hyäne nachzustellen sich gemüßigt findet. Es ist dahin gekommen, daß des Ras Ubie Vater, um sein Volk vor dem bösen Blick dieser Zauberer zu schützen, an 1300 derselben abschlachten ließ. Übrigens stellen diese Leute recht brauchbare Sachen, wie Lanzenspitzen, Säbelklingen, Pferdegebisse, Steigbügel, Schnallen, Ketten, Pflugscharen, Spaten u. s. w. her. Das geschieht mit jener einfachen Art Geräte, mittelst deren auch die centralafrikanischen Schmiede so

hübsche Arbeiten anfertigen. Die Goldarbeiter sind nach Heuglin teils eingewanderte Indier, teils Armenier. Neuerdings haben sich hier aber auch, wie ich erfahre, sogenannte Djaalin aus Nubien niedergelassen, welche ihr Handwerk noch besser verstehen als jene, namentlich wunderschöne Filigranarbeiten auszuführen wissen.

Das Flechtwerk ist, wie bereits flüchtig bemerkt worden, eine Arbeit der Frauen und wird in dieser Branche nicht Unbedeutendes geleistet. Die Baumwolle wird von den Frauen mittelst einer Spindel gesponnen, welche täuschend der von den alten Ägyptern und von den Berabra gebrauchten ähnelt, in einer etwas vergrößerten Form aber auch bei den Kaffern wiederkehrt. Zum Weben bedient man sich sehr einfacher liegender Webstühle. Der gelieferte Stoff pflegt übrigens dürftig genug auszufallen.

Die Zimmerleute bringen es höchstens bis zur Anfertigung von Balken, Algas (S. 79), und hölzernen Hohlmörsern zum Stoßen der Pflanzenprodukte. Besser arbeiten die Drechsler, aus deren Händen schöne Erzeugnisse von Horn, als Becher, Trinkhörner, Säbel- und Messergriffe hervorgehen. Ich habe in Chartum vorzügliche derartige, aus Gondar stammende Arbeiten beobachtet. Sie wurden dort ungemein teuer bezahlt. Die Holzarbeiter verfertigen Stühle, Sättel, Truhen, Schachteln, Bücherdeckel u. s. w.

Die Gerber oder Fagi sind in Abyssinien beinahe ebenso übel berufen wie die Eisenarbeiter. Indessen weiß jedes Haus sich einen gewissen Lederbedarf selber zuzurichten. In großen Mengen werden Rinds-, Schaf- und Ziegenfelle gar gemacht. Man legt sie in Viehharn, wässert sie dann aus und bearbeitet sie entweder mit den meist aus Sennaar bezogenen pflanzlichen Gerbmitteln Garad und Modus, oder auch mit einheimischen Stoffen. Noch von den Haaren bedeckte Felle werden mittelst Milch und Butter behandelt. Lederriemen erlangen ihre Weiche durch viel Kneten und Streichen. Färbstoffe zur Lederfärbung liefern der Beerensaft der Amoraru, einer Belladonnaart, der

Gerschid, d. h. die Wurzel einer Balsamine, eine Berberitze, die Rinde des Pterolobium, Mekmeko, das ist eine Sauerampferwurzel u. s. w. u. s. w. Sehr gewöhnlich zeigen die hiesigen Lederarbeiten ein grelles Spangrün, ein dem Carmoisin sich näherndes Rot, ein der gebrannten Terra Siena verwandtes Braunrot und ein schreiendes Gelb. In Sennaar und Taka wird von abyssinischen Lederarbeiten, namentlich zu Topfdeckeln, Pferdegeschirr und Satteldecken, ein ausgiebiger Gebrauch gemacht.

Der Abyssinier ist zwar Reiter, aber ein wilder, nicht etwa ein schulmäßiger nach unserem Sinne. Er steigt mit einiger Mühe, auf seine Lanze sich stützend, von der rechten Seite her auf. Er sitzt fest im Sattel, malträtiert aber sein Roß mit dem furchtbaren Gebiß und den harten Knöcheln. Er mutet dem an sich edlen Tiere zu viel zu, scheut sich auch nicht, ein wundgedrücktes zu reiten.

Der abyssinische Sattel hat einen hölzernen Bock wie der nubische. Dieser ist mit einer Lederdecke oder selbst mit deren zwei übereinander befindlichen, oft bunt verzierten und mit einem wohl ornamentierten Vorder- wie auch Hinterzeug, versehen. Der Steigbügel ist in Mensa und Bogos groß, dem deutschen ähnlich und zum Einschieben des ganzen Fußes geeignet, im übrigen Lande aber so eng, daß nur die große Zehe des stets barfüßigen Reiters hineingeht. Am Zaumzeug fällt das breite lederne, öfters mit metallenen Knaufen und Spitzbuckeln verzierte Stirnzeug auf. Manchmal ist der Zaum mit Pferdemähne, Zebrafell und mit Quasten geschmükt. Das Gebiß quetscht die Kiefern des Tieres bei jedem Ruck unbarmherzig zusammen. Der Zügel, eine einfache Trense, besteht nahe dem Gebiß öfters aus Kettengliedern, weiter hinten stets aus Lederriemen oder Seidenschnur (Fig. 14).

Eine Lieblingsbeschäftigung ist dem im ganzen arbeitsscheuen Abyssinier der Kriegsdienst, weil es dabei gewöhnlich zu plündern, zu schmausen, zu saufen und herumzulungern giebt. Wenn irgend ein ehrgeiziger und abenteuersüchtiger Häuptling in Aktion

tritt, so sammelt er allerhand sich nach Beschäftigung sehnende Strolche um sich, unter denen immer eine ganze Anzahl alter gedienter, mit den Chikanen des landesüblichen Kriegswesens vertrauter Kämpfer sich befinden.

Die regelmäßige militärische Dienstleistung der Abyssinier ist ein Ausfluß ihrer Lehenspflicht. Jeder Provinzialstatthalter ist genötigt in Übereinstimmung mit dem Flächeninhalt seiner Besitzungen ein Aufgebot wehrfähiger Leute zu erlassen. Indessen existieren auch immer viele Gelegenheitssoldaten, die sofort zur Hand sind, wenn es irgendwo losgeht. Auf sie wird jedoch geringeres Vertrauen gesetzt, als auf die bäuerischen Clansleute der einzelnen Häuptlinge. Diese müssen Kleider, Waffen und Lebensunterhalt selbst mitbringen. In Schoa erhielten nur die vierhundert aus des Königs Besitzungen ausgehobenen Schützen Sold, nämlich jeder im Jahr acht Stück Steinsalz im Wert von je etwa 1½ Mark. Disziplin ist in den abyssinischen Heersäulen nicht zu suchen. Die (noch leidlich eingeteilte) zu den Einfällen in die Gala-Länder bestimmte Macht Sahela Selasies zerfiel in drei Abschnitte. Der mittlere bestand in den Luguamiotsch unter Aito Melku, dem Oberstallmeister, aus den Gesche schakri (S. 85) und der Abteilung des Erhebers der neuauferlegten Steuern. Auf dem linken Flügel befanden sich die Musketiere des Befehlshabers der königlichen Leibgarde Aito Katama. Hinter diesen folgten die Wozbitotsch oder königlichen Küchenweiber, dann die Scharen Aito Gebras, des Statthalters von Mentschar, und zum Schluß die Abteilungen von Schoa Meder, von Morat und Morabieti. Der die Plänkler bildende Vortrab wurde vom Worari oder Statthalter der tributpflichtigen Gala angeführt. Dieser war Abogaz Maretsch. Um ihn her befanden sich die Statthalter der christlichen Distrikte Bulga, Kembibit, Gola und Utuba. Der dritte Abschnitt, die Nachhut, ward vom Wobo befehligt. Diesen Posten aber suchte man damals nach Gutdünken von einem der Sitze der nördlichen Statthaltereien, nämlich Gidem, Gesche, Anzotschia, Mans, Kaa, Gabriel und Ifrata aus, ließ

Fig. 14.



Abyssinisches Sattel- und Zaumzeug.

aber nie bei zwei hintereinander stattgehabten Kriegszügen die Wahl auf einen und denselben Mann fallen.

Unbeschreiblich bunt, ähnlich wie zur Zeit der Völkerwanderung muß ein solches Heer aussehen, bei welchem Weiber, Kinder und ein zahlreicher Troß mitgeschleppt werden. Heuglin schildert mit lebhaften Farben den Aufzug Theodors II., wie dieser nebst seiner Armee zum Kampfe gegen die Wollo-Gala ausrückte. Morgens früh wurde das Lager abgebrochen. Die Soldaten steckten ihre aus Knitteln und Gras aufgeführten niedrigen Hüttenlager in Brand. Dutzende, Hunderte von Kadavern von Pferden, Maultieren, Eseln und Rindern, in allen Stufen der Verwesung begriffen, dazwischen einzelne Leichen von Männern und Weibern, wie sie von Kälte, Hunger oder Feindeshand getötet waren, lagen am Wege umher. Über kleine Kinder, die gestorben oder aus Not und Elend ausgesetzt und von der Mutter verlassen waren, gingen erbarmungslos Pferde und Menschen. Was davon noch am Leben war, wurde damals von Ras Ubie, der die Nachhut befehligte, gesammelt und nach Möglichkeit versorgt. Züge von Geiern, weißnackigen Raben und halbwilden Hunden folgten dem Troß und fanden reichliche Beute an den verwesenden Kadavern, an deren Beerdigung kein Mensch dachte. Das rote Lagerzelt des Kaisers bildete immer die Mitte womöglich auf einem etwas erhöheten Platz. Seine Thür richtete sich nach der Gegend, in welcher am kommenden Tag marschiert werden sollte. Vor diesem Zelt stand das Kirchenzelt oder Tabot, zu seinen Seiten die Zelte der beiden am Feldzuge teilnehmenden Königinnen, etwas ferner das des Abuna und des Lagerkommandanten. In der Mitte der Kreise bildenden Abteilungen etablierte sich der die Vorhut befehligende Offizier. Die Zelte waren aus verschiedenem Stoff und hatten eine verschiedene Form. Die zweckmäßigsten waren die der Schoaner, sie bestanden aus braunem, dickem Wollzeug oder Mak, waren gewöhnlich sehr geräumig und ruheten auf zwei Säulen aus Rotang (Stuhlrohr) über die als Dachfirste ein drittes Stück Rohr gezogen war.

Die beiden schmalen Seitenflächen waren gerundet. Andere bestanden aus weißem Baumwollenzeug und hatten dann meist die Form eines kleinen Hauses mit Giebeldach.

Eine ungeheuere Menge von Menschen, Reit- und Packtieren, gefolgt von Viehherden, war in Bewegung. Ein gewisser Maier hatte einen grünen Heuwagen gebaut, vier Maultiere vorgespannt und fuhr ihn, von 40—50 zur Bedienung beigegebenen Bewaffneten umringt. Der König ritt wie gewöhnlich an der Spitze der Truppen, deren Zug oft über eine Meile breit und, obwohl nicht sehr dicht gedrängt, 2—3 Meilen lang war. Die Kavallerie nahm auf den meist nur schmalen, für die Pferde tauglichen Pfaden sehr viel Raum weg, noch mehr die den Gala abgenommenen Herden. Der Zug war ein buntes Durcheinander von Offizieren zu Maultier, gefolgt von Dienern und Waffenträgern, von schmutzigen Geistlichen, Soldaten, Lastträgern, Eseln und Packpferden, dazwischen schmucke hochgeschürzte Köchinnen aus Tigre. Sie trugen das Attribut ihrer Kunst, einen langen stabartigen Kochlöffel, in der Hand oder gleich einem Säbel an der Seite, auf dem Rücken die Kilkile, einen feinen Strohkorb mit konischem Deckel, zum Aufbewahren von Speisen, oder sie trugen als Mütze auf dem zierlichen Zöpfchen einen Kochnapf oder ein paar Kürbisschalen mit Butter. Keinem dieser Weiber fehlte ein kleines aus Holz geschnittenes Kopfstühlchen, wie es vor Jahrtausenden die alten Ägypterinnen und noch heute die Berabra-Frauen führen. Auf stattlichem Maultier mit klingendem Glöckchen und schetterndem Metallhalsband ritt der Abuna in blauem Tuchgewand und schwarzem kleinen Turban sowie in einem feinen, rotausgeschlagenen Bernus.

Raschen Schrittes die Leute bei Seite schiebend, folgte ein Trupp von Eunuchen und Soldaten, in ihrer Mitte eine der Königinnen, vortrefflich beritten, gehüllt in einen enganliegenden blauen Sammetmantel mit reicher Silberstickerei und kleinen goldenen und silbernen Glöckchen, das Gesicht auf tscherkessische Art verschleiert. Dann erschien ein Trupp Maulesel (?), keuchend

unter schweren Ledersäcken mit Mehl oder Getreide und schetternden Kürbisflaschen; gleich dahinter das ehrwürdige Haupt der geistlichen Kongregationen, der alte Etschege in weißem Gewande und Turban, mit einem ungeheueren indischen Regen- und Sonnenschirm aus Artigkeit wohl hatten sich seiner Suite einige Dutzend andere Säulen der Kirche angeschlossen, dick vermummt in die weite Schama, die übrigens einen höchst feldmäßigen Teint angenommen hatte; Schoaner und andere abyssinische Klosterbrüder, erstere in Leder gekleidet, letztere kennbar an ihren ursprünglichen schwefelgelben Mützen; keinem fehlte der obligate Fliegenwedel aus Pferdehaaren oder ein Kuhschwanz.

Dem Etschege und seiner frommen Schar folgte auf dem Fuße ein Mönch, ein Glöcklein läutend, und dahinter eine Reihe von Tabot oder hölzernen Gesetztafeln Mosis, in rote Zeuge eingehüllt, getragen auf vergoldeten indischen Lehnsesseln oder Körben; diesen reihten sich oft zahlreiche neue Tabots an, die dem Abuna zur feierlichen Weihung ins Lager gebracht wurden. Unstreitig eines der interessantesten Stücke im geistlichen Zug war ein fetter Hahn, gemästet und zum Cölibat verdammt, damit er den Morgen möglichst spät anfinge und die würdigen Herren nicht zu früh aus dem noch nicht ganz versausten Abendrausche zum Gebet rufe.

Kranke und Verwundete, eingewickelt in ihre langen Schamas, wurden auf leichten Bahren getragen, dann folgten halbnackte Gefangene, in Holzgabeln gezwängt und eskortiert von Reisigen. Mütter mit neugeborenen Kindern auf dem Rücken oder in einem Korbe; politische Verbrecher, die, obwohl frei von Ketten, das Lager nicht verlassen durften; dem einen derselben fehlte ein Fuß und steckte der Stumpf in einem Wontscha, dem anderen die rechte Hand, gefallen unter dem Beile oder Säbel des Scharfrichters. In der Zahl der Staatsgefangenen befand sich Dedjas Ras Ubie. Das unerbittliche Schicksal, das den betagten Fürsten verfolgte, hatte tiefe Furchen auf seiner hohen Stirn gezogen.

Was von Tieren stürzte, blieb als Beute der Geier, wilden Hunde und Hyänen. Schrecklich zugerichtet durch die schlechte Art der Packung, das Überladen und die steilen Wege, durch Nässe, Kälte und Futtermangel waren oft die armen Maultiere, doch hielten diese immer noch besser aus als die Pferde. Große Herden von Rindvieh und Schafen zogen an den Gehängen zur Seite des Weges über zertretene Gerstenfluren und magere Wiesengründe. Sie waren den Feinden abgenommen und wurden teils nach Dembea und Begemeder geschickt, teils waren sie Beute der Soldaten und sollten mit Beendigung der Fasten geschlachtet werden. Vier zahme Löwen des Negus mit ihren Wärtern hielten sich meist hinter dem königlichen Marstall. Sie gingen frei, erfreuten sich reichlicher Kost, aber die kalte Bergluft und Regenschauer machten sie mürrisch und verdrießlich; die Pferde schienen ganz an ihre Anwesenheit gewöhnt ꝛc.

In ähnlicher Weise mögen auch ein Rhamses und Nebuchadnezar bei ihren Kriegszügen aufgetreten sein, einen großen Troß Weiber, gemißhandelte Knechte und verstümmelte Gefangene hinter sich! Theodor, welcher die wilde Schauspielerei liebte, pflegte in Umgebung seiner Löwen Audienzen zu erteilen. So hat Lejean den Usurpator abgebildet! Auch Pharaonen und assyrische Herrscher wurden öfters auf alten Reliefs in Umgebung solcher Bestien dargestellt.

Es fehlt dem Abyssinier nicht an Tapferkeit. Das hat er in unzähligen Kriegen bewiesen. Ist Not an Mann, so stürzt er sich todverachtend auf den Gegner. Es handelt sich beim Sohne dieses Landes meist nur um ganz unregelmäßige Massenangriffe. Seine Kriegskunst liegt um Jahrhunderte hinter der unsrigen zurück. Als des Theodor II. Getreuen am 10. April 1868 bei Arogi auf die englischen Truppen einstürmten, haben sie in ihren Reihen noch nicht einmal so viel Ordnung gehalten, als der Tradition zufolge jene Blüte französischen Rittertums an dem blutigen Tage von Azincourt. Nach halbdurchwachter Nacht auf regenerweichtem Sturzacker war sie, zu ihrem eigenen

Verderben, in leidlich geschlossenen Reihen auf die Geschwader König Heinrich V. losgebrochen. Der Tag von Azincourt fiel aber in das Jahr 1415. Mehr als vier Jahrhunderte später zählte man den Tag von Arogi. In Afrika entwickeln sich eben die Dinge weit weit langsamer als bei uns.

Unsäglich grausam ist der Abyssinier als Sieger. Er verstümmelt den Toten, den Verwundeten, ja selbst den unverwundeten Gefangenen auf die scheußlichste Art, er beraubt ihn seiner Geschlechtsteile! Mit dieser widerlichen Trophäe, die der Unmensch selbst kleinen Kindern abnimmt, treibt er unflätige Kurzweil. Darin bleibt er echter, wilder Gala. Darin bleibt er Nacheiferer jenes Pharaonen, vor dessen Thron der Landesbuchführer Berge von abgehauenen männlichen Ruten auftürmt (Wanddarstellungen von Medinet Abu, Theben).

Abyssiniens Volk ist, wie alle afrikanischen Stämme, die Irloikob und Kaffern vielleicht ausgenommen, dem Handel zugeneigt. Bei der geringfügigen und für die Ausfuhr nicht genügenden Industrie beschränkt sich der Export fast ausschließlich auf Rohstoffe. Hierzu gehören Wachs, etwas Elfenbein, roter Pfeffer, Salz, Kaffee, Zibet, rohe und gegerbte Häute, Tschely, ein in Indien begehrtes Gewürz, u. s. w. Hauptausfuhrartikel sind und bleiben Sklaven, mögen nun zum Schein noch so viel Dekrete gegen diesen Handel erlassen werden und die Engländer noch so viel Transporte derselben abfangen. Viele dieser Unglücklichen werden offen, andere werden auf Schleichwegen durch die westlichen Provinzen nach Taka und Sennaar geschafft. Wieder andere müssen das Rote Meer oder die nördlichen Grenzländer passieren. In den abyssinischen Grenzprovinzen werden Christen durch Ägypten unterworfene Mohammedaner bei Gelegenheit kleinerer und größerer Raubzüge gestohlen. Letztere nahmen früher den Charakter förmlicher Feldzüge an, wobei ein nicht unbeträchtlicher militärischer Apparat entfaltet wurde. In aller Mund ist noch heute der Raubzug (Rassua, Razzia) des Gouverneurs Elias-Bey von Taka gegen

Bogos (1856?). Obwohl nun das energische Auftreten des Theodor II. und die Siege des Johanös den ägyptischen Sudanesen das Handwerk etwas gelegt, so dauern in den abgelegenen Distrikten kleinere Züge und Übergriffe dennoch fort. In Abyssinien wird ein freier Mann nur durch Kriegsgefangenschaft wirklicher Sklave. Die Abyssinier haben übrigens den Sudanesen

Fig. 15.



Belal, Bedja=Mann aus dem Stamm der Hallenga.

reichlich vergolten. Helle Schankela= oder Schangala=Takaze d. h. Bedja aus Taka (Fig. 12 u. 13) und Sennaar bildeten in früheren Jahrzehnten einen beliebten Fangartikel für herumschweifende abyssinische Reiterschwärme. Dazu kamen die dunklen Schankela aus den Stämmen der Basena oder Kunama, ferner Fundj aus Fasoglo, Sennaar, endlich die in zahlreiche Stämme zerfallenden Gala im ganzen Süden des Reichs. An der west=

lichen Grenze Abyssiniens zwischen den Bergen von Wolkait sowie den Flüssen Angareb und Royan hauste bis in die sechziger Jahre hinein der vor den Ägyptern geflüchtete Djaalin-Häuptling Wolled Nimr. Dieser, durch die abyssinischen Statthalter begünstigt und von ihnen mit Waffen versorgt, brandschatzte Jahrzehnte hindurch an der Spitze seines zusammengewürfelten Raub-

Fig. 16.



Hadiye, Bedja-Frau aus dem Stamm der Halenga.

gesindels die ägyptischen Nachbarprovinzen, stahl hier überall Menschen und verkaufte diese den Abyssiniern. Viele Schoa und Amhara tributpflichtige Galagebiete haben nicht verfehlt, den Gebietern ihren alljährlichen Sklavenanteil zu opfern. Bei den viel besprochenen Raubzügen Sahela Selasies gegen die Gala-Länder im Süden seines Reiches war Sklavenraub eine Hauptsache. Massaua, Berbera, Seila und Tedjura waren (und

sind zum Teil wohl noch) Hauptsklavenemporieen. Nach Rueppell betrug zu Massaua früher der alljährliche Erlös für Sklaven beiderlei Geschlechtes 120 000 Mariatheresienthaler. Zu Chartum gaben noch in den 1860 ger Jahren hübsche abyssinische (namentlich Amhara-) und Galamädchen einen von Moslimen und von Europäern wahrhaft leidenschaftlich begehrten Artikel ab. Manche der letzteren ließen sich sogar mit solchen Personen trauen. Diese Art Frauen lernten bald im Hause regieren und den Pantoffel schwingen. In wirtschaftlichen Verrichtungen schienen sie ein außerordentliches und von ihrer Umgebung gern anerkanntes Talent zu entwickeln.

Die Einfuhr in Abyssinien betrifft hauptsächlich folgende Artikel: Baumwollenzeug, rohe Baumwolle, roten und blauen Kattun, gefärbte (namentlich blaue) Seidenschnüre und Seidenfäden, Goldfäden, Atlas, Sammet, rotes Tuch, Glasperlen, Glasflaschen (Beryllen S. 81), kleine Spiegel, Rasiermesser, Gewehrläufe, Zink, Nähnadeln, Messingdraht, Antimon (S. 75), Saffianleder, keltischen Baldrian, schwarzen Pfeffer, Tumbekki oder schirazer Tabak für die Wasserpfeifen rc.

Wie in ganz Innerafrika finden auch hier Wochen- und größere Jahrmärkte statt. Mir wurden z. B. die großen Märkte von Gafat, Genda, Gondar, Adua und Atigerat geschildert. Hier bietet man außer verschiedenen Importartikeln hauptsächlich Reis, Sorghum, Tef, Dagosa, Mais, Honig, Wachs, Droguen (namentlich Zibeth und Arzneiwaren), Pfeffer und Salz feil.

Als Münze dienen Baumwollenstoff, Salz (S. 7), Mateb (S. 72) und Mariatheresienthaler. Letztere wurden für den ostafrikanischen Verkehr noch bis 1866 in der Zecca (Münze) zu Venedig geprägt. Jetzt soll dies in Österreich geschehen. Jeder solcher Thaler muß das Bildnis jener Kaiserin deutlich zeigen, im Diadem sieben Perlen und die Schulteragraffe, die Jahreszahl 1780 und unter der Büste das Münzzeichen S. F. erkennen lassen. Im Jahre 1860 zirkulierten auch ägyptische

Medjidithaler und spanische Kolonnadenthaler, standen aber geringer im Wert, als jene großen venediger Geldstücke.

Heuglin äußert sich über die Gewichtsverhältnisse dahin, daß der Mariatheresienthaler das Normalgewicht bilde. Das abyssinische Pfund (Neter) von 12 Thalern werde in 12 Ukien, jede = 2 Lot des alten Zollgewichtes eingeteilt. Eine Ukie gelte = 10 Dramm. Das gewöhnliche Längenmaß sei die Elle (Dra), gerechnet vom Ellenbogen bis zu den Fingerspitzen, und zwar mit Hinzurechnung von zwei Fingerdicken. Derselbe Forscher bemerkt, daß es hier keine Gasthäuser und Wohnungen zur Beherbergung von Reisenden gebe. Kämen Fremde in ein Dorf, so werde ihnen gewöhnlich ein mit Dornen eingezäunter Raum zum Schutz gegen Raubtiere angewiesen, in welchem auch die Pferde und Packtiere Unterkunft fänden. Soviel mir bekannt, quartiert man aber auch Reisende von Distinktion zwangsweise im ersten besten gutgelegenen Hause ein und nötigt die Bewohner, zeitweilig ein anderes Obdach zu suchen. Ganz ähnlich pflegt man in Sennaar zu verfahren: Beamte, Offiziere und Ausländer, die unter königlichem Schutz reisen, erhalten von den Ortsvorständen Lieferungen an Brennholz, Viehfutter und Viktualien. Dr. Stecker erzählt uns nun von Wansage am Gumaraflusse, woselbst 37 und 32° C. warme Quellen entspringen, daß dort öffentliche Gasthäuser oder Gasthütten für die Kurgäste existieren. Dort gebe es auch eine Art nächtlicher Kurmusik, bestehend hauptsächlich aus Frauengesang und Händeklatschen.

Das abyssinische Volk zerfällt in Adlige und Gemeine. Obenan stehen die Mokunen, zu welchen der König, die Statthalter, die Kirchenfürsten, die Hofchargen, hohen Offiziere, hohen Reichs- und Statthaltereibeamten gehören. Obwohl Leute aus dem Volk je nach Verdienst in diese Klasse eingereiht werden können, so pflanzt sich dieselbe doch auch geschlechterweise durch Vererbung fort. Zum geringeren Adel, Mosseso, gehören die niederen Offiziere und Beamten. Die Gemeinen werden von den Handwerkern, Kaufleuten, Landbauern, Jägern, Fischern und

Schiffern vertreten. In Bogos und Mensa existiert ein schon alter Adel, die Belau. In der Einheit bedeutet Belaui soviel wie Herr. Diese Belau stammen angeblich aus Serawi in Habesch. (S. 44.)

Die Gliederung der Beamtenhierarchie ist in Abyssinien eine sehr strenge und konsequent durchgeführte. Den Kaiser oder König umgiebt der Nimbus der Majestät, was zwar böse Unterthanen nicht davon abhält, gelegentlich der „erbarmenden Gnade der heiligen Dreifaltigkeit" ein gewaltsames Ende zu bereiten. Indessen fehlt es im ganzen dem Abyssinier nicht an Loyalität. Er behält trotz des allgemeinen Druckes seitens der Statthalter und Heerführer dennoch einen empfindsamen Sinn für die Leutseligkeit seines Staatsoberhauptes. Theodor war im Beginn seiner Herrscherlaufbahn deshalb fast vergöttert, weil er sich damals noch bemüht zeigte, Gerechtigkeit für alle walten zu lassen. Auch Johanös weiß sich beliebt zu machen, indem er es, wie man hört, an gutem Willen für die Wohlfahrt seines Volkes nicht fehlen läßt. Heuglin und andere Reisende schildern, wie Theodor auf seinen Zügen von früh bis in die späte Nacht hinein sowohl mit Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten als auch mit Kriegsrat und religiösen Verrichtungen beschäftigt gewesen sei. Lange vor Sonnenaufgang versammelten sich die Bittsteller vor dem kaiserlichen Zelte, um ihr Abiet, Abiet (Herr, Herr) und ihr Dschanhoi (Majestät) zu rufen. Der Negus antwortete vom Lager aus, erhob sich, hörte Bitten und Beschwerden an, urteilte und teilte Gnaden und Geschenke aus. Dann langten Rapporte und Boten an, die Patrouillen lieferten etwaige nächtliche Ruhestörer, Diebe oder Spione ein, Prozeß und Exekution folgten ohne viel Redensarten und Umstände auf der Stelle. Theodor galt, so schreibt Heuglin, in jener Zeit als gerecht, großmütig und freigebig, aber auch als unerbittlich streng. „Nur mit einem eisernen Szepter konnte sein Volk, das er kannte und verachtete, regiert werden." Wie sich die Strenge des Negus später in bestialische Grausamkeit verkehrte, das haben wir oben

sattsam kennen gelernt. Auch Sahela Selasie, der aufgeklärte und leutselige Regent Schoas, stand nach des genialen Harris Zeugnis „hinsichtlich seiner öffentlichen wie häuslichen Berufsgeschäftigkeit hoch ausgezeichnet über den anderen abyssinischen Machthabern.“ Keine wilden Blutthaten befleckten die spätere Laufbahn und das Ende dieses Königs. Er war es übrigens, welcher seiner Zeit den prunkvollsten Hofstaat in Habesch unterhielt. Sein höchstes Vertrauen genossen die Verschnittenen, welche auch sonst bei den abyssinischen Machthabern eine hohe Rolle zu spielen pflegten. Zunächst stand Schoas Herrscher der Herold oder Dedjagafari, sein stets offener Mund, der alle Dekrete und Urteile der „erbarmenden Majestät“ zur Kenntnis des Volkes bringen mußte. Er war auch zugleich Ceremonienmeister und Marschall der königlichen Tafel. Der Kirchenvorstand Alaka (d. h. eben Vorsteher) Wolda Girgis, übrigens Laie und früherer Soldat, hielt die Schlüssel zur königlichen Büchersammlung. Oberschmied und Alaka aller Tabiban oder weisen Leute oder Handwerker und zugleich Leibarzt war Aito Habti. Er, der Befehlshaber der königlichen Leibgarde, der Oberstallmeister und der zwergige Beichtvater mußten stets um die Person des Herrschers sein. Der Oberproviantmeister verteilte die täglichen Speise- und Trankrationen an die ungeheuere Menge der Dergo oder königlichen Kostgänger. Vierhundert Statthalter oder Schument (Einheit Schum) der Bezirke, vom Könige bestallt, verwalteten das Reich neben fünfzig Abogasotsch (Einheit Abogas). Letztere, die „Kriegsväter“, entsprachen etwa unseren alten Markgrafen. Sie waren zugleich die Truppenkommandeure namentlich in den Grenzgauen. Die Kleidung der Kaiser und die der Könige von Schoa pflegte an gewöhnlichen Tagen und namentlich im Felde eine möglichst einfache, von derjenigen der übrigen Unterthanen kaum unterscheidbare zu sein. Nur an hohen Festtagen machte sie einer prächtigeren Platz. Die Würdenträger näherten sich dem Throne, einem Polstersitze, in den demutvollsten Stellungen und mit den unterwürfigsten Redens-

arten. Vieles von diesen Ceremonien erinnert an die vor Mtesa, dem Kaiser von Uganda, üblichen. Unter den abyssinischen erst in Axum, dann in Tegulet, später in Gondar, neuerlich zu Magdala und im Distrikt Debra Tabor residierenden Kaisern standen zunächst die Ras oder Provinzialgouverneure, von denen einzelne bald die Rolle eines Lord Protektor an sich zu reißen gewußt haben. Der jedesmalige Ras von Tigre, stets der angesehenste unter diesen Gewaltigen, führte den Titel Lika Kahenat oder Hoherpriester und Nabr Id d. h. Hüter der Bundeslade zu Axum. Diese Gouverneure größerer Bezirke führten auch die Titel Dedjasmadj, Dedjas, Djeas, Djeasmadj, d. h. eigentlich Anführer der vor dem Kaiserzelt wachenden Leibgarde. Der Lika Menkuas bildete eine obere Hofcharge. Er hatte in der Schlacht die königlichen Kleider und Abzeichen anzulegen, um dadurch die Augen des Feindes auf sich und vom Gesalbten Salomos abzulenken. Immer nur vier der höheren Offiziere pflegten mit diesem Ehrenamte betraut zu werden. Unter Theodor II. bekleidete der Irländer John Bell dieses Amt. Er fiel an der Seite des Negus im Jahre 1860 im Treffen von Dobarek. Der Fit Auri befehligte die Vorhut der kaiserlichen Truppen. Der Kanjasmadj kommandierte die zur Rechten, der Gerasmadj die zur Linken des königlichen Zeltes lagernden Abteilungen.

Die von Theodor II. getragene Krone Salomos, welche bei der Erstürmung Magdalas in die Hände der Engländer fiel, barg in der äußerlichen, mit spitzigen Blättern versehenen metallenen Umhüllung eine Art von ungeheurem Tarbusch oder Fez mit langer Quaste. Sie bildete ein wunderliches Gemisch von occidentalischem und orientalischen Stil. Eine Zeit lang befand sie sich im ethnologischen Museum zu Berlin, wanderte aber auf höhere Reklamation hin nach London.

Das Recht wurde in Abyssinien seit Alters nach dem Feta Negest oder der Richtschnur der Könige gesprochen. Dasselbe soll angeblich unter Konstantin dem Großen durch die auf dem Konzil von Nicaea (325 n. Chr.) versammelten Kirchenväter zu-

sammengetragen worden sein. Rueppell, welchem wir eine genauere Darstellung dieses immerhin merkwürdigen Dokumentes verdanken, verschaffte sich eine möglichst korrekte Abschrift desselben, welche sich zur Zeit in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. befindet. Rueppell bemerkt, daß die verschiedenen Abschriften dieses Buches durch willkürliche Interpolationen dergestalt von einander abwichen, daß oft aus verschiedenen Stellen desselben die entgegengesetztesten Entscheidungen hergeleitet werden könnten. Dies Buch zerfällt in einen das kanonische und in einen das Civilrecht behandelnden Hauptabschnitt. Beide zusammen haben einundfünfzig Unterabteilungen. Die Likaont (Einheit Lika) oder Richter, etwa den arabischen Kadis entsprechend, waren zwölf mit dem Inhalt des Feta Negest vertrauete, dem Kaiser zugleich als Staatsrat zur Seite befindliche Männer. Der Negus hatte wöchentlich mehrere Male eine jedem Bürger zugängliche Audienz zur Entscheidung von Rechtshändeln. Der Kaiser pflegte nach Anhörung eines jeden derselben Rat mit den Likaont und erließ dann erst den Spruch. War der Kaiser nicht zugegen oder gar nicht vorhanden, oder hatten die streitenden Parteien kein Zutrauen zu seinen Rechtsansichten, so wählten sie sich selbst einen der Likaont zum Schiedsrichter. Rueppell traf bei seinem Freunde, dem Lik Atkum zu Gondar, häufig zahlreiche Versammlungen, die ihn zum Schlichten ihrer Streitigkeiten in Anspruch nahmen. Wir haben oben gesehen, wie ernst Theodor II. sein oberrichterliches Amt auffaßte, wie schnell und wie nachdrücklich er seine Entscheidungen zu treffen wußte, so lange er sich noch ferner von despotischen Launen hielt.

Geringere Streitigkeiten der Provinzialen fallen der Jurisdiktion der Schument anheim, die wie die Schechs im Sudan und wie die türkisch-ägyptischen Gouverneure, öffentliche Sitzungen leiten. Die Verurteilten unterliegen für gewisse Vergehen, wie Auflehnung gegen die Regierung, Beleidigung des herrschenden Fürstenhauses, Straßenraub und Einbruch strengen Strafen, wie dem Erhängen, dem zu Tode Gepeitscht- oder Gesteinigt-

werden, dem Abhauen der Hände und Füße rc. Es giebt im Lande nur wenige Gefängnisse. Diese sind zwar hoch und steil gelegen, bieten aber trotzdem bei der leichten Bauart der dortigen Häuser keine hinreichende Sicherheit gegen das Entweichen der Sträflinge dar. Daher befestigt man Verurteilte lieber dergestalt in ihren Banden, daß sie an eine Flucht nicht wohl denken können.

Eine merkwürdige Einrichtung ist hier das Asylrecht der Kirchen, auf welches ich weiterhin zurückkommen werde. In Abyssinien herrscht noch der alte Brauch der Blutrache. Hat ein Mord oder Totschlag (in unserem Sinn) stattgefunden, so steht dem Thäter die Loskaufung von den Angehörigen des Erschlagenen mittelst des Blutgeldes frei. Wird letzteres aber verschmäht, so verfällt der den Angehörigen ausgelieferte Thäter deren persönlicher Rachenahme.

In ihren Uranfängen nicht uninteressant, in ihren gegenwärtigen Zuständen höchst unerquicklich sind die religiös-kirchlichen Verhältnisse dieses Landes. Wir haben früher (S. 46) kennen gelernt, wie den einem zwar geistvollen und heiteren, aber auch schwelgerischen und wankelmütigen Heidentum verfallen gewesenen Abyssiniern das Christentum beigebracht wurde. Dies Christentum ist das jakobitische, monophysitische, welches auch den Kopten Ägyptens gehört. Dasselbe nimmt nur eine Natur in Christo an und zwar die Mensch gewordene göttliche. Die Marienverehrung steht hier sehr hoch. Übrigens sind die hiesigen Glaubenslehren und Satzungen außerordentlich stark mit heidnischen, jüdischen und mohammedanischen Anschauungen und Festsetzungen durchflochten. An der Spitze steht der Abuna (unser Vater), der Landesbischof, welcher vom koptischen Patriarchen zu Alexandrien ordiniert und geweiht wird. Der Abuna allein vermag die Kaiser zu salben, die Priester und Diakone zu ordinieren u. s. w. Er selbst und seine ihm nächststehenden oberen Kirchenbeamten müssen die Ehelosigkeit als Prinzip befolgen.

Jeder neue Abuna kostet den jeweiligen abyssinischen Macht-

habern viel Geld, welches für die Einsetzung des hohen Würdenträgers an Ägypten gezahlt werden muß. Johanös hatte die Erbschaft eines solchen Bischofes nicht mit übernommen, indem der vielgenannte Aba Salama, Abuna zur Zeit des Glanzes von Theodor, schon vor des ersteren Krönung gestorben war. Der im Jahre 1881 mit Zustimmung des Chediwe Tewfik-Pascha neu ernannte Abuna heißt Petrös. Ihn begleiteten die (koptischen) Mönche Mathewos, Lukas und Markös. In einem aus Kairo datierten Dr. G. S. (Dr. Georg Schweinfurth?) unterzeichneten höchst interessanten Berichte der „Täglichen Rundschau" vom 31. Dez. 1881 ist die feierliche Einholung des Abuna Petrös zu Mekele in so charakteristischer und anziehender Weise beschrieben worden, daß ich dem Leser die Hauptmomente dieser feierlichen Begebenheit nicht vorenthalten mag. Am 28. Oktober lagerten Petrös und die Priester seines Gefolges eine halbe Wegstunde von Mekele entfernt. Der Schatzmeister und Günstling des Negus Johanös, Begerondi Leote, hatte ihnen während der Reise das Geleit gegeben und sollte sie am folgenden Tage in feierlichem Aufzuge dem Herrscher Abyssiniens entgegenführen. Der Negus, von allen Kriegsobersten und Vornehmen, die er in seinem Hauptquartier zu Mekele um sich hatte, gefolgt, zog in der Frühe dem Abuna entgegen. Das königliche Zelt wurde dem Lager des geistlichen Würdenträgers gegenüber errichtet und dort erwartete Johanös seinen Besuch. Als der Abuna in die Zeltöffnung trat, erhob sich der Negus von seinem Sitze, schritt ihm entgegen und küßte ihm die Hand. Es hatte den Anschein, als befiele in diesem Augenblick Seine salomonische Majestät ein plötzliches Unwohlsein, ein krampfhaftes Zucken in den Zügen. Hieran mochte die aus politischen Gründen der Staatsklugheit für nötig erachtete Demütigung vor dem fremden Kirchenfürsten die Schuld tragen. Der Kaiser faßte sich aber schnell, schwang sich auf das bereitstehende, in Seide und Gold gehüllte Maultier und gab Befehl, daß die geistliche Karawane ihm nachfolgen sollte. Der Zug bewegte sich nun in folgender Ordnung: An der Spitze

zogen einige Reiter und Fußgänger einher, um den Weg frei-zuhalten, während rechts und links in geschlossener Reihe Bewaffnete dem Zuge das Geleit gaben. Hundert Schritte hinter dem Vortrabe folgten die vornehmsten Anführer, Distriktsvorgesetzte und andere Würdenträger in ihren seidenen und goldverbrämten Gewändern zu Pferde und sich in einer Art Paradegalopp tummelnd. Dann kam der Negus selbst, von einigen Fußgängern umgeben. Er trug ein braunes Seidenhemd mit Goldborden und gleiche goldverbrämte Beinkleider, darüber einen schwarzseidenen rotgefütterten Mantel, um den Kopf eine Binde von weißem Stoff und in der Hand den rotseidenen Sonnenschirm, der in Abyssinien zu den Attributen der königlichen Würde gehört. Die Gesellschaft des Abuna schloß sich dem König an, geleitet vom Begerondi Leote, der bei dieser Gelegenheit prächtig anzusehen war und so recht alles an seiner Person zur Schau stellte, was nur die Einbildungskraft des Phantastischen und Barocken von einem abyssinischen Krieger zu erwarten gestattet. Der königliche Schatzmeister war in Hemd und Pantalons von grauer längsgestreifter Seide gehüllt, ein Lembd oder Pelzkragen von Löwenfell umgab seine Schultern und darunter schloß sich eine Art Bernus von violetter Seide mit gelbem Futter an. Als Kopfbinde diente ein gelbseidenes Tuch, überragt von einer großen Straußfeder, die in seinem dichten und langgelockten Haupthaare stack. Die vier geistlichen Würdenträger hatten sich in die reichen Festornate des koptischen Ritus gehüllt und ihre Gestalten verschwanden förmlich unter den ganz aus Goldstickerei zusammengesetzten Mänteln, an denen auch die traditionelle Kapuze nicht fehlte, die nach der Vorschrift des Pachomius den ersten Mönchen Ägyptens zur Pflicht gemacht wurde, auf daß sie seien einfältig wie die Kindlein. Heute tragen die ägyptischen Mönche einfache schwarze Kittel und mit der Kapuze haben sie auch die kindliche Einfalt des vierten Jahrhunderts längst eingebüßt. Der Abuna und seine Genossen ritten einer hinter dem anderen auf Maultieren und ihnen nach folgte der landeseingeborene Bischof oder Etschege.

Den Schluß des bunten Zuges bildeten Fußsoldaten, das Gewehr mit dem Kolben nach oben gerichtet, und Berittene. Seitwärts in gleicher Linie mit den Priestern bewegten sich die als Löwentöter gekennzeichneten Krieger, mit einem der Mähne der erlegten Tiere entlehnten Kopfputze geschmückt. Sie gaben tanzend und singend ihre Lust kund. Die von den Kriegs- und Heldenthaten des abyssinischen Heeres handelnden Hymnen übertönte der dumpfe Klang riesiger Pauken. Aber nicht allein der geordnete Teil dieses kirchlich-kriegerischen Festzuges bot des Überraschenden viel durch groteske Gestaltung und farbenprächtigen Schimmer, auch weit und breit in der Ebene wimmelte es zu beiden Seiten von seltsamen und bunten Erscheinungen; es war, als ob das ganze Land an der Prozession teilnehme. Überall sah man ganze Reiterschwärme einhergaloppieren; die weiße Schama flatterte im Winde, dazwischen die sonderbaren Pelzkragen und bunten Seidentücher im Gemenge mit den glitzernden Lanzen und silberbeschlagenen Schilden.

Als endlich das Hauptquartier des Negus erreicht ward, empfing dieser die Priester, thronend auf einer Alga, und wies ihnen zur Rechten vier Sitze an, die während der Prozession für sie eigens getragen worden waren. Nun begann das Schießen im wilden Durcheinander der Gewehrsalven und der vorhandenen Feldgeschütze, Psalmen wurden in der Behausung von allen anwesenden Priestern gesungen, in welche gleichzeitig die Gesamtmasse des anwesenden Volkes mit einstimmte.

Nächst dem Abuna nimmt der schon genannte Etschege den höchsten kirchlichen Rang ein. Dieser ist Beichtiger des jeweiligen Staatsoberhauptes und oberster Bischof für die Zeit, in welcher ein Abuna fehlt Er leitet das ganze abyssinische Mönchs- und Klosterwesen, ist auch zugleich Großprior des Klosters Debra Libanos in Schoa. Der gegenwärtige Etschege war ein Gewaltiger um Negus Johanös, bis der neue koptische Abuna die Bühne betrat. Nach Rohlfs nennt jener Würdenträger mit nur wenigen Ausnahmen alle Kirchengüter sein Eigentum.

Ein Komös oder Bischof hat die von unheiliger Berührung verunsäuberte Bundeslade zu reinigen und neu einzusegnen, er hat ferner neu eintretenden Priestern das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn zu bringen und Ablaß zu gewähren.

Die Zahl der niederen Geistlichen ist hier sehr beträchtlich. Auch Mönche und Nonnen sind in Überzahl vorhanden. Von wirklicher Arbeit ist bei allen diesen Leuten wenig oder gar nicht die Rede. Harris' Ausspruch, daß sich hier zwölftausend geistliche Drohnen im Müßiggang von dem Schweiße der arbeitenden Klassen nährten, charakterisiert die Sachlage vortrefflich. Die Mönche rekrutieren sich nicht allein aus dem gemeinen Volk, sondern sogar aus den höheren Klassen. Depossedierte Häuptlinge liefern dazu ihr Kontingent, ebenso wie Leute, welche als Teilnehmer an Aufständen anrüchig geworden sind. Die Nonnenkappe wählen namentlich ältere vom Lebensgenuß übersättigte Frauen selbst aus den besseren Gesellschaftssphären.

Mit Ausübung der Religion ist es übrigens der abyssinischen Geistlichkeit nicht Ernst. Diese Priester des Herrn halten innerhalb vierundzwanzig Stunden drei bis vier mal Gottesdienst ab. Morgens in der Frühe wird von Priestern, Mönchen und Laien das Abendmahl mit sauerem Weizenbrot und mit importiertem Wein oder auch nur mit einer Abkochung von Rosinen genommen. Sind die Trauben reif (d. h. da wo es deren noch giebt), so quetscht man wohl einige Beeren in Wasser und löffelt diese Mischung statt des Weines aus dem Kelche. Beim Gottesdienst wird der Kirchengesang näselnd vorgetragen. Derselbe hört sich nach einer von mir gemachten Erfahrung trotzdem nicht unmelodisch an. Das Lesen der sehr ausgedehnten Liturgie und der Gebete (im Geez verfaßt) erfolgt ohne Verständniß des Inhaltes in jener formlosen, hastigen Weise, in welcher die Kinder der Mohammedaner ihre Schulaufgaben abzuleiern pflegen. Die Geistlichen vollziehen die Taufen und Trauungen, lesen Messe und nehmen die Beichte ab. Die Sünden werden durch Bezahlung oder Fasten gesühnt. Um eine leidige Seele von den

Höllenqualen zu befreien, werden Totenmahle abgehalten, bei denen die zugezogenen Priester sich auf Kosten der (oftmals armen) Angehörigen in Prassereien gütlich thun. Betrunken taumeln die Diener der Kirche bei solchen Gelegenheiten nach Hause.

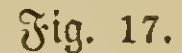
Die niedere Geistlichkeit darf, im Leben aber nur einmal, heiraten. Man sagt diesen entarteten Leuten grobe Exzesse in Liebesangelegenheiten nach. Bei solchen Affären hilft den Pfaffen die im allgemeinen sehr geachtete Stellung, welche sie dem Laienpublikum gegenüber einnehmen. Es herrscht nämlich der Glaube, daß ein dem begegnenden Priester dargebrachter Handkuß reinigend wirke, und so wird denn mit diesem Zeichen der Verehrung nirgend gekargt. Der heilige Hauch des Abuna läßt sich mit wenigen Stücken Salz erkaufen. Er soll große Wirkungen üben!

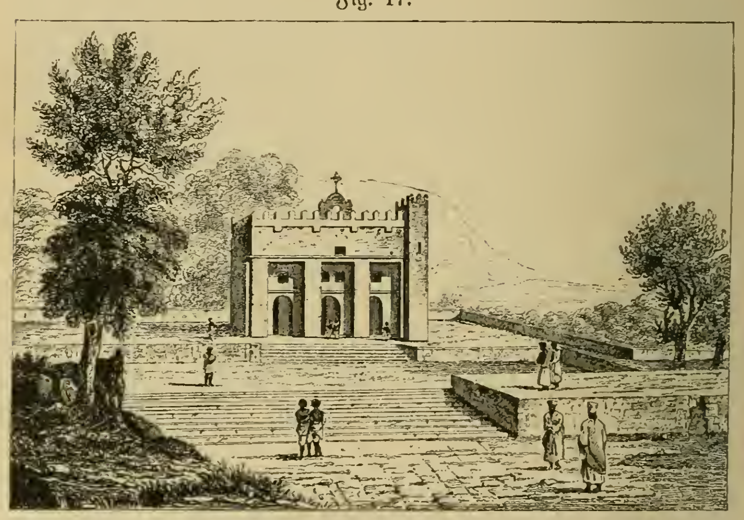
Will ein Abyssinier Diakon werden, so muß er noch jung sein und lesen können. Dann ist er aber auch bald untergebracht. Solcher Diakonen helfen viele als eine Art Chorknaben beim Gottesdienst. Zur Priesterweihe sind das Absagen des nicäanischen Glaubensbekenntnisses und eine Abgabe von zwei Stücken Salz nötig. Der ordinierende Abuna hält dann dem Kandidaten das Kreuzesbild vor und segnet ihn ein, haucht ihn dabei auch wohl an.

Ein mächtiges Mittel der Kirchenzucht ist der Bannfluch. Der große Bann wird vom Abuna ausgesprochen und ächtet den davon Betroffenen vollständig. Indessen läßt man selbst hierbei den Loskauf gelten, welcher beim kleinen Bann ganz gewöhnlich ist. Theodor wurde wiederholt mit dem Bannfluche belegt, kehrte sich aber nicht weiter daran. Als einst der koptische Patriarch von Alexandrien im Auftrage des Vizekönigs von Ägypten Abyssinien bereiste und den reizbaren Kaiser durch seinen Hochmut verletzte, erwiderte dieser mit beißendem Spott. Vom Patriarchen darauf mit dem Bann belegt, setzte Theodor dem Kirchenfürsten sans façon ein geladenes Pistol an den Kopf und donnerte

ihm die Worte zu: „Abuna segne mich!" Zitternd kam der Hochwürdige dem kaiserlichen Befehle nach.

Harris bemerkt, daß es in Abyssinien vielleicht mehr Kirchen gebe, als in sonst irgend einem Teile der christlichen Welt. Wer hier eine gebaut, glaubte damit die Sünden dieser Welt abgeschüttelt zu haben. Zur Zeit, als die Falascha-Dynastien in Habesch durch rein christliche ersetzt wurden, sind im Lande,


Fig. 17.



Die Metropolitankirche zu Axum.

namentlich unter der Regierung des Königs Lalibala, eine Menge in den Felsen eingegrabene Kirchen entstanden, deren Überbleibsel zum Teil noch heute unsere Bewunderung erregen.

Manche der neueren Kirchen sind stattliche Steinbauten. Unter ihnen ragt diejenige von Axum hervor. Es ist dies die Metropolitankirche, im Jahre 1657 an Stelle der durch Mohammed Guranje verbrannten gebaut, welche letztere angeblich von hohem Alter gewesen sein soll. Ich gebe hier eine Beschreibung nach Ruep-

pell, eine Abbildung dagegen nach Salt. (Fig. 17.) Dies Gebäude erhebt sich auf der Platform einer fünfzehn Fuß hohen, rechteckig aufgemauerten Terrasse. Die äußere Wand derselben ist in Absätze eingeteilt, von welchen der obere immer ein paar Zoll kürzer ist als der unmittelbar darunterliegende. Die Kirche selbst nimmt nicht die Mitte der Terrasse ein. Sie hat die

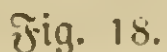


Fig. 18.

Die Kirche von Tschelikut.

Form eines länglichen Rechteckes, dessen schmälere Seite mit dem Haupteingang nach Norden zu gerichtet ist. Hier bilden vier dicke Pfeiler eine Art von Portikus, von welchem man durch drei Thüren in den inneren Raum gelangt. Dieser ist durch zwei Reihen plumper Pfeiler in drei Schiffe von gleicher Höhe abgeteilt, welche durch einige kleine und schmale Fenster ein sehr

spärliches Licht erhalten. Die Decke bilden horizontal liegende Balken, auf denen außerhalb eine dicke Kalkstuck-Schicht ruht. Geschmacklose und stark beschädigte Malereien bedecken die Wände und der Fußboden ist mit Haufen von Schmutz angefüllt. Ein kleiner Turm an der nordwestlichen Ecke der Kirche enthält eine Treppe, die zu dem flachen, mit Zinnen umgebenen Dach derselben führt. Im Osten des Gebäudes steht ein kleines niedriges Haus, in welchem zwei sehr roh und im Lande selbst gegossene Metallglocken hängen, und in einem anderen in der Nähe befindlichen Hause werden die Pretiosen der Kirche, Metallkronen, große Kreuze, Manuskripte u. dergl. mehr aufbewahrt. An der östlichen Basis der Terrasse ist ein aus Lava gehauener und bis zum Rande in die Erde eingegrabener Sarkophag zu sehen, aus welchem die hiesigen Priester eine Wanne machen, in welcher die Könige früher vor der Krönung gebadet haben sollen.

Andere Kirchen verraten nur die früher (S. 76) geschilderte allgemein übliche Landesbauart mit rundem Untergrund und kegelförmigem Dach. (Fig. 18.) Der Unterbau hat entweder Stein, Holz, oder auch Rohr und Gras zur Grundlage. Das Dach besteht immer nur aus den beiden letzteren Materialien. Die Spitze desselben trägt ein byzantinisches Kreuz. Manche dieser Kirchen sind mit hölzernen Gallerien umgeben, deren Fenster mit dem Innern in Verbindung stehen. Auf dem Boden liegen Matten und im Ködösta Ködisan, dem Allerheiligsten, befinden sich eine den Namen des Schutzheiligen enthaltende Pergamentrolle, ferner ein Holzgerüst, welches die Bundeslade darstellt, dann das Tabot, eine Art Sitzkiste, auf welcher Brot oder Wein für das Abendmahl eingesegnet werden. Auch neben solchen einfacheren Kirchen existieren Glockengestelle und die Wohnungen der Priester.

Die in den Kirchen befindlichen Wandgemälde sind roh, entweder nur schwarz mit Kohle konturiert oder in Farben gemalt. Die Heiligen zeigen sich stets en face, die Dämonen und Feinde der Kirche (worunter die Juden) im Profil dargestellt. Die

Einzelnheiten lassen die altabyssinische Tracht, den verzierten Lembd, die Kopfbinde, das charakteristische Pferdegeschirr u. s. w. wohl erkennen. Um die Bilder her laufen mehrstreifige Schnörkel von einer Form, wie sie an altnordischen und altmexikanischen Denkmälern vorzukommen pflegt. Die Namen der abgebildeten Heiligen sind hierbei selten vergessen. Jede Kirche hat immer ihre Büchersammlung, in welcher außer den Psalmen noch andere biblische Abschnitte, Legenden u. s. w. verzeichnet sind. In Gondar beschäftigen sich nach Rueppell eine Anzahl Leute mit dem Abschreiben der Bücher, mit dem Verzieren derselben durch eingeschaltete Malereien und mit ihrem Einbinden in gepreßtes Leder. Mittelst eines heißen Eisens werden die mit Leder überzogenen Holzdeckel oft recht zierlich und geschmackvoll ausgestattet. Das Schreiben geschieht mittelst Rohrhalmen auf Pergament. Die abyssinischen Buchstaben machen an sich einen gefälligen Eindruck und werden oftmals auch recht sauber und regelmäßig ausgeführt. Die Initialen der älteren Manuskripte sind unendlich viel besser gezeichnet als diejenigen der neueren. Mit welcher Sorgfalt man übrigens beim Bücherschreiben zu Werke geht, möge durch die von Harris erwähnte Thatsache erläutert werden, daß die Abschrift eines einzigen Manuskriptes siebzehn volle Jahre gekostet habe. Der emsige Fleiß eines ganzen Tages bringt höchstens eine einzige Seite zu stande. Ich selbst gelangte durch die Güte des Konsul Nerenz in den Besitz eines Breviers vom Negus Theodor II., eines wahren Musters kalligraphischer Arbeit.

Kirchen und Klöster liegen in eingepferchten Hainen, in denen ehrwürdige Woiras, Wonzas und Deets um ihr Höhenwachstum streiten. Die Klostergeistlichen aller Zonen haben es immer verstanden, ihre Bauten an malerisch schönen Punkten aufzuführen. In dieser Hinsicht wetteifern aber die abyssinischen Mönche mit unseren deutschen, mit den italienischen und spanischen, selbst mit den thibetanischen Lamas. Hochromantisch erstrecken sich z. B. die Toguls der Kirche und des Klosters St. Tekla Haimanots

zu Aferbeini zwischen Ankobar und Mikael Wonz in Schoa im Schatten überaus prachtvoller Hochbäume.

Es giebt in Abyssinien Kirchenvorsteher oder Alakas. (S. 107.) Sie haben nach Isenberg die Geistlichen anzustellen, zu beaufsichtigen uud zu besolden, die Verbindung zwischen Staat und Kirche zu vermitteln und die Diakonen zu unterrichten. Die Alakas sind übrigens vom Kaiser aus verschiedenen Gesellschaftsklassen erwählte, nicht priesterlich ordinierte Personen.

Die Debteras stellen die Gelehrtenklasse dar. Ohne ordiniert zu sein, unterstützen sie die Priester in deren amtlichen Verrichtungen, erteilen Unterricht, schreiben u. s. w. Nach Isenberg bedeutet jener Titel soviel wie „Stiftshütte". Nun soll der Debtera das Heilige in seinem Innern ebenso einschließen als die Stiftshütte dies gethan hat. Man sieht, daß es hierzulande nicht an schwülstiger Symbolik mangelt. Das Studium der Gottesgelahrtheit nimmt übrigens in Habesch nicht viel Mühe und Zeit in Anspruch, da sich dasselbe nur auf das Erlernen einiger Äußerlichkeiten beschränkt. Im allgemeinen erinnern die Debteras an die mohammedanischen Fukaha des Sudan. Kaum aber lassen jene die bei letzteren häufige Demut und Hingebung erkennen.

Die abyssinische Kirche fordert die Begehung folgender Hauptfeste:

a) Des Neujahrstages. Dieser fällt auf den 10. September. Die Leute beglückwünschen einander wie in Europa, auch bringen die Weiber ihren Gästen Blumen dar. Man tanzt, ißt und trinkt.

b) Des Maskalfestes am 16. Moskarem (26. September). Es ist dies das Fest zum Andenken an die Auffindung des Kreuzes durch St. Helena, Kaiser Konstantins des Großen Mutter. Da man der Sage nach dies Ereignis durch Fanalfeuer nach Konstantinopel hin gemeldet hat, so werden auch in Abyssinien an jenem festlichen Tage überall Holzstöße angezündet, es werden kriegerische Evolutionen und Tänze veranstaltet, Processionen ab-

gehalten u. s. w. Große Schmausereien und Zechgelage dürfen natürlich nicht fehlen.

c) Des Ledat oder Weihnachtsfestes.

d) Des Domkat oder des Festes der Taufe Christi.

e) Der Fazaga d. h. des Osterfestes.

Das oben (S. 110) kurz erwähnte Asylrecht darf von gewissen Städten, Kirchen und Klöstern ausgeübt werden und galt bis auf Theodor II. für unverletzlich. In Axum hatten noch zu Rueppells Zeit die vornehmsten Leute der Provinz Tigre jeder eine Wohnung, in welcher sie nötigenfalls ihre Person und ihr Eigentum in Sicherheit bringen konnten. Unter Ägide der Kirche waren hier die erbittertsten Feinde vor einander vollkommen sicher, furchtlos gingen sie einer an dem andern vorüber, und ihre Rachgier blieb hier stets passiv. Dieses Asylrecht hatte in einem von steten bürgerlichen Unruhen zerfleischten, dem willkürlichen Druck der Machthaber und Parteigänger überlassenen Lande gewiß ihr Gutes, insofern es verschiedenen Unschuldigen und gehässig Verfolgten Gelegenheit bot, Personen und bewegliche Habe vor Mord und Plünderung zu sichern. Aber dies Recht wurde auch gelegentlich in schändlicher Weise von Raubgesindel u. dgl. gemißbraucht. Theodor hob dasselbe faktisch auf, indem er in die Asyle eindrang und die darin versteckten Missethäter ans Licht zog.

Das abyssinische Jahr beginnt, wie oben bemerkt wurde, mit dem 10. September. Das heurige Jahr ist das 7375. der dortigen Zeitrechnung. Jedes Jahr zerfällt in zwölf Monate von je dreißig Tagen und einen Schaltmonat. Dieser letztere zählt immer binnen drei Jahren fünf, im vierten Jahre aber sechs Tage. Die kirchliche Berechnung findet sich angegeben im Sönköear, dem christlich-äthiopischen Kalender, in welchem den Konzilien von Nicaea, Konstantinopel, Ephesus und Chalcedon eine Hauptbedeutung beigemessen wird. Die Monatsnamen sind: 1) Moskarem d. i. September. 2) Tekömt d. i. Oktober. 3) Chadar d. i. November. 4) Tachsas d. i. Dezember. 5) Terr d. i.

Januar. 6) Jakatit d. i. Februar. 7) Megabit d. i. März. 8) Mijazia d. i. April. 9) Gönbot d. i. Mai. 10) Söne d. i. Juni. 11) Hamla d. i. Juli. 12) Nähäs d. i. August. 13) Paguemen d. i. der Schaltmonat. Übrigens decken sich die abyssinischen Monate nicht völlig mit den unsrigen. Die vier oben angeführten Jahre, erhalten die Namen der Apostel Johanös, Mathewos, Markös und Lukas. Das vierte Jahr erhält zum Schluß den sechsten (Schalt-) Tag des Monats Paguemen hinzugerechnet.

Obgleich im allgemeinen ein in physischer Hinsicht wohlgebildetes, stämmiges Volk, leiden die Abyssinier dennoch in dem verschiedene Zonen darbietenden und deshalb wechselvollen Klima ihres Landes, ferner bei ihrer unmäßigen, allen Gesetzen der Hygiene Hohn sprechenden Lebensweise an mancherlei Krankheiten. In der Kolla, der Samhara u. s. w. herrschen Fieber von verschiedenem Typus, namentlich aber intermittierende, die öfters einen bösartigen Charakter annehmen und dann schnell zum Tode führen können. Die milderen Formen derselben lassen sich häufig durch die einfache Übersiedelung in eine höhergelegene Zone, namentlich in die untere Dega, kurieren. Chronische und akute Katarrhe der Atmungsorgane und Schwindsucht gehören in den höhergelegenen Distrikten ebensowenig zu den Seltenheiten, wie chronischer Muskel- und akuter Gelenkrheumatismus. Syphilis zeigt sich leider überall verbreitet. Furchtbare Zerstörungen richtet der Aussatz, namentlich diejenige Form desselben an, welche ein Absterben und Abfallen der Gliedmaßen nach sich zieht. Die Elefantiasis, die Verdickung und Verschwärung der Haut, ist hier ebenfalls zu Hause. Die Pocken haben periodenweise fürchterlich gewütet. Ruhr kommt in der Kolla vor, ist aber hier nicht so verbreitet und nicht so bösartig wie im Nilthale. Die Weiber leiden häufig an Menstruationsbeschwerden. Augenkrankheiten, chronische, von Taubheit gefolgte Ohrenentzündungen, auch Geistesstörungen werden nicht selten beobachtet. In kaum einem anderen Lande der Erde existieren aber so viel Wurm-, namentlich Band-

wurmkrankheiten, wie in Habesch. Man schreibt dieselben dem Genusse rohen Rindfleisches (S. 79) zu und zwar mit Recht, da die Finne des hakenlosen Bandwurms (Taenia mediocannelata), der in Habesch häufigsten Form, im Zellgewebe des Rindes lebt. Die Natur hat in diesem Lande in eigentümlich verschwenderischer Weise für Gegenmittel der Wurmleiden gesorgt. Am beliebtesten und wie es scheint, am wirksamsten bleibt immer noch Kusso, die Blüten eines hübschen fiederblätterigen Baumes (Brayera anthelmintica) aus der Familie der Rosaceen, welches Mittel auf jedem Markte, auch selbst in Sennaar, zu finden ist. Der Abyssinier nimmt mit diesem Mittel regelmäßige Hauskuren vor. Eine von mehreren Reisenden berichtete Anekdote (ob sie auf Wahrheit beruht, lasse ich dahin gestellt bleiben) erzählt uns, daß sobald jemand sich durch seinen Diener vor Besuchern verleugnen lasse, der Diener zu sagen pflege: Getana (d. h. unser Herr) nimmt Kusso.

Es ist in dem obigen Bericht über Abyssinien und seine Bewohner der Vergleich mit anderen Landschaften und Einwohnerstämmen Afrikas in Bezug auf physische Eigentümlichkeiten, in Bezug auf Sitten und Gebräuche keineswegs gespart worden. Ich habe damit darthun wollen, daß sowie Abyssinien ein echt afrikanisches Land, so auch seine Einwohner afrikanische Ureingeborene seien, die sich mit mancherlei fremdem, namentlich aber mit semitischem Blute, infiltriert, gekreuzt haben. Diese Überzeugung wurde bereits 1821 von E. Bowditch ausgesprochen, sie ist von mir, verschiedenen Anfeindungen zum Trotz, schon öfters nachdrücklich gepredigt worden und beginnt auch neuerdings hier und da sich sachte in unsere wissenschaftlichen Anschauungen einzubürgern. So findet sich z. B. in dem Seite 111 erwähnten, wohl von Steckers Feder herrührenden Korrespondenzartikel folgende (die Einsetzungsfeierlichkeiten des Abuna Petrös betreffende) Bemerkung: „Hoch zu Roß und in der Hand eine sonderbare gabelförmige Lanze schwingend, fesselte seine (d. h. des Begerondi Leote, s. das.) auffallende Persönlichkeit zunächst die Blicke aller

Neugierigen. Bei der Lanze des Leote sei erwähnt, daß ganz ähnliche von heidnischen Häuptlingen in verschiedenen Teilen Centralafrikas als Prunkwaffen getragen werden. Sie hatte zwei Spitzen. Mtesa, der König von Uganda, bedient sich einer solchen Waffe gleich eines Szepter, als Zeichen seiner Macht, und bei festlichen Gelegenheiten werden von den Negern häufig Gegenstände von verdoppelter Form, Doppelglocken, Doppelpfeifen, Doppelkrüge u. dgl. zu Aufzügen und Tänzen verwendet. Diese Abschweifung sei nur gestattet, um die Vermutung nahe zu legen, daß die Abyssinier, trotz ihrer christlichen Religion mit ihren Gebräuchen und Vorstellungen, doch sehr tief in der heidnischen Negerwelt wurzeln müssen. Es ist nicht die eine Lanze, die dazu Veranlassung giebt, sondern eine ganze Reihe von Anklängen an die Negersitten, die sich in diesem Lande dem fremden Beobachter aufdrängen.“ Ich bemerke hierzu noch, daß auch die Reiter des Sultan von Bagirmi in Centralafrika nach Denhams und Clappertons von Nachtigal kopierter und nach Bornu verpflanzter Abbildung doppelspitzige Lanzen führen.

In Abyssinien und hart an seinen Grenzen leben noch eine Anzahl Nomadenstämme, welche den Bedja zum Teil näher als den Tigrenern und den Amhara verwandt sind. Der Adel der Beni Amir, die Nebtab, kommt aus Habesch. Ein Tribus der Beni-Amir, die Adz Ali Bachit, sind Nebtab. Aus ihnen geht der Oberhäuptling (Schekh el kebir) hervor. Diese reden Chaze oder Tigrie, eine dem Geez und echten Tigre-Idiom verwandte, mit vielen semitischen Lehnwörtern durchsetzte Mundart.

Zwischen dem Anseba und Chor el Barka unter dem 16° n. Br. hausen die Maria oder Marea, welche als direkte Verwandte der Mensa und Bogos gelten. Ihr Ursprung dürfte auf die Agau zurückzuführen sein. Als Stammvater wird von ihnen der Schum Redi betrachtet, dessen Nachkommen noch heute in den Schekh-Familien sich fortpflanzen. Diese Maria waren zu Beginn unseres Jahrhunderts Christen, sind aber jetzt zum Islam bekehrt worden. Sie sprechen meist Chaze. Ihre Hauptbeschäf-

Fig. 19.

Schoho-Gruppe.

tigung bildet die Zucht von Rindern, Schafen, Ziegen und Kamelen, indessen bauen sie doch auch Durrah (Sorghum), Dochn (Penicillacia), Sesam, Tabak u. s. w. Ihre Behausungen sind luftige Mattenzelte.

In der Samhara ziehen nomadisierend die Schoho, Saho oder Hasorta umher, welche zwischen der Küste und dem Taranta-Gebirge von den Reisenden einen Durchgangszoll erheben. Es

Fig. 20.



Junger Homrani von vorn.

sind schlanke sehnige Gestalten mit den wüsten Gesichtern und wirren Haartouren vieler sennaarischer Bedja. (Fig. 19.) Zu ihnen gehören die Haso der nördlichen Samhara und die Teroa unterhalb Karneschim und Tschanadegli. Die am Golf von Arkiko umherziehenden Beduan (Beduinen) sind Afer oder Danakil.

Von den Agau scheinen auch die Homran (Einheit Homrani oder Homri) abzustammen, deren Urväter sehr wahrscheinlich Hamra (d. i. Agau) gewesen sind. Sie bewohnen die Steppen

zwischen dem oberen Setit und oberen Mareb. Ihr meist etwas stumpfer Typus mag durch die beifolgenden Illustrationen erläutert werden. (Fig. 20 und 21.) Das Porträt gehört einem jungen Manne an, welcher 1876 mit einer Hagenbeckschen Tierkarawane nach Hamburg ging und den ich eingehender habe beobachten können. Die Homran zeigen in ihrer sehr dunklen Hautfarbe eine starke Beimischung von Rotbraun. Daher auch wohl

Fig. 21.

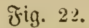


Derselbe von der Seite.

ihr Name Homran (die Roten). Aus ihnen gehen die berühmten durch Bakers und meine eigenen Reiseschilderungen so bekannt gewordenen Schwertjäger oder Agagir hervor.

An den Abdachungen des Küstengebirges, etwa unter dem 17° n. Br., wohnen die Habab, ähnlich wie die Beni-Amir unter Mattenzelten. Sie sind Viehzüchter und steigen, sobald die Regenzeit begonnen hat, in die Küstenniederungen herab.

Sie waren früher die Unterthanen des Bachernegasch, des abys-
sinischen, dem Kaiser zu Gondar tributpflichtigen Beherrschers
der Samhara. Dieser machte dann einem türkischen Vasallen,
dem sogenannten Naib von Arkiko, Platz. Der erbliche Groß-
Schekh der Habab führt den (abyssinischen) Titel Kantibai oder


Fig. 22.



Baria-Frau.

Kanteba. Er zahlte bisher dem ägyptischen Gouverneur der nun-
mehr wohl in abyssinischen Besitz übergehenden Insel und Hafen-
stadt Massaua Tribut. Die Sprache der Habab ist dem Chaze
ähnlich. Sie sind Mohammedaner. In manchen ihrer Zelt-
dörfer wimmelt es von Heiligen, d. h. von fanatischen Schwär-
mern für den Islam.

Die Bet Bidel und die diesen verwandten Bet Takue ähneln den vorigen.

Die Nere oder Hadjr, von den Abyssiniern mit dem Namen Baria oder Barea, d. h. Sklaven belegt, wohnen im Thale von Amida und am Mogoreb. Sie reden Nere-Bena, ein der Sprache der Kunama oder Basena verwandtes Idiom, sind nigritischer Körperbildung und nebst den Kunama sehr wahrscheinlich zur Abteilung der sennaarischen Funje gehörend. (Fig. 22.) Die letzteren Stämme gelten den Abyssiniern als Schangala (Schankela) oder Schwarze, die oben aufgezählten Chaze redenden Stämme und die Bedja dagegen als Schangala Takaze. Sie alle waren ein begehrtes Objekt abyssinischer Sklavenjagden. (S. 102.)

Man hat schon sehr häufig von der großen physischen Ähnlichkeit dieser Leute, namentlich auch der Bedja, mit vielen Abantu oder Kaffern, hier aber vor allem mit den Betchuana gesprochen. Unter den mir von Prof. Fritsch geschenkten Photographieen befindet sich auch das Porträt des dem Bet

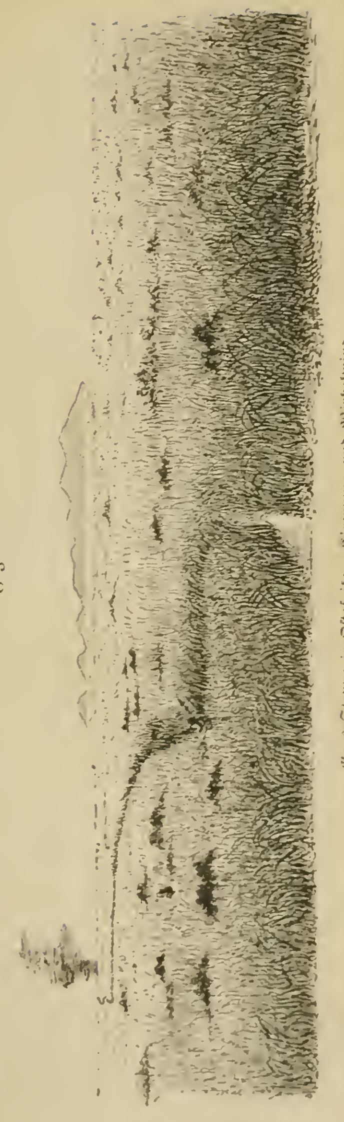


Fig. 23.

Gras Steppe in Ostafrika. Kimmung und Wirbelwind.

chuanavolk der Bamantatisi angehörenden Jani (von Fritsch in dessen ethnologischem Werk über Südafrika abgebildet). Dieses Mannes-Profil hat allerdings ungemein viel vom Bedja- und vom abyssinischen Nomadentypus.

Die von den erwähnten Hirtenvölkern bewohnten Steppen sind echte Kolla-Länder, eben, von einzelnen Bergen und von Bergketten überragt, wie reife Kornfelder mit hohen, sparrigen Gräsern, namentlich mit Bartgras (Andropogon) und mit Igelgras (Cenchrus) bedeckt, über welche zum Teil dornige Bäumchen und Büsche (Akazien, Kappern u. s. w.) hervorragen. Durch diese Savannen führen einzelne schmale, von Kamelen, Rindern u. s. w. niedergetretene Pfade. Die Luftspiegelung (Kimmung) zaubert hier zuweilen merkwürdige Täuschungen vor. Im April und Mai türmen die Wirbelwinde mächtige Staubwolken empor. Im Winter, in der dortigen trocknen Zeit, welk, vergilbt und staubig, bedecken sich diese Steppen im Sommer, während der Regenzeit, mit frischem Grün. (Fig. 23.)

II. Die Gebiete und die Stämme der Gala.

Die Gala (oder Galla — ich ziehe erstere Schreibweise vor) bilden eine sehr ausgebreitete Völkerfamilie im Innern von Ostafrika. Ihre Wohnsitze erstrecken sich gegenwärtig bis tief nach Abyssinien, ferner in die Gebiete der Somal und in die um den See Ukerewa Nyanza her gelegenen Länder hinein. Eine kompaktere Land- und Volksmasse stellen sie etwa zwischen dem 9. und 3.° n. Br., dem 34. und 48.° östl. L. von Greenwich dar. Diese Gebiete sind noch so gut wie unbekannt und wir vermögen daher nur aus Analogie der Nachbarländer und aus zerstreuten Nachrichten über die physische Beschaffenheit derselben uns ein wenngleich unmaßgebliches Urteil zu bilden. Man schildert diese Landschaften als gebirgig, gut bewässert und ungemein fruchtbar. Die Gebirge sollen großenteils nicht hoch

sein, vielmehr vereinzelte Erhebungen, kleine Gruppen und nur hier und da ausgedehntere Ketten bilden. Zwischen diesen sollen sich vegetationsreiche Ebenen ausbreiten. Die sich nach Abyssinien hinein erstreckenden Galagebiete gehören zu den schönsten Teilen des äthiopischen Alpenlandes und verraten im allgemeinen die im ersten Abschnitt ausführlicher dargestellten Naturverhältnisse. Nur scheint hier in den Niederungen viel schwarze Erde, echter Humus, Mazaga der Abyssinier, sich abzulagern, bedeckt mit üppigem Graswuchs.

Harris bemerkt, daß in den von Sahela Selasie mit Raubzügen heimgesuchten südwestlich von Schoa gelegenen Landschaften die Wasser der Karinza, Fintscha, Tschatti und Rusa (lauter Nebenflüsse des Abay-Niles) tiefe, enge, trübe, durch grüne Wiesen sich ziehende Rinnsale bilden, die das allgemeine Gepräge aller Gala-Flüsse darböten, welche still durch den reichen schwarzen Boden hinschnitten und auf der bald ansteigenden, bald sich niedersenkenden Oberfläche Moorsümpfe zurückließen. Welche prächtige Gegenden es hier geben muß, beweist desselben geistvollen Reisenden Schilderung des Finfinithales: „Matten des saftigsten grünen Rasens, durchrieselt von funkelnden klaren Bächlein, die in plötzlich vorschäumenden kleinen Fällen niederhüpften, schattige Haine der prächtigsten Wacholderbäume, die an den Lehnen hinabstanden und unter dem Weben ihrer bemoosten Äste heitere Gruppen kreisrunder Hütten, umgeben mit Ackerbaugerätschaften, verkündeten einen Bezirk, den seit langem die Hand des verwüstenden Grimms (der Amhara) nicht getroffen hatte."

Die an den Yabus-Fluß und an den oberen Tumat hinanreichenden Gala-Gebiete zeigen die reiche Wald- und Savannennatur Fasoglos sowie des Berta-Landes. Dagegen scheinen die südlichen, zwischen dem 4.° n. Br. und etwa dem 3.° s. Br. sich erstreckenden Galalandschaften wieder dieselbe physische Beschaffenheit darzubieten, welche einen großen Teil der zwischen der Zanzibarküste, dem Tanganika- und dem Ukerewa-See sich ausdehnenden Strecken charakterisiert.

R. Brenner hat die südlichen Galagebiete nach des Baron v. d. Decken Ermordung bereist. Er schildert dieselben als die bestbebautesten und fruchtbarsten, welche er auf allen seinen Touren beobachtet.

Mit Abzug einiger wellenförmiger Höhenzüge im Nordosten und der Kalksteinberge im Nordwesten, sehen wir hier ein weites Flachland vor uns, welches im südlichen Teil allmählich nach Westen ansteigt. Der Boden besteht an der Küste zum Teil wie in der Samhara aus Korallenkalk. Weiter landein lagert roter, der ganzen Landschaft ein eigentümliches Kleid verleihender Letten auf Mergel, Kalk und grobem Sande. Oberflächliche Sandlagen fehlen. An den Flüssen (Odzi, Sabaki 2c.) bedeckt eine Schicht Dammerde den Lehm.

An der Küste zeigen sich auch hier Dickichte von Wurzelbäumen (S. 14). An den Flüssen ziehen sich Streifen dichten Urwaldes hin, voll von Affenbrotbäumen, Tamarinden, von fächerblättrigen, im Stamme geteilten Dompalmen (Hyphaene, S. 23) u. s. w. Diese Waldpartieen, reich an Schlingpflanzen, gehen allmählich unter Vermittelung der Akazien in die grasige Steppe über. Diese zeigt viele Strecken buschigen, kleinblättrigen Gestrüppes. Soviel ich Brenner persönlich verstanden habe, fehlen hier nicht jene langweiligen Bauhiniendickichte mit den nach oben gekehrten, zweilappigen Blättern, welche an die trostlosen, schattenarmen Mopane-Büsche der Kalihari-Wüste erinnern könnten. Bezeichnend sind, wie für alle tropisch-afrikanischen Steppengebiete, die zum Teil hohen Termitenhaufen.

Brenner schildert das Klima der südlichen Gala-Länder als nicht ungesund, selbst für Fremde. Namentlich wirkt hier auf den weiten bewaldeten Ebenen die trotz der großen Nähe des Äquators stärkere nächtliche Temperaturabkühlung erfrischend auf Körper und Geist. Epidemische Krankheiten, wie die Cholera, welche längs den Küsten zuweilen ganze Distrikte entvölkert haben, forderten bei den Gala immer die wenigsten Opfer. Die

Regenzeit trifft hier nicht, wie in Zanzibar, im März, sondern erst im April am Äquator, der fast die Mittellinie des Gala-Landes bildet, ein und hält bis Ende Juni an. Während dieser Zeit findet gewöhnlich eine 3—4stündige tägliche Unterbrechung des Regens gegen Mittag statt. Längere Pausen sind selten und selbst dann bleibt der Himmel stets mit schweren dunklen Regenwolken bedeckt. Die weiter südlich regelmäßig stattfindende zweite Regenzeit im September und Oktober fällt in der Nähe des Äquators ganz aus, wie im Jahre 1867, oder markiert sich nur durch bedeckten Himmel und einige leichte Regenschauer, so z. B. im Jahre 1865. Der Monsunwind aus Nordost, dessen Wirkung weit in das flache Gala-Land hineingeht, setzt regelmäßig in den ersten Novembertagen ein. Von hier an erscheint der Himmel bis zum kommenden März in glänzendem Blau. Nur einige langgestreckte weiße Strichwolken ziehen in der gleichen Richtung des Monsunwindes am östlichen Horizonte hin. Regen fällt um diese Zeit nicht. Im März wehen im Lande Westwinde und an der Küste abwechselnd Land- und Seewinde, bis der Südwest-Monsun mit heftigen Böen einsetzt.

Bei der im ganzen so ausgesprochenen Einförmigkeit der afrikanischen Pflanzen- und Tierwelt, welche südlich von der Sahara gewisse Haupttypen bis an das Atlantische und Indische Meer sowie bis nach dem Vaalflusse zu verfolgen gestattet, kann uns ein Wiederbegegnen vieler auf S. 14—36 erwähnter organischer Formen auch in den Galaländern nicht verwundern. Der Riese der afrikanischen Vegetation, der Affenbrotbaum, frappiert hier ebensowohl durch seinen mächtigen und barock gestalteten Aufbau von Holz und Laub wie in Sennaar und Habesch. Das schöne Fliederblattwerk weiständiger Tamarinden und die verschnörkelten Astbildungen dickstämmiger, auch kletternder, Feigenbäume ergötzt mitten unter stolzen Crataeven, unter langgestielte gurkenähnliche Früchte tragenden Kigelien, knorrigen Combreten, papierdünn berindeten Boswellien, häßlichen Balanites, schöngewachsenen Sterculien und stachligen Christdornbäumen.

Die Akazien entfalten auch hier ganze Wälder von verschlungenem, dornreichem Geäst und winzigem, den Schatten verweigerndem Laubwerk. Die Benzoe-Bauhinien tragen lange aromatisch-riechende Hülsen. Früchte der letzterwähnten Bildung, von abenteuerlicher Größe, tragen die hübschen, fliederblättrigen Entaden. Euphorbienbäume und kriechende kaktusähnliche Euphorbienstauden wechseln hier mit mächtigen Aloës und mit prächtig gefärbten, aber abscheulich riechenden Aasblumen (Stapeliae) ab.

Die Tierwelt dieser Gala-Länder läßt keinen großen Unterschied von derjenigen Abyssiniens und Sennars erkennen. Nur mischen sich dort einige südafrikanische Formen bei. Große menschenähnliche, wohl den Chimpanses ähnelnde Affen sollen am Odzi- und Djubaflusse hausen. Decken hörte das bis jetzt noch etwas rätselhafte Tier Godja nennen. Ebenso spricht man im Süden Sennaars von Zendjeros, großen affenartigen Geschöpfen. Obwohl man nun in Abyssinien die kräftigen Pavianarten Hamadryas und Tschellada (S. 25) — mit diesem Kollektivnamen belegt, so könnte derselbe auch wohl auf chimpanseartige Tiere Anwendung finden, deren Livingstone in Manyema, Emin-Bey (Dr. Schnitzler) in Uganda, Miani, Piaggia und Schweinfurth im Niam-Niamlande aufgefunden haben. Es werde hier bemerkt, daß der größte und gefürchtetste menschenähnliche Affe, der Gorilla, nach den bisherigen Erfahrungen nicht tief nach dem äquatorialen Afrika hinein sich erstreckt und daher vorläufig vom ostafrikanischen Gebiet ausgeschlossen bleiben muß.

In diesen Gegenden jagt auf ebenem Boden der gescheckte Worabesa oder Hyänenhund (Canis pictus) wie unser Wolf in Rudeln (vergl. S. 27). Es soll sehr dunkle Varietäten dieses Tieres geben, auf deren schwarzbraunem Fell das Weiße der gewöhnlicheren Form fehlt. Vielleicht gehört hierzu der von Decken am Djuba erwähnte wilde Hund von sehr dunkler, fast schwarzer Farbe und mit weißer Schwanzspitze. Seine Größe soll die eines starken Bullenbeißers sein und sein kurzes Gebell soll dem Schrecken eines Rehbockes ähnlich klingen. Unter den Antilopen

kommt der Sala (Antilope Beisa — S. 29, A. Grantii) herdenweise vor. Nach aus Makdischu gebrachten Hörnern muß in den Gebieten der Borani-Gala und südlicher die stattliche, dem Hartebeest verwandte, von Peters im Zambezigebiet entdeckte Kuhantilope (Antilope Lichtensteinii) angetroffen werden. Nach verschiedenen Berichten ist sie bis ins südliche Söhil und bis zum oberen weißen Nil hin verbreitet. Auch werden hier mehrere Arten der niedlichen Schopfantilopen (Cephalolophus) und ein reizendes Moschushirschchen (Hyaemoschus) beobachtet.

Giraffen und Bergzebras (Equus Burchellii) sind häufig. In den Flüssen wimmelt es von Nilpferden und von 14—16 Fuß langen Krokodilen. Nach Brenner sollen diese Tiere hier weit gefährlicher als die Haifische des Indischen Meeres sein. Unter den Vögeln bildet das Geierperlhuhn (Numida vulturina) eine höchst auffallende Erscheinung. Dieser Vogel hat einen nackten, hinten mit einem queren Federkamm geschmückten Kopf, einen dünnen Hals, lange, schmale, weißbunte Hals- und Brustfedern, eine gestreifte Befiederung des Vorderrückens und eine geperlte des übrigen Körpers. Die mittleren Schwanzfedern bilden einen fast bis zur Erde reichenden Büschel. Der Schnabel ist wie der eines Geiers kräftig und gebogen (Fig. 24). Seit etlichen Jahren konnte man diesen interessanten Vogel truppweis im zoologischen Garten von Hamburg wahrnehmen.

Der Name Gala soll „eine Heimat suchen" bedeuten. Gala wären also etwa soviel wie die „Eingewanderten". Das Volk selbst nennt sich Ilm-Orma oder Ilm-Oroma d. h. „tapfere Männer". Der brave Krapf schlägt daher vor, diese Nation als Ormanen, ihr Land als Ormanien zu bezeichnen. Dieser Vorschlag, obwohl nicht schlecht, hat keine Nachahmung gefunden. Ich selbst habe in Nordostafrika viele Gala gesprochen und mich nach ihren heimatlichen Traditionen erkundigt. Ich will aber erst andere hierüber sprechen lassen. Nach Krapf stammen sie von einem Stammvater Wolab her. Der soll von Bargamo, d. h. jenseits des Meeres oder großen Wassers, gekommen sein, ein Ausdruck,

Fig. 24.



Geierperlhuhn.

der nach des Missionärs Meinung entweder auf den großen Fluß Godschob (Djuba) oder auf den weißen Nil oder, was am wahrscheinlichsten ist, auf den großen afrikanischen Binnensee (Ukerewa Nyanza) sich bezieht. Wolab soll neun Söhne gezeugt haben, Arusi, Karaju, Dschille, Gelan, Abedschu, Woberi, Gumbidschu und Bedschofugit. Von diesen neun Söhnen, deren Stammgebiet jetzt vom König von Schoa abhängig ist, sollen die zahlreichen Orma-Stämme entstanden sein. Krapf fügt dieser Angabe die beherzigenswerten Worte hinzu, daß diese Galasage offenbar ungenügend erscheine, weil ihr Urheber, Häuptling Tscharra vom Stamme Mukolada, nur eine lokale Stammeskenntnis besitze. Die Weisen in der Völkerkunde meinen nun aber mit Bargamo das Rote Meer. Die Gala müssen also danach Semiten und aus Arabien herübergekommen sein. Ich selbst denke zunächst, daß sich alle verständigen Israeliten für die angebliche Verwandtschaft mit dieser unruhigen und wilden, dunklen Bevölkerung schönstens bedanken werden. Nach F. Müller sind die Gala Hamiten und haben mit den Semiten zusammen vor irgend einer Zeit im Norden von Iran gesessen! Man erkennt an dieser Äußerung, daß die heutige Ethnologie noch zum Teil sonderbare Wege wandelt, daß sie noch kaum erst die Kinderschuhe abgestreift hat.

Die Gala leiten nach Beke ihre Herkunft von Tulu-Wolal, dem vergessenen Berge zwischen Sayo und Afillo, dem Ursitze ihrer Vorväter, ab. Diese Gegend ist ein Stück ostafrikanischen Bodens. Ich hörte einen Limmu-Gala die weit, weit im Süden von Abyssinien, von Gurague und Kafa gelegenen hohen Berge als Urheimat der Orma angeben. Der berühmte Entdeckungsreisende H. Barth nahm an, daß die am oberen Nil Fadongo, d. h. Bergbewohner, genannten Gala, deren große Eroberungszüge im Beginn des 16. Jahrhunderts ganz Ost- und Innerafrika auf das furchtbarste erschütterten, die großartigsten Völkerwanderungen, Staatenumwälzungen und Neubegründungen hervorriefen, aus den die Schneeriesen Kilimandjaro und Kenia

umlagernden bergigen Landschaften hervorgedrungen seien. Noch immer sollen die Gala zum Kenia wallfahrten und demselben Opfer darbringen. Diese Völkerrevolution hat zu einer Zeit stattgefunden, in welcher die Fundj das Reich Sennaar gründeten, in der die südöstlich vom Äquator (ursprünglich in Kilima wohnhaften) Djagga das Reich Uniamezi zerstörten und sich als verheerende Eroberer dem Westen und Norden des Erdteils zuwendeten, in einer Zeit, zu welcher auch das Reich Bagirmi in Centralsudan von den aus SO. eingewanderten Bongo-Stämmen begründet wurde. Barth glaubt, daß diese Wanderungen und Umwälzungen durch eine gewaltige vulkanische Erschütterung hervorgerufen seien, welche in den im Süden vom Äquator gelegenen Ländern stattgehabt haben müsse. In der That trägt die ganze Gegend östlich vom Ukerewa-See einen geologischen Typus, welcher an derartige stattgehabte Ereignisse glauben läßt. Landein von den erwähnten Schneebergen erheben sich über eine 1300 Meter hohe Hochfläche noch zahlreiche vulkanische Kegel empor. Einer derselben, der Doënnio Mburo, soll einen noch jetzt rauchenden Krater besitzen. An seinem Fuß sollen heiße Quellen hervorsprudeln. Der Kenia und die Nachbarn scheinen sämtlich Vulkane zu sein, wenn schon, nach den Aussagen der Eingeborenen, nur einer noch Feuer und Lava speit (Decken). Letzterer ist vielleicht der eben erwähnte Doënnio Mburo. R. Thornton, Deckens geologischer Begleiter, schließt, daß der Kilimandjaro ein alter, durch Einstürze stellenweis zerstörter Feuerspeier sei, von dessen einstiger Größe die meilenweit von einander entfernten Gipfel, doch nur unbedeutende Überreste des Ganzen, Zeugnis abgäben.

Es bleibt demnach nicht unmöglich, daß hier wirklich in einer unserer heutigen Epoche nicht allzufern liegenden Zeit, vielleicht gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Erdbeben und vulkanische Ausbrüche den Anstoß zu jenen gewaltigen Völkerverschiebungen geliefert haben, deren Spuren sich noch bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein bemerkbar machten, ja deren

Nachklänge noch an unsere Tage hinanreichten. Derartige Naturereignisse haben öfters im Völkerleben ihre Macht erprobt. Läßt es doch einer der genialsten und exaktesten Naturforscher aller Zeiten, K. Ph. v. Martius, als sehr wahrscheinlich gelten, daß die große Nation der Tolteken, der Kultivatoren von Anahuac, durch ungeheuere vom Vulkanismus veranlaßte Naturereignisse ihren in den Sagen Toltekans dargestellten Untergang gefunden habe. Einigen sich doch die Zoologen und Anthropologen täglich mehr und mehr zu der Annahme, daß das Versinken älterer, daß dagegen die allmähliche Bildung neuerer Kontinente und Inselmassen ihren gebietenden und bestimmenden Einfluß auch auf die Verbreitung der Menschenstämme geübt haben müssen. Der Leser verzeihe diese Abschweifung. Allein ich selbst huldige der Annahme, daß die Verbreitung und Gliederung des Menschengeschlechtes zum großen Teil mit der Geschichte unserer späteren Erdbildungsepochen zusammenhängt, und will daher versuchen, in solcher Weise die Herstammung der Gala-Stämme ungefähr im Sinne einer mir naturgemäß erscheinenden Art der Schlußziehung darzulegen.

Nun schließe ich zunächst, daß die Gala ausgesprochene afrikanische Ureingeborene seien, den physisch besser gebildeten nigritischen Völkerstämmen angehören. Ich entnehme das aus ihrer äußeren Erscheinung, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Sprache. Ursprünglich über einen nicht kleinen, aber doch immerhin noch begrenzt erscheinenden Heimatskreis ausgebreitet, haben sie sich durch Eroberungen weitere Gebiete erschlossen, in denen sie jetzt teils die vollzähligen Angesessenen darstellen, teils nur die herrschende Rasse bilden. Nach Spekes und Grants Forschungen sind die gebietende Klasse, sowie die herumziehenden Hirten (Beduinen) in den Gebieten des Ukerewa Nyanza, nämlich in Karague, Uganda und Unioro, Orma oder, wie sie dort heißen, Wahuma.

Speke hält sogar die Abyssinier und Gala für Glieder einer und derselben Nationalität. Der berühmte Nilerforscher

entwirft uns eine Darstellung von den in Abyssinien möglicherweise stattgehabten Völkerwanderungen, namentlich von den angeblichen Wanderungen der Gala von dorther nach Kitara, welche wir aber keineswegs gut zu heißen geneigt sind. Kitara war ein altes Reich am Ukerewa Nyanza, welches später in die von einander unabhängigen Staaten Uganda und Unioro zerfallen ist. Barth hatte bereits auseinandergesetzt, daß Spekes Idee, die Gala seien von Nord oder Nordost aus Abyssinien über den Nil nach Südosten gedrungen, eine irrtümliche sei. Es läßt sich ja eine nahe Verwandtschaft der Gala mit den Abyssiniern, namentlich mit den Agau, nicht verkennen. Die Agau werden überhaupt, wie Heuglin ganz richtig erwähnt, von mehreren Reisenden schlechtweg als Gala bezeichnet. Es läßt sich hier leider nur soviel angeben, daß die Abyssinier mit den Gala und diese mit den östlichen Küstenbewohnern, den Danakil und Somal eine an die Bedja, Nubier und Ägypter sich anschließende Nationengruppe bilden, welche durch Zwischengruppen (z. B. Fundj, Noba, Schilluk, Denka, Berri, Bari u. s. w.) mit den centralen, westlichen und südlichen Nigritiern zusammenhängen. Die Abyssinier und Gala, mit einander etwa in dem Grade verwandt, wie Germanen und Kelten, stießen in Habesch selbst aufeinander. Die nördlichen Galastämme, so z. B. die Wollo und die Schoa tributpflichtigen Tribus, haben sich häufiger mit den Amhara und selbst mit den Tigrenern vermischt, sie sind daher den Abyssiniern in physischer Hinsicht noch ähnlicher geworden, als ihre südlicheren, am Oczi, Dana und Sabaki wohnenden Bruderstämme. Letztere tragen unzweifelhaft einen ausgesprochener nigritischen Charakter an sich, als jene.

Wenden wir uns nun zunächst wieder zu den nördlichen, Schoa tributpflichtigen Orma. An dies Land grenzt hier ein weitschichtiges Gebiet. Da ist erst Gidem, ein von Sahela Selasies Großvater, dem Asfa Wosen, erobertes Stück Land. Westlich davon liegt Mans, eine rauhe, bergige Landschaft, bewohnt von sehr dunkel gefärbten, in schwarze zottige Wollvließe

(S. 83) gekleideten Leuten. Der Dibbi-Bezirk, eingeschoben zwischen Schoa und Argobba, gehört weiterhin zu den Gala-Grenzlanden des schoaner Amhara-Reiches. Diese genannten Provinzen, ferner Tschangiet, Tihuladerie, gehören ethnologisch zu dem großen Wollo-Stamme, der sich keilförmig bis an die südlichen Berggrenzen von Lasta erstreckt. Diese Wollo bestehen nach Krapf aus sieben Stämmen. Sie sind tapfere, fanatische Moslimen. Theodor II. hat sie mit Energie, aber ohne großen Erfolg bekämpft. Wenn er auch viele, gelegentlich seiner Streifzüge in dies Gebiet gemachte Gefangene gewaltsam taufen ließ, so will dies der kompakten streitbaren Masse der Wollo gegenüber nicht viel sagen. Während Magdala, Theodors letzter Zufluchtsort, von den Engländern berannt wurde, lauerten jene Gala, die ehemaligen Besitzer dieser Landschaft, Geiern gleich auf den umliegenden Felsenhorsten und stürzten sich, als die fremde Invasionstruppe die Gegend geräumt hatte, wieder auf ihr altes, ehemals den schoaner Amhara entrissenes Eigentum.

Zu den Wollo gehören auch die Tulema im Norden von Schoa. Ein ehemaliger Negus Negest soll eine Sklavin geheiratet und von dieser drei Kinder, nämlich Metscho, Karaju und Tulema gezeugt haben. Als Jünglinge hatten sie die kaiserlichen Herden zu weiden und allein in der Wildnis, kühnen tapferen Sinnes, zogen sie bald eine Anzahl mißvergnügter Strolche um sich, die ihre Sprache und Sitten annahmen, welche diejenigen ihrer aus dem Herzen Afrikas hergebracht gewesenen Mutter waren. Sie thaten sich in der Stille zu einem Angriff auf die mittäglichen Landschaften zusammen und schlugen das kaiserliche Heer an den Ufern des Gala in Gurague, der südwärts Sendjero zuströmt; von den Familienstämmen und Häusern aber, in welche die Empörer später sich spalteten, haben die zwölf Stämme, der Karajo und der Tulema allein ihre ursprüngliche Benennung behalten (Harris). Das nur ein Beispiel dynastischer Etymologie, um damit zu zeigen, wie Völkernamen im Volksmund entstehen und sich weiter verpflanzen. Killingen, Harris' fleißiger deutscher

Bearbeiter, erwähnt der von dem britischen Gesandten geschilderten Vorliebe der Tulema für ihr kaltes nacktes Berggebiet und des in ihrem Nationalnamen enthaltenen Wortes Tulu für Berg. Nach meinen eigenen Erfahrungen wird das arabische Dull (Tell) zur Bezeichnung der von den Fundj bewohnten Berge in Süd-Sennaar gebraucht. Man behauptet auch, der Name Gala käme von jener in Gurague am Flusse Gala gelieferten Schlacht her und nach diesem solle das Volk durch die Abyssinier und Araber benannt worden sein. In der That bedienen sich Habesch's Bewohner meist jenes Namens, der aber aus der Orma-Sprache selbst stammt (S. 135). Häufig ist nun hier für Gala auch die Bezeichnung Sidama oder Södama, abgekürzt Sidi, Sida. Die Araber Ost-Sudans gebrauchen, wie ich versichern kann, fast niemals den Namen Gala, sondern für diese und für Abyssinier, für Mohammedaner, Christen und Heiden, die Sammelbezeichnung „Makada". Zu den Wollo-Gala gehören ferner die Adjau (Agau?), Edju, Jedju, welche sich dicht an Lasta anschließen. Selbständigkeit können neben vielen anderen kleinen, Schoa und Amhara tributpflichtigen Teilstämmen die Limmu beanspruchen. Sie bewohnen den Landstrich zwischen Kafa und den Zuflüssen des Bacher-Sobat. Ihre Hauptstadt soll Sabidscha heißen. In Fasoglo behauptete man 1860, daß die Limmu-Gala häufige Angriffe auf die Stämme des oberen Tumat und des Yabus unternähmen.

Es kamen damals auffallend viele Limmu-Gala über Chartum und Abu-Haras-Gedarif nach Ägypten. Später, schon 1862, hatte dieser spezifische Trafik wieder aufgehört. So erzählte mir damals der österreichische Konsulatsverweser F. Binder hier zu Berlin. Die Ursache dieser damaligen Bewegung blieb unklar. Nach einer Angabe waren aber um 1859 die Berta mit den Limmu am Yabus handgemein geworden und hatten ihnen viele später als Sklaven nach dem Norden beförderte Gefangene abgenommen. Ich muß gestehen, daß ich außer den Guduru

(Gudru) nirgends so hübsche und intelligente Orma gesehen habe, wie jene Limmu.

Die Märkte von Beni-Schongolo und Fadassi im Süden Fasoglos werden öfter von Gala-Karawanen besucht, die, 100—150 Mann stark, zu Fuße gehen. Marno, welcher diese aus Ganti und Schibu kommenden Leute persönlich beobachtet hat, schildert sie als Männer mit meist scharfgeschnittenen, schönen Profilen. Dieselben gehören wohl zum großen Volke der Limmu. An letztere schließen sich wieder die Goma und die Guduru oder Gudru. Man nennt dann noch im Süden Schoas die Orodro, Walamo, Amsi und Ittu. Übrigens ist diese hier gegebene Namensliste keineswegs zuverlässig und vollständig. Ich gebe dieselbe nur in Ermangelung einer besseren. Zwischen dem 5.° n. Br. und in südöstlicher Richtung gegen den Äquator zu hausen die Borani oder Boren, nächst den Wollo unzweifelhaft der mächtigste Gala-Stamm. Dr. G. A. Fischer meldet uns, daß seit Baron v. d. Deckens und Brenners Reisen (1860–1867) die Verhältnisse sich im südlichen Gala-Lande beträchtlich verändert haben und zwar infolge siegreicher Feldzüge der Somal gegen die Gala-Stämme. Wenige Jahre nach den Deckenschen Reisen (eine genaue Jahreszahl konnte Fischer nicht erfahren) vereinigten sich die Somal wahrscheinlich nach vorher eingeholter Erlaubnis der arabischen Regierung in Zanzibar, zu einem Vernichtungskriege wider das Ormavolk. Dies konnte dem Anprall seiner Todfeinde nicht widerstehen und flüchtete nach Süden, die Somal hart auf seinen Fersen. In kurzer Zeit waren letztere bis zu den Gebieten des Odzi und Dana (oder Tana) angelangt, ihre Feinde vor sich herjagend, welche sich teils nach Süden, teils nach Westen und Nordwesten wandten. Die Kosikawa-Gala, welche bis dahin nördlich von den Wapokomo und dem Odzi wohnten, wurden größtenteils aufgerieben, ein kleiner Teil entkam zu den Borani, westlich von Ganane, einer Stadt am Djuba. Aber selbst bis dahin verfolgten die Somal in ihrem wilden Eifer die verhaßten Feinde; hier jedoch wurde ihnen

durch die Borani ein Ziel gesetzt, deren Macht sie nicht gewachsen waren. Selbst am Odzi und am Dana fand die Kriegswut der Somal noch keine Grenzen, es währte nicht lange, so erschienen sie in Malindi, ja selbst bis zu den Wanikalanden drangen sie vor. Welches Blutbad sie anrichteten, kann man sich leicht denken. Die erwachsenen Gala, Männer sowol wie Frauen, wurden niedergemacht. Große Züge geknebelter Gala wurden von den Somal davongetrieben und später massakriert. In dieser Periode blühte begreiflicherweise der Sklavenhandel im ganzen Gebiete. Die Galamädchen wanderten in die Frauengemächer der Suahel und Araber, doch wurden sie meist zu rechtmäßigen Frauen erhoben u. s. w.

Die nördliche Grenze des südlichen Gala-Landes ging zu Brenners Zeit (1867) ohne Unterbrechung in die nördlichen Gala-Gebiete über. Die Südgrenze ward unter 3° 12′ s. Br. durch den Sabaki-Fluß gebildet. Hieran schlossen sich im Südwesten mit der Richtung gegen den oberen Dana hin die Berge von Ukamba, welche von den Gala damals nur selten auf Streifzügen überschritten wurden. Im Westen sollte nach Aussage der Leute ein in nordwestlicher Richtung ziehendes Gebirge die Grenze bilden, welches etwa 42 Meilen von der Küste entfernt liegt. Im Nordosten und Osten begrenzten damals der Djuba-Fluß und das dahinter liegende Somal-Land, von der Djuba-Mündung an bis zum Sabaki-Fluß begrenzte dagegen der Indische Ocean das südliche Gala-Land.

Nach ihrer Niederlage durch die Somal wagten die Gala, wie uns Fischer berichtet, nicht mehr in das früher von ihnen innegehabte Gebiet zurückzukehren. Dadurch wurden ihre Grenzen beträchtlich nach Süden verschoben. Dieselben werden jetzt durch den Odzi und den Dana gebildet, resp. durch die Wapokomo; nordwärts von letzteren und nordwärts vom Odzi leben zur Zeit keine Gala mehr. Zwischen Wito und den Borani-Gala erstreckt sich jetzt unbewohnte Wildnis.

In den früher von jenen weit und breit gefürchteten Gala bewohnten, nunmehr von ihnen verlassenen Gebieten zwischen Odzi und Lamu entwickelten sich neuerdings viele Ortschaften. Noch aber hat der sich zwischen Odzi und Malindi ausdehnende Küstenstrich durch die Gala zu leiden. Diese pflegen zwar nicht Ortschaften zu belästigen, in denen viele arabische Soldaten liegen, von anderen dagegen verlangen sie für die ungestörte Überlassung des Landstriches Tribut. Die bei Ras Gomäni Orseille oder Färbeflechte (Roccella tinctoria) pflückenden Araber erkaufen sich Ruhe vor umherlauernden Gala durch ein nicht unbeträchtliches Schutzgeld. Übrigens ist das Verhältnis der Araber zu den Gala gegen früher ein geradezu umgekehrtes. Vormals die ärgsten Feinde dieser Afrikaner, können die Araber sich jetzt sogar die Beschützer der letzteren nennen, insofern sie einen nochmaligen Raubkriegszug der Somal gegen die Orma nicht dulden werden.

Brenner zählt im südlichen Gala-Lande zwölf Orma-Stämme auf: Karrar, Ilani, Karrigo, Wadjole, Baole, Mandogu, Meta (Matta), Kololdu, Ramatta, Barraratta, Aurowa, Imomatta. Man sagt, ihre Zahl betrüge etwa 150 000. Fischer hat außer den „Barrareta“ von allen jenen nichts gehört und nach den von ihm veranstalteten Nachfragen haben obige Stämme auch niemals existiert. Selbst der rühmlich bekannte Missionär Wakefield teilte Dr. Fischer mit, daß er niemals diese Namen gehört und sich vergebens bemüht habe, den Ursprung derselben zu ergründen. Namen wie Imomatta, Ramatta sollen weder bei den Arabern und Suahel, noch bei den Gala selbst bekannt sein. Es scheint nach Fischer außerdem nicht gerechtfertigt, von verschiedenen Stämmen im südlichen Gala-Lande zu sprechen; vielmehr dürfe es mehr für sich haben, nur von einem Stamme, dem südlichen Gala-Stamme, zu reden, dessen Land sich in eine große Anzahl von Distrikten teilt, nach welchen sich die einzelnen Gala benennen. Wie die Suaheli-Bevölkerung von Lamu, Malindi, Mombas, bei der niemand von verschiedenen Stämmen

sprechen wird, sich in ihren Sitten sowohl als auch in ihrer Sprache unterscheidet, in derselben Weise soll es mit den Gala aus den verschiedenen Distrikten der Fall sein. Ein Hauptzweig dieser Nation ist nach Fischer jedenfalls der der Barrareta-Gala, welche auf beiden Ufern des Sabaki wohnen. Die Gala sollen die verschiedenen Distrikte nicht kennen; die von Kofira scheinen noch am meisten bekannt. In vielen Fällen erhält man auf Befragen nur den Namen Gala (?), ohne daß eine speziellere Bezeichnung angegeben werden kann.

Es ist mir aufgefallen, daß Brenner den von ihm 1868 nach Europa übergeführten, hier unter Fig. 25 und 27 abgebildeten Knaben Djilo Ware Feifomakka hartnäckig einen Kololdu nannte, was dieser hübsche Bursche auch in einigen mir verständlich gewordenen Kisuaheli-Brocken bestätigte, während er nachher in dem Deckenschen Reisebericht und in anderen Publikationen ebenso hartnäckig als Imomatta figuriert hat. Aber abgesehen von einer solchen schwer erklärlichen Inkonsequenz hat mir Brenner doch stets den Eindruck eines zwar selbstbewußten übrigens jedoch ehrlichen Mannes gemacht. Es wird sich daher eine Benennung der zwölf Gala-Stämme wohl auf etwas für uns zur Zeit noch schwer Berechenbares, vielleicht auf örtliche oder Distriktsbezeichnungen, beziehen. Der Name Karrigo Brenners erinnert überdies an den oben S. 136 angegebenen Karaju.

Die Gala nehmen als Volk einen hervorragenden Platz unter den afrikanischen Stämmen ein. Man hat nicht ganz mit Unrecht in ihnen den Heroentypus der afrikanischen nigritischen Rassen zu sehen geglaubt. Sie sind im allgemeinen von mittlerer Größe (1600 mm hoch), obwohl es auch manche höhere Gestalten unter ihnen giebt. Die Männer zeigen bei einer gewissen Schlankheit einen trapezisch gebildeten, an den Schultern breiten, in der Taille schmalen Brustkasten. Dieser Teil ist namentlich bei den Jünglingen nicht selten schön entwickelt. Bei älteren Männern treten manchmal die Schultern unangenehm

eckig hervor. Die Beine zeigen nicht starke, aber doch wohl entwickelte Waden. Hände und Füße sind nicht groß; die Hand ist ca. 185—190, der Fuß 250—255 mm lang. Die zierliche Knöchelbildung erinnert an diejenige der Berbern. Selten sieht man den Hacken unschön nach hinten hervorstehen. Die Fußzehen sind kurz und gerade geformt. Brenner bemerkt, daß der Körper

Fig. 25.



Djilo Ware Feisomalka, ein 14jähriger Gala-Knabe.

der südlichen Gala mit hochgewölbter Brust, schlank, kräftig und wohl proportioniert sei; auch zeige sich die Muskulatur dieser Leute an Armen, Schenkeln und Waden nicht negerartig verschoben (?) sondern habe dieselbe Form und Stellung wie beim Europäer. Die bei tiefer stehenden Rassen gewöhnlichen Plattfüße kämen bei den Gala niemals vor, ebenso fehle die unangenehme Haut-

ausdünstung gänzlich. Diese für einen Anatomen schwer verständliche Darstellung von der negerartigen Verschiebung der Muskeln will natürlich nur besagen, daß die südlichen Gala einen im allgemeinen harmonisch gebildeten Körperbau besitzen, an welchem die Hauptmuskeln plastisch hervortreten, und daß sie in dieser Hinsicht einen angenehmen Gegensatz gegen die hageren, stakigen Figuren der umwohnenden Nigritier dunkelster Hautfärbung gewähren. Brenners Bemerkung, der Plattfuß sei bei tiefer stehenden Rassen gewöhnlich, ist nicht korrekt, er paßt weder durchgängig auf die Nigritier, noch auf andere wenig entwickelte Naturvölker. Was nun die angeblich mangelnde Hautausdünstung der Gala anlangt, so habe ich den bei „echten Negern" bemerkbaren penetranten Schweißgeruch bei nördlichen Gala ebensogut wahrgenommen, wie bei jenem (S. 145) erwähnten Djilo Ware, sobald dieser in Thätigkeit geriet.

An dem länglichen (dolichocephalen) Kopfe der Orma weicht die Stirn schräg gegen den gewölbten Scheitel nach hinten zurück. Betrachtet man den glattgeschorenen Kopf eines Wollo- oder Limmu-Gala, so glaubt man, daß der ausgeprägteste Neger-Schädel unter der Kopfhaut stecke. Die Stirn ist ziemlich hoch, gewölbt, die Einsenkung zwischen ihr und der Nasenwurzel ist nicht beträchtlich; die Augenbrauenbögen treten seltener und auch nur bei älteren Individuen gewulstet hervor. Die Nase ist bald mit schmalen, bald mit breiten Rändern versehen, ihre Spitze ist selten scharf und etwas abwärts geneigt, meist ist sie stumpf und gerade gezeichnet; die Flügel sind stets breit. Die Lippen sind fleischig, aber selten vorstehend und aufgeworfen. Das Kinn ist gerundet, die Backenknochen treten etwas hervor. Das Auge ist groß, die Bindehaut ist gelblichbraun, die Augenbrauen sind geschwungen, aber, wie auch der Bart, nur dünn. Das Haar ist gekräuselt, oft vielfach spiral gedreht, sondert sich in einzelne Flocken, läßt sich aber, nicht selten die Länge von 200—250 mm erreichend, in isolierte Flechten zusammenfassen oder zu einem krausen mächtigen Toupee auflockern. Dasselbe erreicht die höchste

Ausbildung bei den Cafusos in Brasilien, den Mischlingen von Indianern und Negern (Zambos im spanischen Amerika, Fig. 26). Letztere Haartracht ist die bei den südlichen Gala beliebtere, während die Wollo gern ihr Haar in Flechten legen. Übrigens begegnet man hier auch manchem Sondergeschmack, zuweilen den abenteuerlichsten Frisuren. Dann läuft es wohl wie die

Fig 26.



Cafusa aus Bahia.

Raupe eines bayerischen Infanteriehelmes über den sonst geschorenen Kopf oder es bleibt auf dem Scheitel ein Querkamm zurück u. s. w. Junge Leute, wie mir Brenner erzählte, auch bei den am Dana hausenden Gala, scheeren den Kopf gern bis auf ein Scheitelbüschel ab, legen um diesen einen Metallring, ein Stück farbiges, von einer Schama abgetrenntes Band oder einen Lederstreif. Sie sehen dann fast wie Zulukrieger aus. (Fig. 27.)

Fig. 27.



Djilo Ware im Alter von etwa zwölf Jahren.

Die Weiber haben einen schlanken, in der Jugend außerordentlich wohlgebildeten Körper, eine meist zierlich gerundete Schulter, einen kleinen, oben etwas flachen, unten aber halbkug-

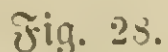


Fig. 28.

Porträt eines Gala-Mädchens.

ligen Busen, der nur bei älteren Frauen schlaff und hängend wird, ferner eine schlanke Taille, niedlich geformte Hände und Füße. Der längliche Kopf hat einen abgeflachten Scheitel, eine sanft gewölbte Stirn, eine meist sehr zierliche Stutznase, einen

nicht großen, fleischigen Mund und ein hübsch gerundetes Kinn. Unter nicht wenigen Gala-Mädchen lassen sich freundliche Puppengesichter wahrnehmen, denen das gutgeschlitzte sprechende Auge einen besonderen Reiz verleiht. Physiognomien wie die genannte, in Fig. 28 abgebildete gelangen öfters zur Beobachtung. Ältere Frauen erhalten platte Züge. Werden solche Personen wohlgenährt, so machen sie mit ihren Pausbacken und ihrem Doppelkinn einen behäbigen gutmütigen Eindruck. Obwohl man im ganzen den weiblichen Gala-Typus rühmen muß, so wird doch die Schönheit desselben vielfach übertrieben. Nicht wenige, mir in Chartum ganz besonders genannte, dieser Nation entsprossene Damen erwiesen sich bei näherer Betrachtung als fad und indifferent aussehende Wesen, welche in ihrem Gesichtsschnitt kaum über den gewöhnlichen Fellachentypus Ägyptens hinausgingen. Überhaupt finden sich unter den Gala häufiger Pharaonengesichter, während der jüdische Schnitt unter ihnen höchst selten auftritt. wogegen dieser doch bei den stammverwandten Somal schon häufiger wiederkehrt. Daß es übrigens unter den südlichen Gala auch recht platte, rein nigritische Züge giebt, zeigt u. a. eine, vom Missionär New photographisch aufgenommene, ganz malerisch arrangierte Gruppe.

Die Hautfarbe der Gala ist durchschnittlich das ein wenig ins Rötliche spielende, gesättigte Vandyck-Braun. Die Nüancen in Rot sind bald spärlicher, bald ausgeprägter. Auch die echte Schokoladenfarbe ist häufig vertreten. Nüancen in Gelbbraun sind dagegen seltener. Marno schildert die von ihm gesehenen Ganti-Gala als licht-hellbraun.

Stolze, selbstbewußte Haltung, natürliche, wenn auch herrische Gebärden, ein leichter Schritt, ein feuriges Auge verleihen dem Gala etwas Imponierendes. Er ist innerhalb der afrikanischen Völkerfamilie, was äußerliches Benehmen anlangt, ein entschiedener Aristokrat.

Der Gala kleidet sich meist in die Schama, welche ganz wie

Fig. 29.



Junge Gala.

die des Abyssiniers zugeschnitten ist und von außerhalb bezogen wird. Er weiß dies Kleidungsstück in anmutiger, faltenreicher Weise um Hüften und Schultern zu drapieren, ganz ähnlich den durch Sennaars Steppen eilenden Bedja-Nomaden. An den Füßen geht er entweder nackt oder er benutzt kunstlose Sandalen. Im Norden schmückt er sein Haar, sobald er einen Feind erlegt hat, mit der auszeichnenden Straußfeder. Die südlichen Gala tragen nach Brenner ein doppeltes Schurztuch, Dororio, aus grober Baumwolle um die Hüften, welches Zeug sie von den Wasegua, Suahel und Wapokomo, früher auch von den Wanika, gegen Elfenbein und Vieh eintauschen. Vor dem Gebrauch werden diese Tücher vierzehn Tage lang mit Rinderharn gebeizt, wodurch sie große Dichtigkeit, Weichheit und Haltbarkeit erlangen sollen. Wer unter diesen südlichen Stämmen einen Feind im Kampfe getötet, ein Rhinozeros oder einen Elefanten erlegt hat, trägt als Wahrzeichen nach New den Guta, d. h. auf dem Scheitel emporstehende Haarflechten. Im Norden zieren sich die Männer mit Perlen von rotem Harz, von Messing, mit kupfernen, eisernen und silbernen Armringen, welche letztere sich manchmal vom Knöchel bis zum Ellenbogengelenk erstrecken.

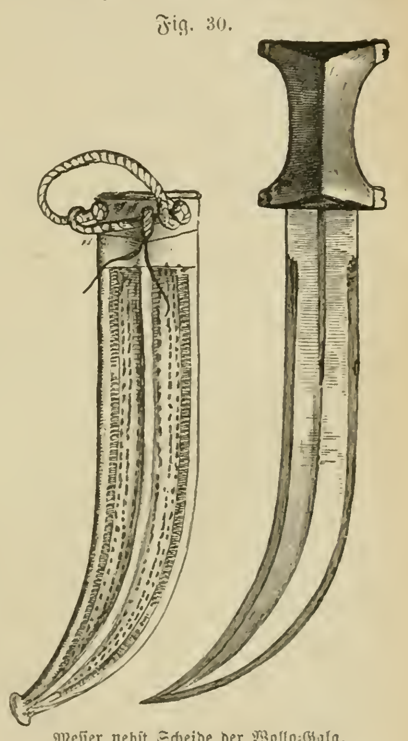
Die von Marno geschilderten Ganti-Gala hatten als Kleider ein schmales Stück weißen oder blauen Baumwollenzeuges, oft mit eingelegten Zwickeln von Leder besetzt; um die Schultern legten die meisten rohzugerichtete Ziegen- und Schaffelle, um den Hals gleichfalls verschieden geschnittene Fellstücke, an den Armen und Fingern Ringe von Leder, Eisen, Kupfer und Messing.

Die südlichen Gala zieren sich nach New mit Perlen, mit kupfernen und eisernen Halsbändern, mit weißen, von Seemuschelschalen verfertigten Scheiben, nach Brenner auch mit an Schnüren aufgereihten Messingplättchen. An den Armen haben sie Ringe von Kupfer, Messing, Eisen und selbst Elfenbein, am kleinen Finger einen eisernen oder bleiernen Ring von sonderbarer Form.

Die Weiber ordnen im Norden ihr Haar auf zierliche Weise in Flechten und Löckchen, welche sie mit perlenbenähten Leder-

streifen, mit Perlenschnüren u. s. w. zusammenhalten. Von den Hüften bis zu den Knieen zieht sich ein mit bunten Lederscheibchen oft recht niedlich besetztes Leder- oder Fellröckchen, wie ein solches dort übrigens auch wohl von jungen Männern benutzt zu werden pflegt. Dazu nehmen die dortigen Weiber eine Schama über die Schultern. Im Süden winden die Mädchen meist ein Dororio um die Hüften. Hier lassen sie auch das Haar meist kunstlos, ohne Aufflechten frei hervorwachsen. Metallringe, die recht laut klingen, werden an Armen und Beinen der Weiber befestigt (Fig. 29).

Fig. 30.



Messer nebst Scheide der Wollo-Gala.

Als Waffen führen die nördlichen Gala eine Lanze mit langer breiter Spitze, einen runden, meist kunstlosen Schild von Büffel- oder Nashornhaut und ein großes, gegen die Spitze hin scharf gekrümmtes zweischneidiges Messer in nettgearbeiteter Lederscheide (Fig. 30). Letztere wird mittelst enggedrehter baumwollener Schnüre oder eines geflochtenen Lederstreifens an der rechten Seite befestigt. Im Süden benutzt man nach New die lange Lanze (Worana) mit ovaler, sechs Zoll langer Spitze, einen kleinen runden Schild (Wonta) von der Form des Faustschildes der Somal (Fig. 29 und weiter unten), ein Messer mit breiter schwerer Klinge und mit kleinem Handgriff, sowie eine Keule von

hartem Holz. Brenner sah hier am Daumen und am kleinen Finger getragene eiserne Schlagringe mit je einen halben Zoll langer Spitze im Gebrauch. Diese sonderbare Waffe erinnert an die Handschlagringe der Bari des oberen weißen Nil und an die Sazeruli oder Daumenschlagringe der kaukasischen Chewsuren.

Die nördlichen Gala wohnen in niedlichen Strohhäusern mit kegelförmigem Dach, die von steinernen Schutzwällen umgeben sind. Oft liegen, wie Harris berichtet, die Dörfchen im schattigen Versteck kleiner dunkelgrüner Haine hochragender, cederartiger Wacholderbäume (S. 131), von denen ganze Wälder die tiefe zerrissene Schlucht mit düsterem Schmuck zieren, und durch jedes felsige Rinnsal stürzt die schäumende Kaskade nieder, um durch den üppigen, von würzhaften Kräutern duftenden Weidegrund sich zu schlängeln.

Diese nördlichen Gala betreiben Ackerbau und Viehzucht. Während, so schreibt Harris, die Frauen Schafe und Ochsen auf dem Felde hüten oder den Bienenkorb besorgen, pflügen, säen und ernten die Männer und bieten in dieser Hinsicht einen auffallenden Gegensatz zu ihren faulen Tieflandsnachbarn, den Bewohnern der Adelwüste. Reiche begrünte Thäler, Matten voll Klee und Butterblumen, der Ruhm der Berge und der Stolz der Eigner, durch deren Fleiß und Mühe sie mit den üppigsten Fruchtfeldern bekleidet werden, blühen und reifen alljährlich zur Erntepracht, um nur zu oft von der verwüstenden Hand des plötzlich losbrechenden Krieges heimgesucht zu werden, und die verstümmelte Leiche des Ackersmanns am Raine wohl desselben Feldes liegen zu sehen, wo er seinen Segen einzuheimsen kam.

Der begeisterten Schilderung eines Harris fügen wir die nüchterne Angabe hinzu, daß die im Süden Abyssiniens sich erstreckenden, auch in Sennaar sprichwörtlich als ungemein fruchtbar geltenden Gala-Länder angeblich etwa 20 Spielarten Weizen, 16 Spielarten Gerste, daß sie Hafer, mehrere Spielarten Tef u. s. w. hervorbringen sollen.

Die südlichen Gala dagegen sind ausschließlich Viehzüchter

und verschmähen den Ackerbau. Fischer bemerkt, daß sie hier trotz ihrer Verarmung infolge des Einbruchs der Somal sich nicht dazu bequemen können, Landbau zu treiben. Sie leiden lieber Hunger, als daß sie eine Hand zur Arbeit rührten, die sie für freie Männer unwürdig halten, denn Nichtsthun und Freiheit sind für sie zusammenfallende Begriffe. Die in der Nähe von Malindi wohnenden Gala freilich, deren Armut sehr groß ist, bringt der Hunger dazu, sich durch Dienstleistungen bei der Bevölkerung jener Stadt einige Peso (oder Groschen) zu erwerben. So kann man denn in diesem Orte täglich viele freie Gala sehen, welche gleich Sklaven Holz tragen, Säcke schleppen u. s. w., Arbeiten, welche sie gewiß nur in der allerhöchsten Not zu verrichten sich entschließen. Übrigens verdient andererseits die Thatsache Erwähnung, daß in der Nähe von Takaungu 500 Gala ansässig geworden sind und hier von dem Ertrage ihres Ackers, sowie von dem Verkaufe ihres Getreides leben.

Das von den Gala des Nordens wie des Südens gezüchtete Rind gehört zur Zebu-Rasse, dort aber zu dem riesenhörnigen Sanka-Schlage (S. 86). Die künstliche Verbiegung der Hörner wird nicht selten beliebt (Fig. 29).

Die südlichen Gala hausen teils in festen Dörfern, deren Hütten wie die oben beschriebenen gebaut sind, teils in temporären Hirtenlagern, deren einzelne zeltähnliche Wohnplätze, wie diejenigen mancher Somal nur aus Baumästen, Matten und Fellstücken errichtet, eine flache Bienenkorbform darbieten. Diese Leute führen ihr Zebu-Rindvieh (Laong) jeden dritten Tag zur Tränke an Flüsse oder Teiche. Sie halten nur eine kleine Lagerherde (Laoni Minna) um sich. Die Einfriedigung derselben entspricht dem Murach der sudanesischen Stämme. Die Reitochsen werden verschnitten. Letztere werden mittelst eines durch die Nase gezogenen Ringes geleitet. Man packt ihnen bei der Wanderung ein mit Ochsenfellen überzogenes sattelartiges Holzgestell auf und überdeckt dies dachartig mit einem anderen Fell. In diesem Gestell werden die kleinen Kinder festgebunden und

transportiert. Ein Knabe leitet das Tier; die Eltern schlendern nebenher. Wer möchte hier nicht an eine Herde wandernder Kaffern denken, wie Daniell und Baines deren abbilden? Das Schaf der südlichen Gala ist teils das fettsteißige, teils ein dem Mähnenschaf Guineas ähnliches, kurz- und dünnschwänziges, 800 mm langes Tier. Beide Rassen sind kurz und schlicht behaart.

Die nördlichen Gala und auch die Borani sind beritten. Die Galapferde gelten in ganz Sudan als wohlgebaute und auf allen Märkten begehrte Tiere. Sie sind nicht groß, von schmächtigen Formen, haben einen schmalen Kopf, mäßige Ohren, einen geraden, seltener leichtgewölbten Nasenrücken, einen feinen geraden Hals, hohes Widerrist, eine ziemlich hohe Krupe, feine Beine, eine volle Mähne und elegante Schwanztracht. Sie sind meist braun, isabellfarben und grau, aber auch weiß oder schwarz. Selbst Apfelschimmel werden öfters beobachtet. Zum Reiten benutzt der Gala einen kleinen, mit Leder beschlagenen Bocksattel, über den er ein zottiges Vließ von der S. 87 beschriebenen Schafrasse breitet. Der Steigbügel nimmt, wenn überhaupt vorhanden, nur die große Zehe auf. Das Zaumzeug gleicht dem abyssinischen, ist aber selten so aufgeputzt wie dieses. Hufbeschlag ist hier unbekannt. Auch die Galaweiber reiten. Ihnen liegt die Wartung und Pflege der Pferde ob.

Die nördlichen Gala sammeln Honig. Der walzenförmige Bienenstock wird innen mit wohlriechenden Pflanzen gerieben, um irgend einen wilden Schwarm anzulocken, und unter dem Hüttendach aufgehängt. Die hier gezüchtete Biene gehört wohl zu einer über Afrika weit verbreiteten Art (Apis Adansonii).

Alle Gala nähren sich von Milch, Fleisch, Butter und Brot. Im Norden wird Honigwein aus großen Trinkhörnern eingenommen. Die südlichen Stämme ziehen frisches warmes Rinderblut vor, welches sie ihrem Vieh aus der großen Halsblutader entnehmen. Es erinnert dies an eine ähnliche Sitte der Stämme des weißen Nil, welche nicht allein Blut zum augenblicklichen Trinken lassen, sondern selbst Handel damit treiben.

Tabak eignen jene sich sehr gern zu, schnupfen oder kauen ihn aber, statt ihn zu rauchen. Hühner und Fische werden nicht genossen. Den Schlangen wird große Schonung, ja selbst Verehrung zu teil. Die Gala haben diese Art Schlangenkult mit verschiedenen afrikanischen Negervölkern gemein. (Vgl. auch S. 38.)

Die gewöhnlichen Gala halten selten mehr als eine Frau welcher die Arbeit mit Ausnahme der Bodenbestellung, des Viehtränkens und Kuhmelkens obliegt. Will ein junger Mann heiraten, so wirft er seiner Auserkorenen im Norden wie im Süden sein Halsband zu. Wird dies angenommen, so werden alsbald die Verhandlungen über die Zahl der vom Bräutigam an die Brauteltern zu zahlenden Pferde, Rinder und Schafe begonnen. Stirbt der Mann, so ist dessen Bruder verpflichtet, die Witwe zu ehelichen. Unter den südlichen Stämmen ist es nach Brenner Sitte, daß die Frau Vernachlässigungen von Seite ihres Mannes durch zeitliche Ausschließung desselben von der ehelichen Gemeinschaft strafen darf.

Bei einem Todesfall scheren sich die Kinder Haare und Bart ab, schlachten eine Kuh und verzehren dieselbe noch vor stattshabendem Begräbnis. Wie man mir erzählt, wickeln sie den Toten in eine Rinderhaut und scharren ihn in halbsitzender Stellung in die Erde. Die Gräber werden mit Steinen belegt und mit Aloës bepflanzt. Blühen letztere, so gilt dies als ein gutes Zeichen für den Verstorbenen, der dann einen gewissen (nicht näher bestimmten) Grad von Seligkeit erlangt.

Tötungen werden gewöhnlich mit Zahlung von Rindern gesühnt.

Die Abyssinien benachbarten Gala haben manche christliche Ideen in sich aufgenommen, kennen die Namen von Heiligen u. s. w. Theodor II. hat viele Gala gewaltsam taufen lassen. Andere sind seit lange fanatische Mohammedaner. Die heidnischen Gala verehren in Waka ein höchstes Wesen. Zu ihm beten sie in der Stellung der bekannten griechischen Knabenstatue des Berliner Antikenmuseums, wie ich dies mir selbst mehrmals

von den Leuten habe vormachen lassen. Sie beten zu Waka um Regen bei stattfindender Dürre, um gute Ernte, um Sieg über ihre Feinde u. s. w. Die südlichen Orma haben nach Brenner zwischen Waka und Mensch keine Zwischengötter, keine Zauberer, keine Zaubermittel. New aber meint, diese Leute nennten auch den Himmel Waka und konfundierten diesen mit einem unbestimmten höchsten Wesen. Der Missionär spricht ferner von Ekera, einem bösen Geist, über welchen sich die Orma mit vagen Vorstellungen herumtragen sollen. Auch Krapf spricht über die Ideen der nördlichen Stämme von einem höchsten Wesen, das sie mit dem Namen Himmel (Waka, Malunga) bezeichnen. Unter ihm stehen hier nördlich zwei Untergottheiten, nämlich die männliche Oglie und die weibliche Atetie. Dem Oglie opfern sie Kühe und Schafe im Juni und Juli. Der Atetie opfern sie dagegen im September. Letztere Gottheit ist diejenige der Fruchtbarkeit, welcher sich besonders die Frauen anempfehlen. Bei diesen Festlichkeiten bitten die Orma um viele Nachkommen, um langes Leben, gute Ernte und Sieg über die Feinde; übrigens überlassen sie sich dabei ganz dem unbeschränkten Sinnengenuß. Durch die Idee dieser zwei Gottheiten soll wohl — wie Krapf annimmt — die zeugende und fruchtbringende Kraft der Natur ausgedrückt werden, wie bei den alten Ägyptern. Beim Beginn der Regenzeit zeugt die Natur und bringt wieder Frucht am Schluß derselben. Am Sonntag, dem Sanbata gudda oder großen Sabbat, hört die Feldarbeit auf, ebenso am Sonnabend, dem Sanbata tenna oder kleinen Sabbat. Fasten und Kasteiungen werden nicht geübt.

Die nördlichen Gala haben auch ihre Priester, die Lubu, und ihre Zauberer, Ärzte, die Kalidscha. Letztere treiben einen ähnlichen Hokuspokus wie die Hexenmeister der Kaffern, wie die westlichen Ganga und die Regendoktoren der Bari. Das Opfern verrichtet man unter großen Bäumen, namentlich Feigenbäumen (Urostigma), in denen auch je ein höherer Geist wohnen soll, weshalb die Bäume als heilig gelten.

Jeder Gala-Stamm hat seinen Häuptling, dessen Orma-Name von Krapf Heiu, von New Heyu und von Brenner Heiitsch geschrieben wird. Diese Persönlichkeit pflegt der Vielweiberei zu huldigen. Nach New stehen unter dem Heiu ein Unterhäuptling und die Lubu oder Räte. Der Häuptling wird aus fünf bestimmten Familien genommen. Jeder derselben bleibt acht Jahre lang im Dienste. New läßt eine schreckliche Sitte, den Rab, herrschen. Die Familien, welche nicht an der Reihe der Gewalt sind, müssen nämlich ihre Kinder aussetzen, angeblich um sie eine Beute der wilden Tiere werden zu lassen. In Wahrheit aber nehmen sich sehr häufig gute Freunde der armen Wesen an und ziehen dieselben groß. Diese Sitte soll dazu dienen, die nicht an der Macht befindlichen Familien zu schwächen, dagegen die Familien des derweiligen Heiu und seiner Lubu zu begünstigen.

Im Süden werden die älteren Erwachsenen oder Aba Worati den jüngeren oder Keros gegenüber auszeichnend behandelt.

Im Kriege wird ein Anführer, Abatula, erwählt, ein tapferer Kämpe, dem man unbedingt zu gehorchen pflegt. Es braucht dies nicht gerade der Heiu des Stammes zu sein. (So schrieb mir 1862 Krapf.)

Die Gala sind ungemein stolz, herrisch, im Kampfe mutig, dabei aber furchtbar grausam. Sie hassen und verfolgen ihre Feinde mit wilder Energie. Den gefallenen oder auch nur verwundeten Feinden, selbst Weibern und Kindern, schneiden sie mit ihren krummen Messern die Zeugungstheile aus. Die südlichen Stämme trennen gefallenen Somalkriegern die Vorhaut ab, streifen sie über das Handgelenk und lassen sie daselbst antrocknen. Bei gewissen Ceremonieen hacken sie aber die frische Trophäe in kleine Stücke und treten diese unter herben gegen den Feind gerichteten Verwünschungen in den Boden. Außerordentliche Freiheitsliebe ist ein hervorstechender Charakterzug dieser Nation. Man hat Männer, die in die Sklaverei geführt werden sollten, sich lieber zu Tode hungern sehen, ehe sie ihren stolzen Nacken dem Joch beugen gemocht. Gala-Sklavinnen befleißigen sich, so-

bald sie bei ihrem Herrn nur irgend Vertrauen finden und im Hause Oberwasser gewinnen, eines befehlshaberischen Tones. Sie verraten meistens Anwartschaft darauf, als anerkannte Gattinnen auch vollendete Hausdrachen abzugeben.

Brenner hat die Gala entschieden in einem allzu rosigen Lichte geschildert. Wenn ich noch bedenke, welche Abgötterei zu Ende der 1860er Jahre mit dem von jenem Reisenden nach Europa gebrachten Knaben Djilo Ware Feisomakka (S. 147) getrieben wurde, wie man damals allerorts bald den Djilo, bald seine Nation zu lobhudeln unternahm, so muß man das einer leidigen Narretei zu Gute halten, die sich bei uns dem Fremden gegenüber leicht einzunisten pflegt. Fischer schreibt, daß die Sympathie, welche die Berichte Krapfs und Brenners für die Gala zu erwecken gewußt hätten, verloren gehe, wenn man die jetzige Generation jenes Volkes kennen lerne. Vor den Somal hätten sie eine kindische Furcht und sie würden nicht kämpfen, sondern fliehen, wenn die Somal nochmals anrückten. Wie hätten — so fragt Fischer — ihre Feinde es jemals wagen können, ihre Rinder ungestört bis zum Odziflusse zu treiben, um sie den Suahel zum Kaufe anzubieten? vielmehr trieben die Gala selbst ihre Herden von 200—300 Stück Vieh zum Verkauf an die Küste. Jetzt könne man täglich die Somal ihre Herden am linken Odziufer ungestört weiden und abends auf den Weideplätzen ihre Gebete verrichten sehen, während wenige Stunden entfernt ein großes Galalager sich befinde.

Diese durch den Einfall der Somal geschwächten Gala, die niemals einig gewesen sind, niemals ein geschlossenes Ganze gebildet haben, mögen in der That sehr herabgekommen sein. Dasselbe wird sich für die hart im Süden Schoas gelegenen, von dem mächtigen Amhara-Staat alljährlich mit verheerenden Raubkriegen heimgesuchten Distrikte bewähren. Die anderen nördlichen Stämme jedoch, die Wollo, die Wolamo, Tulema u. s. w. sowie die Borani stehen auch jetzt noch immer als

ungeschwächte Kriegervölker da, deren einzelne Glieder ihren alten Ruf als tapfere Kämpen für lange Zeit aufrechterhalten können.

Es bleibt uns nun übrig, einige weniger bekannte ost- und innerafrikanische Stämme aufzuführen, welche als unmittelbare Verwandte, ja als Genossen, zugleich aber auch als Heloten, Unterthanen der Gala betrachtet werden müssen.

An der afrikanischen Ostküste, hauptsächlich am linken Ufer des Sabaki, vom Oberlaufe dieses Flusses etwas im Süden von Ukamba sich bis zum Dana hinziehend, wohnen die Wasanie. Sie werden nach New von den Wasuahel in Mombasa Walangulo, von den Wanika Alangulo und Ariungulo, von den Gala aber Wata genannt. Der Name Wasanie ist unter dem Volk von Malindi, Lamu u. s. w. in Gebrauch. Ihr Land ist hauptsächlich Grassteppe mit verschlungenen Buschdickungen; längs der Küste treten aber auch vom Meere überflutete Sandflächen und ungesunde Mangrovesümpfe zum Vorschein. Nach Fischer treiben die am Dana hausenden Wasanie Ackerbau, was sonst aber nicht ihre Gewohnheit ist. Sie zerfallen in die beiden Zweige der Barreito und Larussi (El Arusi). Erstere wohnen am Oberlaufe des Sabaki und nach dem Dana hin, letztere in der Nähe von Malindi. Sie sind ihrer Gesichtsbildung und Körpergestalt nach Gala, und von diesen so schwer zu unterscheiden, daß selbst die Suahel sich darin zuweilen irren. Ihre Hautfarbe ist ein tiefes Schwarz, doch finden sich auch die kaffeebraune Färbung, endlich Übergänge zwischen dem ersteren und letzteren Kolorit bei ihnen vor. New findet, daß die Wasanie weit mehr den eigentlichen Negern, als den Orma ähneln, obwohl sie nur die Sprache der letzteren reden. Auch die Wasanie sind Unterthanen, gewissermaßen sogar Sklaven der Gala, welche letzteren von ihnen eine Steuer an Arbeitserzeugnissen erheben. Fischer erwähnt, daß dies Volk niemals Gala-Mädchen ehelichen dürfe, wogegen die Gala sich ohne weiteres die hübschesten Wasaniemädchen aneignen können. Diese tragen ihr Haar meist ziemlich kurz. Als Bekleidung schlagen sie Baumwollenzeug um Hüften und Schultern, benutzen aber auch Felle,

namentlich thun dies die Frauen. Gleich den Gala schmücken sie sich gern mit einem spiralig gewundenen Halsbande von feinem Messing- oder Kupferdraht, an welchem vorn noch eine kleine Elfenbeinscheibe befestigt wird, zum Zeichen, daß der Betreffende einen Elefanten getötet habe. Dicke Messingringe werden über den Handgelenken getragen, kleine Ohrringe werden ebenfalls häufig beobachtet. Den Oberarm zieren Ringe aus Elfenbein, häufiger jedoch Ringe aus der Haut des Elefantenfußes und aus der Haut des Büffels. Sobald ein solches Tier getötet ist, wird ein neuer Hautring den schon vorhandenen hinzugefügt. Auch die bei den Gala beliebten Kleinfingerringe von Eisen oder Messing werden von den Wasanie benutzt. Sie führen als Waffe eine Keule, ein sehr spitz zulaufendes Messer mit Holzgriff und Lederscheide, welches sie um die Hüfte nehmen, ferner Bogen und Pfeil. Die Pfeile werden mit dem von den Wanika eingetauschten Gifte bestrichen. Nach New führen jene auch eine Streitaxt. Sie haben wenig oder gar kein Vieh und leben von dem Ertrage der Jagd. Nur selten halten sie sich in ihren Gandas (Ekandas der Kaffern) oder Dörfern auf, meistenteils strolchen sie im Dickicht umher. Sie jagen hauptsächlich Elefanten, Büffel und Hippopotamen. Das Fleisch der erlegten Tiere bildet ihre Hauptnahrung. Sie suchen aber auch wilde Früchte und Honig auf. Mit Hörnern und Elfenbein bezahlen sie ihren Tribut an die Gala, kaufen dafür Zeug, Schmucksachen, Messer u. s. w., von den Wapokomo kaufen sie Tabak ein. Die in der Nähe von Malindi lebenden Wasanie gehen, wie Fischer erzählt, häufig dorthin, um zu betteln oder um für Lohn zu arbeiten.

Fischer scheidet von den Wasanie die Watua (Wadoë?) welche New mit den ersteren konfundiert. Der Singular von Watua ist Mtua. Bei den Suahel heißen diese Leute Wadahalo. New aber betrachtet die Watua nur als einen Zweig der Wasanie, welcher nördlich vom Odzi haust. In den alten und neueren portugiesischen Berichten ist öfters von den Uatuas oder

Butuas die Rede, welche mit dem Landin-Zweige der Zulu- (Matabele-) Kaffern nahe verwandt oder identisch sein sollen. Wie dem auch sei, die obenerwähnten Watuas gehören höchst wahrscheinlich zu jenem weitverbreiteten Jägerstamme, der unter dem Namen Woito oder Waito am Tzana-See (S. 43), unter dem Namen Wato in Schoa bekannt ist. Sie gelten hier allgemein als Zauberer. Harris erzählt, daß die Gattin Wosen Seggeds und Mutter Sahela Selasies viele Jahre lang unfruchtbar gewesen sei. Da habe sie den Segen der wandernden Wato angerufen, und da ihr Ehebett bald darauf mit der Geburt jenes Prinzen gekrönt worden, so wurde dies glückliche Ereignis der helfenden Einwirkung der Zauberkunst beigemessen; darum wird bis auf den heutigen Tag jener „Wahrsagerstamm" im friedlichen Wohnbesitz seiner Berge an den Ufern des bewaldeten Hanasch gelassen.

Krapf bemerkt, daß die Wadoë (Watuta), im Süden des Wasegua-Landes wohnend, früher alles Gebiet, das südlich vom Panganiflusse und bis zu den Ngubergen im Westen liegt, beherrscht haben sollen. Damals haben, wie man angiebt, die Wakamba in Schikiani bei Sadan, der Insel Zanzibar gegenüber, gewohnt und beständige Kriege mit den Wadoë geführt. „Als aber die Wadoë die gefangenen und selbst die toten Wakamba in den Wald schleppten, daselbst kochten und verzehrten, so faßten die letzteren einen solchen Abscheu gegen die Wadoë, daß sie aus ihrem Lande auswanderten und sich eine neue Heimat suchten in Gegenden, die von den Gala verlassen worden waren, welche auch jetzt noch im Innern die Nachbarn der Wakamba sind."

Diese Tradition stimmt nun mit der Nachricht, welche Krapf in Ukamba erhielt, daß nämlich die Wakamba von Südosten gekommen seien. Der Gewährsmann des Missionärs bemerkte, daß die Wadoë noch heute aus den Schädeln von Menschen trinken, welche sie dann und wann verzehren sollen. Da nun die Wadoë in der Blüte ihrer Macht sich große Greuel gegen die Moham-

medaner an der Küste erlaubten, so verbanden sich alle Moslimen und schlugen die Menschenfresser in einer entscheidenden Schlacht so vollkommen, daß sie seither nicht mehr zur Kraft gelangen konnten. Allerdings machen diese Leute den Eindruck von Völkertrümmern, welche nach schweren politischen Katastrophen übrig geblieben sind. Ähnliche Auflösungsprozesse ganzer Staaten und Stämme haben sich in Afrika seit Menschengedenken wiederholt. Besagt übrigens die Geschichte Assyriens, des Volkes Israel, des Hunnenreiches u. s. w. etwas anderes?

Ein angeblicher Galazweig der Ostküste sind auch die Waboni oder Wabuni. Sie erstrecken sich nach Fischer vom Wapokomolande, in welchem selbst viele von ihnen leben, in östlicher und südöstlicher Richtung; den ersten Grad südlicher Breite überschreiten sie nicht. In der Nähe von Wito sind Waboni anzutreffen und zwei Tagereisen nördlich von dieser Stadt befindet sich ein Hauptsitz derselben, nämlich Balawa. Sie sind unserem Gewährsmanne zufolge sehr ärmliche Leute, in deren Gesichtszügen und Haltung sich Unterwürfigkeit ausgeprägt zeigt.

Die Waboni sind nach Brenner heller als die Gala und Somal. Sie besitzen Wollhaar. New glaubt, daß die von den Gala Juwans genannten und von ihnen als Zauberer gefürchteten Leute allem Anschein nach einer besonderen Rasse angehören, sich übrigens mehr den Wapokomo und den Wasuahel als den Orma nähern. Bei Decken gelten die Waboni gewissermaßen als Sklaven der letzteren. Fischer läßt sie ihre eigene Sprache sprechen, deren Klang und Betonung aber sofort an die Gala-Sprache erinnern. Letztere wird von den Waboni ebenfalls verstanden. Dies Volk nennt sich selbst Uéra, die Gala dagegen Kajeúwa.

Nach den Angaben des zuletzt genannten Reisenden sind die Waboni lange, schlanke Gestalten vom Wasanie-Typus. Ihre Hautfarbe variiert von Rötlichbraun bis Tiefschwarz. Ihr Haar wird nach Belieben bald in kleine Flechten gedreht, bald bleibt es auf beiden Seiten kraus, bald nur auf einer Seite, und wird

dann auf der anderen Seite geschoren oder in kleine Löckchen gelegt. Als Tracht dienen Baumwollentücher und zusammengenähte Felle. Die Frauen tragen einen von den Schultern bis zu den Knieen hinabreichenden Fellschurz. Sie schmücken sich mit Armbändern und Ringen, die Weiber auch mit Perlen. Ihre Messer kaufen sie von den Gala; Bogen, Pfeile und Pfeilgift aber bereiten sie selbst. Sie sind höchst geschickte Jäger und Fallensteller. K. v. d. Decken durchmusterte ein von seinen Bewohnern verlassenes Waboni-Lager am linken Djuba-Ufer. Die Hütten desselben waren (ähnlich denen der Mensa, Bogos, Danakil, Obongo, Buschmänner und Hottentotten) halbkuglig, bestanden aus Zweigen und waren nur in ihrem oberen Teile mit Gras und dürren Blättern gedeckt. An Hausgerät fanden sich thönerne Kochgeschirre und hölzerne Töpfe, letztere vermutlich zum Aufbewahren von Getreide bestimmt, ferner einige Häute, kleine, aus Leder oder Stroh geflochtene Taschen, Fischkörbe, getrocknete Fleischstreifen, auch wohl ein Messer oder eine Tabaksdose. In einer Hütte lag ein Zebraschädel; eine Menge abgenagter Fischköpfe und leerer Schneckengehäuse ließ vermuten, welcher Art ihre Nahrungsmittel sind. Sonderbarerweise hauste in einer ihrer Hütten auch ein zahmes Ichneumon, welches den Kindern wahrscheinlich zum Spielen (oder zum Einfangen von Ratten und dgl.) gedient haben mochte. In einem anderen Waboni-Lager sah man einige fünfzehn Büffelhörner, auf hübsche Weise geordnet, an der Erde liegen. In dem nördlichsten der Waboni-Dörfer waren die Hütten anders eingerichtet und weit dauerhafter gebaut. Das eigentliche Wohngebäude stand zwei bis drei Fuß hoch auf eingerammten Pfählen; zwischen letzteren sah man bisweilen Asche und Kohlen, die Überreste eines Feuers, welches die Leute angezündet haben mochten, um sich gegen die feuchte Ausdünstung der Erde oder gegen die Stechfliegen zu schützen.

Die Waboni haben keine eigentlichen Häuptlinge, ordnen sich jedoch auf ihren Wanderungszügen einem Ältesten unter. Am Wabuschi stehen sie gewissermaßen unter dem Schutze der

Gala. Sie kommen, wollen sie ihr Elfenbein und ihren von wilden Bienen gesammelten Honig gegen Kautabak, Lanzenspitzen und Baumwollenzeug austauschen, still aus ihren Wäldern hervor und warten vor den Niederlassungen, bis man sie auffordert, herbeizutreten. Ebenso still, wie sie erschienen, verschwinden sie wieder.

Sie begraben ihre Toten an derselben Stelle im Lager, an welcher die Schlafstelle des Verstorbenen gelegen war. Die Hütte wird eingerissen, der Leichnam auf die Erde gebettet und über ihm wird ein vier Fuß hoher Hügel aufgeworfen. Dieser wird mit einem Zaun von entrindeten weißen Ästen umzogen, dessen zugespitzte Enden man mit roter Erdfarbe bemalt. Nach Fischer leben sie in Monogamie. Den Gala gelten die Waboni nach News Erzählung als schreckliche Zauberer, die sich selbst beliebig in Schlangen, Krokodile, Nilpferde, Elefanten und Haustiere zu dem schändlichen Endzweck verwandeln, um ihren Nachbarn desto bequemer Kinder oder Vieh stehlen zu können.

Die Waboni sind nicht offensiv. Seit einer Reihe von Jahren hat sich ein Teil dieser ostafrikanischen Zigeuner in einem neuerstandenen Reiche niedergelassen, welches Fischer Wito nennt, welcher Name aber von New und Brenner Witu (Uitu) geschrieben wird. Brenner brachte uns die erste nähere Kunde davon.

In einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des ostafrikanischen Küstengebiets, welche von den Flüssen Odzi und Mogogoni durchströmt wird, ist (nach Brenner) seit 24 Jahren unter der energischen organisatorischen Leitung des von den Arabern geächteten früheren Patta-Fürsten Sultan Mahmud Fumo Lotti, genannt Simba (der Löwe), das Reich Witu entstanden. Dieser Simba, wie er jetzt schlechthin genannt wird, hat eine aus allen Weltgegenden zusammengelaufene Bevölkerung, namentlich aber zahlreiche entwichene Sklaven von allen möglichen Stämmen um sich versammelt. Die Zahl der in Witu fest eingesessenen Einwanderer beträgt etwa 45 000 Seelen. Hierzu sind aber die

das Hinterland besitzenden Gala und die seit 1866 zu ihnen eingewanderten Wadoë noch nicht gerechnet. Den intelligentesten und tonangebenden Teil des Volkes von Witu bilden die Bewohner der Inseln Patta und Siu, welche ihrem Sultan nach dem Festlande gefolgt sind. Ihre Anzahl beträgt 18 000. Im Jahre 1867 hatte man hier bereits 10 000 Sklaven angesiedelt. Die anfänglich mangelnden Frauen wurden aus den Stämmen (eingewanderter) Wapokomo und Waboni genommen. Brenner bemerkt, daß es ein lebensvolles Zeichen von hoher Bedeutung für Afrika sei, daß in Witu, an der Grenze der durch Sklaverei entvölkerten Gegenden ein Freistaat ohne die philanthropischen Bemühungen der Europäer und ohne Mitwirkung ihrer Kriegsschiffe entstehen konnte, der alle Merkmale eines frischen kräftigen Lebens zeige. Sämtliche früheren Sklaven, sobald sie nur das Land betreten, werden nach Brenner vollkommen frei.

Fischer, mir als ein durchaus wissenschaftlicher und sehr nüchterner Beobachter bekannt, schildert nun Witos Verhältnisse durchaus im Gegensatze zu den überschwenglichen Angaben Brenners, deren Widersprüche sich jener Reisende nicht recht zu erklären vermag. Noch zur Zeit, so schreibt Fischer, als die Herrscher von Patta die Insel Wito innehatten, setzten sie sich in richtiger Erkenntnis des für ihren Handel wichtigen Punktes an dem Odzi fest und gründeten Kau. Als sodann später, um das Jahr 1840, nach resultatlosen Kämpfen des Scheth Mohammadi von Patta mit dem Sultan Sejjid Said Said von Zanzibar, sein wenig kriegerisch gesinnter Sohn, jener jetzige Sultan Simba von Wito, freiwillig Patta verließ, setzte dieser sich nicht gleich in dem jetzigen Wito fest, wie fälschiich angegeben wird, sondern er siedelte mit seinen Anhängern nach Kau (am Odzi) über, von den Gala, mit denen er hier schon lange im Handelsverkehr gestanden, freundschaftlich aufgenommen. Hier lebte Simba mit seinen Anhängern und Sklaven unangefochten 12 Jahre, bis zum Jahr 1860. Dann versuchte Simba sich zu Kipini an der Odzi-Mündung festzusetzen, wurde aber von den

Arabern zurückgetrieben. Diese griffen in der Folge Kau an und veranlaßten den mit den Gala verbündeten Simba selbst, diesen Ort zu räumen und sich auf Wito zurückzuziehen. Hier treibt der von Brenner als so hochherzig geschilderte Simba zufolge den mir gewordenen Nachrichten Sklavenhandel in der geriebensten Art und Weise, sowie im großartigen Stil!

Verwandte der eigentlichen Gala, ja mit ihnen sogar wohl identisch sind ferner die Wahuma. Sie leben als nomadisirende Hirten in den Uferländern des Ukerewa-Nyanza, genießen hauptsächlich Fleisch und Milch, leben abgesondert von den übrigen Eingeborenen am Saume der Walddickichte und vermischen sich nach Felkin nur selten mit den sie umgebenden Stämmen. Kaum je verstehen sie sich zum Landbau. Ihre Mädchen werden übrigens von den Waganda-Häuptlingen als Gattinnen und Konkubinen außerordentlich gesucht. Man findet Wahuma vom Äquator an bis zum siebenten Grad s. Br. In Karague gehört die Dynastie des durch Speke, Grant und Stanley bekannter gewordenen Landesherrschers Rumanika zu jenem Volke. Die um den Ukerewa-See her zerstreut lebenden Watusi sind nach Speke und Felkin ebenfalls Wahuma. Letzterer Reisender bemerkt, daß die Eingeborenen im Süden von Uddu und Karague, die Wanyambo, welche man übrigens auch in Uganda antrifft, ein Volk von Rinderhirten, wahrscheinlich Wahuma-Blut in ihren Adern führen. Sie sollen übrigens diesen und den Waganda in physischer Beziehung nachstehen. Watusi und Wanyambo scheinen hier in den Seelandschaften eine ähnliche Rolle zu spielen, wie weiter östlich die Waboni und Wasanie.

Die Waganda und Wanyoro dagegen scheinen sich in Habitus und Sprache sehr den Abantu oder Kaffervölkern zu nähern. Einen Übergang von den Orma zu den Abantu scheinen ferner die wohlgebauten, als Rinderzüchter nomadisierenden Wahehe zu bilden. Diese hausten nach Thomson ursprünglich zwischen Ugogo und dem Ruahua, brachen vor zehn oder zwölf Jahren hervor und eroberten unter ihren Häuptlingen

die Landschaften Urori, Usango und Ubena, wurden aber nach mancherlei Wechselfällen des Krieges namentlich durch Merere wieder aus Urori zurückgetrieben. Kapt. Elton, dessen Güte wir (zu seinen Lebzeiten) einen Teil der in diesem Werkchen verwendeten Originalphotographieen verdankten, ist Zeuge jener kriegerischen Verwicklungen gewesen.

Als S. W. Baker sich zu Tarrangole, der Hauptstadt des Latukazweiges der Bari, aufhielt, hörte er daselbst von häufigen Einfällen der Gala in das Latuka-Land reden. Diese Gala sind die am Tschol, einem Hauptzufluß des Sobatflusses, hausenden Akkara. Sie sollen stets auf Maultieren reiten. Baker ist sogar geneigt, die Latuka für Abkömmlinge der Gala zu halten. Ich selbst erkenne vorläufig in solchen Anschauungen nur die Überzeugung, welche unsere intelligenteren Afrika-Reisenden von der nationalen Zusammengehörigkeit aller der inner- und ostafrikanischen Stämme gewonnen haben.

Endlich will ich noch kurzhin bemerken, daß die Bewohner von Enarea oder Enarya, Inarya, ferner von Kafa und Gurague, die sogenannten Sidama oder Södama, zu den Orma gerechnet werden müssen. Sie sind von ziemlich heller, etwas ins Rötliche spielender Bronzefarbe, haben einen länglichen Kopf, eine niedrige, oben nur wenig zurückweichende Stirn, eine nicht lange, feine Nase mit stumpfer Spitze und breiten Flügeln, ein rundliches Gesicht mit etwas breiter Jochbildung, eine tiefe, zwischen Nasenflügel und Mundwinkel sich erstreckende Furche, einen großen dicklippigen Mund, gekräuseltes Haar und mittelgroße, schlank und gut gebildete Gestalten. (Fig. 31.) Die Augen sind groß, lebhaft, denen mancher Gala ähnlich. Diejenigen Södama, welche ich persönlich gesehen, zeigten eine gedrückte Haltung und einen eigentümlich schwermütigen Gesichtsausdruck. Sie sind teils Christen, teils Heiden. Manche verehren Flüsse, so den Abay (oberen blauen Nil). Ein Teil der Södama spricht das Gonga. Dies herrscht auch noch in Damot und in Enarea. Es soll mit dem Agaunia, der Agausprache, verwandt sein.

Kafa und Enarea haben neuerlich dem Negus Negest Johanös ihre Unterwerfung angeboten. Vielleicht gelingt es dem zur Zeit in Habesch weilenden, mit so schönen Forschereigenschaften ausgerüsteten Dr. Stecker, nach Kafa einzudringen und den über diese Länder bis jetzt noch ausgebreiteten Schleier zu lüften.

Fig. 31.



Frau aus Guragne.

Die nur so gut wie dem Namen nach bekannten Länder Sendjero oder Gingiro, Kambat und Susa scheinen gleichfalls von Södama bewohnt zu sein. Die Södama-Mädchen haben in den Harems der Amhara, Türken, Araber und — einiger Europäer fast noch höheren Wert als die Gala. Die Araber

rühmen namentlich die Zimmetfarbe (?) dieser anmutigen und anstelligen Wesen.

Man ersieht aus obiger Darstellung ungefähr, eine wie weite Verbreitung die interessante, in vielfache Stämme gegliederte Nation der Orma oder Gala besitzt.

III. Die Somal und Afer.

Die Somal, im Singular Somali, bewohnen die ostafrikanischen Küstenländer zwischen dem 12° n. Br. und dem Äquator. Ihr Gebiet mag nach ungefährer Schätzung etwa 11000 Quadratmeilen umfassen. Dasselbe besteht zum Teil aus häßlichen und wüsten Strichen, in welchen, wie Révoil sich figürlich ausdrückt, das einzige bebaute Feld der Totenacker ist. Indessen sieht es hier doch nicht überall so melancholisch aus. Denn es giebt auch fruchtbarere, anmutigere Striche, obwohl selbst diese nicht jene Fülle Abyssiniens, Fasoglos und der centralen Länder darbieten. In diesen Gegenden lassen sich ähnliche klimatische Verhältnisse erkennen wie in dem oben erwähnten Tehama und wie in der abyssinischen Woina-Dega. Révoil hat diese Gegenden mit gesundem Blick geprüft und verdanken wir dem gewandten Reisenden eine vortreffliche Übersicht über die hiesigen Naturzustände. Das Küstenland bildet einen sandigen Streifen, welcher nur hier und da von steilen Hervorragungen unterbrochen wird. Hier herrscht eine durch Seepflanzen, Akazien und andere Dornbäume gebildete Pflanzenwelt. Das früher weiter landeinwärts vorgedrungene Meer hat seine Spuren in Gestalt von zahlreichen Muschelschalen-Bänken zurückgelassen. An einigen Stellen der Küste brechen schwache Bäche hervor, deren Wasser meilenweit nach dem Innern zu brackig erscheint. Es giebt hier auch Wildbäche, die nur in der nassen Jahreszeit Wasser führen, sonst aber trocken daliegen. Sie haben einen langen Lauf und

beträchtlichen Fall. Stark geschwollen, reißen sie mächtige Baumstämme und Felsblöcke von ihren Böschungen mit sich. Sind sie trocken, so findet man in ihren Betten schon auf wenige Fuß Tiefe Wasser. Solche gegrabene Lachen dienen den umherschweifenden Nomaden zu Tränkplätzen. In den Städten der Küstenregion findet man Brunnen mit trinkbarem Wasser.

Die hiesigen Gebirge bestehen meist aus Kalkstein. Dieser bildet regelmäßige Schichten, wie sie an den Kalkbergen des ägyptischen Nilthales auftreten und namentlich an den Abfällen der Thebaide einen so wunderbaren Eindruck hervorrufen. Man findet namentlich in den Warsangelibergen bis zu beträchtlichen Höhen Erhebungen, die von fossilienreichen Thon- und Kreidelagern gebildet werden, über denen aber wieder dünne Gipsschichten ruhen. Die Schlünde von Togueni, der Eingang zum Kori-Paß, der Fuß des Karoma, die Umgebungen von Alleya, die Gegend von Urlebe zeigen Spuren vulkanischer Ausbrüche. Das Thal von Medlo gleicht einem ungeheuren, mehrere Quadratmeilen großen Krater. In der Mitte desselben herrschen Limonit, weißlicher, grauer und rosenfarbener Granit sowie Basalte vor. An Schluchten und Wildbächen sieht man schwärzliche und eisenschüssige Absenkungen dicht neben Sandstein und Lehm, welche letzteren Gebilde von den Wässern losgewaschen worden sind. Mitten in dem vulkanischen Gebiet von Ras-el-Homar entspringt die 37 ° C warme Quelle von Bio Kololla. In der Gegend von Urlebe, am Fuße der Almedoberge, existieren Bänder von Schwerspat und von silberhaltigem Bleierz. In der Umgebung von Alleya wollen die Eingeborenen Zinnober und Quecksilber aufgefunden haben, indessen herrscht hierüber noch keine Sicherheit. In der Ebene von Barham, bei den Warsangel, ist der Boden mit von Lehm überlagertem Gips bedeckt, welche Bildungen ziemlich hohe Kuppen erzeugen. Révoil fand im Bett des Gebi neben den Gipslagern beträchtliche Talkadern.

In den weiten Steppen der Medjertin sieht man die Kieselsteine mit schwärzlichen Sandschichten bedeckt, und hier erschaut

man ganz im Gegensatz zu der übrigen Bodenbeschaffenheit verschieden große Eisensteinknollen.

Die Mitteltemperatur ist hier eine nicht allzu hohe. Heuglin bemerkt, daß selbst im April bis September die Seewinde einige Milderung gewähren. Diesem Reisenden zufolge fällt im Golf von Aden und weiter südlich die Regenzeit in unseren Winter (Oktober bis März), während diese Periode zwischen Massaua und der Asab-Bai sowie in den Nilländern in den Sommer-Monaten herrscht. Heuglin beobachtete zu Ende September und zu Anfang Oktober häufig — oft mehr als einmal am Tage — Gewitterregen in den Gebirgen. Diese erreichten die See aber nur in seltenen Fällen, doch begann auch die Regen-Saison sich hier eben erst zu etablieren. Mit Sonnenaufgang betrug die Temperatur selten mehr als 26° und stieg (im Oktober) nie über 30°. Über Nacht fiel immer sehr starker Thau, vorzüglich bei Landbrise.

Auch Révoil hatte in der Zeit zwischen dem September 1880 und dem Juli 1881 nicht zu sehr von Hitze zu leiden. Zuweilen erreichte sein Thermometer in der Meeresnähe einen Stand von 34°. In den hohen Warsangelibergen, in 1650 m Höhe, fiel das Thermometer auf 11°, auf der Hochebene von Karkar, mehr im Innern, erreichte es zuweilen 45, 49 und 55° in der Sonne, 29,5° im Zeltschatten (bei Luftzug).

Unter den Wildbächen verdient der Darror hauptsächliche Aufmerksamkeit. Er steigt von den Hadaftemobergen in nordöstlicher Richtung herab. Jeder Regen füllt sein sonst trocken liegendes Bett mit Wassermengen.

Die Medjertin-Berge sind mit Gummi liefernden Akazien und mit Weihrauchbäumen bedeckt. Diese Gewächse werden im Warsangeli-Gebiet seltener, machen hier großen Waldungen Platz, in denen Schlingpflanzen und riesige Euphorbien sich zeigen. Man findet im Küstenlande und im Innern einzelne Palmen, deren Datteln nie zur Reife gelangen, ferner einige seltene Kautschuk-(Feigen-)bäume, Baumeuphorbien und Aloës. Der Weih-

rauch, dessen Mutterpflanze, die Boswellia Carterii, von Hildebrandt im Serrut-Gebirge entdeckt wurde, bildet bekanntlich seit uralten Zeiten einen ebenso gesuchten Handelsartikel, wie der an der Somali-Küste ebenfalls gewonnene Myrrhen. Letzterer stammt von Balsamodendron Ehrenbergianum her. Die bis zum Nyassa-See tief nach Centralafrika hinein verbreiteten Drachenbäume finden ihren stattlichsten Vertreter im Ombet (Dracaena ombet), welcher fast an der ganzen Küste von Suakim an südwärts vorkommt und an den Enden seiner vielfach geteilten Äste dichte Büschel langer, schmaler Blätter trägt. Von gewissen Drachenbäumen wird auch ein nutzbares Produkt, das Drachenblut, gewonnen. Die Somal nennen nach Hildebrandt den letztere Substanz hervorbringenden Baum (Dracaena schizantha) Moli. Auch er gewährt mit seinen Büscheln dolchklingenähnlicher Blätter einen phantastischen Schmuck der Kalksteingebirge. Sein rötliches Harz, Hanja Moli, wird seines angenehm säuerlichen Geschmacks wegen gelegentlich von den Somal gegessen. Aus den Blattfasern werden Stricke gedreht, während die ausgehöhlten Stamm- und Aststücke als Gefäße dienen. Hier ist auch der höchst sonderbare, in Sennaar Tertus genannte Schmarotzer (Hydnora abyssinica) nicht selten, dessen roter Wurzelstock in Ost-Sudan als Mittel gegen Ruhr und als Gerbstoff dient. Hildebrandt sammelte auf dem 2000 m hohen, im Gebiet der Warsangel gelegenen Ahlgebirge eine nicht unbeträchtliche Menge neuer Pflanzen, Indig, Buxbaum, Nachtschatten, Heliotrop, Inula u. s. w. Nicht unbeträchtlich ist ferner die von Révoil heimgebrachte botanische Ausbeute gewesen. Hiernach ist die zierliche Vertreterin unserer Nadelhölzer in den Nilländern, die Tamariske (Tamarix nilotica), an der Somali-Küste in Gemeinschaft von zum Teil hochbuschigen Kappernsträuchen, mancherlei Eibisch-, Pulicaria-Arten u. s. w. nicht selten. Die Dompalme kommt im Somal-Land hier und da in mäßigen Beständen vor. Bananen scheinen nur in der Nähe der großen Küstenorte gepflanzt zu werden.

Von Säugetieren existieren hier fast dieselben Formen, welche wir auch für das Gala-Gebiet als charakteristische kennen gelernt haben. Affen, namentlich große Paviane, erlangen in den vielen

Fig. 32.



Colobus palliatus.

Felsklüften gute Verstecke. In den Baumdickichten leben wunderlich beschopfte Meerkatzen (Cercocebus galeritus), sowie die zum Teil schon früher erwähnten Stummelaffen (Colobus). Die

allerschönste Form dieser letzteren ist der unlängst von Peters neubeschriebene Colobus palliatus (Fig. 32).

Unter den hiesigen Raubtieren sind der Leopard, Gepard, der gemalte Hund und der Schakal nicht selten. Die Schakale, von den Somal Dowao genannt (Canis variegatus), erreichen hier die Größe der Hühnerhunde, und zeichnet sich ihr Fell den von mir beobachteten Exemplaren zufolge bald durch dunkelrotbraunen Rückenstreif auf fahlmeliertem Grunde, bald durch zwei diesen begrenzende weiße, schwarz bordierte Seitenstreifen (Canis lateralis?) aus. Die große, zottige, dunkelgefärbte Strandhyäne (Hyaena brunnea) durchstöbert das ganze Küstengebiet namentlich zur Ebbezeit nach ausgeworfenen Fischen, Mollusken, Stachelhäutern u. s. w. Auch Zibetkatzen (Viverra civetta) existieren hier. Man hält sie in manchen Landesteilen zahm und entnimmt ihren Drüsen das scharfriechende Zibet.

Der S. 28 erwähnte, Speke zu Ehren benannte Nager, Barabdubl der Somal (Pectinator Spekei) findet hier so recht seine Heimat, ebenso zwei von Heuglin beschriebene Hasen (Lepus somalensis, L. berberanus) mit langen schmalen Ohren. Von besonderem Interesse sind ferner jene merkwürdigen, Rohrrüßler (Macroscelides) genannten, über ganz Afrika verbreiteten Insektenfresser, mit mausähnlichem Körper, langen hinteren Springbeinen und einer rüsselartig verlängerten Nase. Sie sitzen bei Tage auf Felsblöcken, richten sich nach Manier der Eichhörnchen empor, putzen sich gern und verlassen diese Stellungen nur, um mit gewandten Sprüngen irgend ein Insekt zu erhaschen. Es sind jetzt aus dieser Gegend zwei neue Formen der possierlichen Geschöpfe (M. rufescens und M. Revoilii) beschrieben worden. Unter den Antilopen, welche in zahlreichen Trupps auf den Küstenebenen weiden, sind besonders das stattliche, bereits S. 29 erwähnte Beja, die hier ebenfalls Sala oder Sela genannte langhörnige Antilope Grantii, ferner eine Gazelle mit aschgrauen Ohren, Deira genannt, und das niedliche Zwergböckchen Saggaro (Antilope Saltiana) bemerkenswert. Der Alrut oder Klippspringer

(Ant. oreotragus) bewohnt paarweise die Gebirge und verhält sich in der Tracht nach Blyth nicht unähnlich dem Moschustier.

Unter den Vögeln der Somal-Küste findet sich manche interessante Erscheinung. Man beobachtet sehr schön gefärbte Honigsauger und den bunten, von Révoil entdeckten Bienenfresser (Melittophagus Revoilii), schöne Glanzvögel und eine Fülle jener Stelz- und Schwimmvögel, welche auch die abyssinischen Küsten besuchen. Zwischen Seila und Härär entdeckte Heuglin eine Trappe (Otis Heuglinii) in kleinen Trupps.

Reptilien finden sich namentlich an steinigen und buschigen Orten vertreten. An Stämmen huschen hurtig langschwänzige Eidechsen (Agama Rueppellii etc.) umher, die ihren Kopf abwechselnd hin- und herwenden und beim Zugreifen sich von graugelb in rot, blau oder grün verfärben. Eine größere mit kurzem, an der Basis breitem, am Ende dünnem Dornschwanz versehene Eidechse (Uromastix batilliferus) schlüpft bei der Verfolgung in enge Felsspalten, klemmt sich hier fest und richtet nun den spitzdornigen Schwanz gegen ihren Verfolger. Sehr beträchtlich ist in diesem steinigen Lande die Zahl der Geckonen. Giftige Schlangen scheinen nicht sehr häufig zu sein. Am meisten begegnet man noch der kielschuppigen Viper (Echis carenata). Unter den Landmollusken und Käfern haben v. d. Decken und Révoil recht interessante Formen aufgefunden.

Die Somaliküste ist bereits den Alten bekannt gewesen. In der Glanzepoche der XVIII. Pharaonendynastie hatte nämlich die Königin Ha-tsche-pu, Witwe Taudmes II., eine merkantil-wissenschaftliche Flottenexpedition nach dem Lande Punt, d. i. der damalige Name für die Somaliküste, ausgerüstet. Diese Expedition und ihre Resultate sind in einer Reihe interessanter Reliefdarstellungen im Tempel von Deir-el-Bachri zu Theben aufgeführt und durch Dümichen, später auch durch Mariette, direkt nach den Denkmälern veröffentlicht worden. Die Ägypter bringen von dieser Expedition mancherlei Tiere, namentlich zwei Arten Paviane, nämlich den Hamadryas und den Babuin, ferner lebende Weih-

rauchbäume, letztere sorgfältig mit den Wurzelballen in Körbe verpackt, nach Haus. Die alternde Fürstin von Punt, eine unförmlich dicke, von Fettgeschwülsten strotzende Person, huldigte damals den Eindringlingen aus dem Nillande. Auch dem großen Bruder der Ha-tsche-pu, Taudmes III., huldigte Punt. Es ist nicht bekannt, wie lange dies Land noch später den Pharaonen zinspflichtig gewesen sei. Guilain bemerkt mit Recht, daß allen alten Dokumenten zufolge diese Küste schon sehr frühe den Schauplatz eines ausgedehnten Handelsverkehrs abgegeben haben müsse. Derselbe Forscher schreibt dabei den alten Arabern eine Hauptbeteiligung, den Ägyptern und Phöniziern oder Hebräern eine untergeordnete Bedeutung zu. Es hat sich aber nach obigem herausgestellt, daß die Ägypter noch 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung hier die erste Rolle gespielt haben. Die damals wohl noch wenig civilisierten Araber konnten sich erst später herausmachen. Den Phöniziern wie den Israeliten waren durch die ägyptische Obmacht die Hände gebunden. Nachher übernahmen Griechen und Römer die Erbschaft der Pharaonen. Aber auch die Perser sind diesen Gegenden nicht fremd geblieben. Es sind längs der Küste noch viele Erinnerungen an diese fernen Zeiten zu registrieren.

Übrigens läßt die Somaliküste auch mancherlei wirkliche Altertümer erkennen. Guilain fand bei Warschekh die Ruinen einer Ortschaft, welche er für das Serapion des Periplus hält. Henglin besuchte eine kleine alte Somali-Niederlassung zu Seara etwa 20 Meilen von Berbera entfernt. Hier zeigten sich Trümmer von Befestigungen, Substruktionen, Gräbern, Brunnengruben mit Einfassung u. s. w. Hildebrandt sammelte daselbst Reste von Glasflaschen ähnlich den abyssinischen Berylles, ferner unglasierte und glasierte Topfscherben, Fragmente von Armringen aus Glas, einfarbig oder bunt emailliert, Perlreste, einen bronzenen Reifen und formlose, wohl in einer Feuersbrunst zusammengeschmolzene Bronzereste, endlich Reste persischer, blau gemusterter Porzellanfließen u. s. w. Vielleicht ist auch an diesem Ort die Trümmerstätte eines

alten Handelsemporiums zu suchen. Révoil deckte neuerdings Ruinen zu Olok, Chor Abdaham u. s. w., viele Hügelgräber auf. Diese letzteren sind meist rund, haben in der Mitte einen runden Steinhaufen und darumher einen Steinkreis. Solche Grabstätten finden sich übrigens noch weiter nördlich bis zu den Bogos und Mensa hin. Diese letzteren Stämme schieben derartige Grabstätten den fabelhaften Rom, den riesenhaften Urbewohnern ihres Landes, zu.

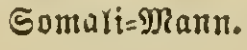
Révoil sah zu Bergel solche Stätten in Form abgestumpfter Pyramiden und andere von anderen Formen. Die Grundfläche einer solchen Pyramide hatte 60 Quadratmeter Inhalt. Man bemerkte um dieselben her Anhäufungen von Konchylien, Fischknochen, Skelette von Riesenschildkröten, Feuersteingerät, Molluskenschalen mit Löchern zum Aufhängen derselben, Topfscherben, Bronze, Eisen, Bombensplitter, also Reste aus verschiedenen Zeitaltern. Zu Hais im Gebiete der Habr-tel-Jalo entdeckte Révoil Glasfragmente, Emailstückchen, Reste von farbigen emaillierten Reifen, blau oder grün glasierte Topfscherben, Reste einer Alabastervase, solche aus Stein, Perlen von Karneol, Amethyst, Glas und Knochen ꝛc. ꝛc. Wenn man bedenkt, daß die heutigen Somalimärkte kaum mehr als etwas Harz, Wachs, Honig, Butter, Elfenbein, Häute, Hörner, Straußfedern, Zibet und noch einige andere Droguen darbieten, so muß man billig über die hier schon so frühzeitig stattgehabten kommerziellen Bewegungen erstaunen. Freilich mag selbst damals schon der Sklavenhandel seine Anziehungskraft ausgeübt haben.

Die Somal sind unzweifelhaft Verwandte der Bedja, der Abyssinier und Gala. Als fanatische Mohammedaner rühmen sie sich gern und mit Ostentation ihrer Herkunft aus Arabien, dem gelobten Lande des Islam. Ihre Vorväter sollen daher auch angeblich an der Seite des Propheten gefochten haben. Brenner traf im Jahre 1866 den alten schriftgelehrten Somali-Schelh Abdio Ennur, welcher die beliebte Abstammungsgeschichte

seiner Nation wiederholte. Seine Altvordern sollen in Mekka mit den Beni-Kuraisch, dem durchlauchtigen Stamme der Gläubigen, in schweren Streit geraten sein. Da habe der Prophet ihnen befohlen, unter Führung eines Verwandten Abu-Bekrs, zu fliehen. Sie hätten diesen Befehl ausgeführt und seien später an der Somaliküste zwischen Härär und Ras Asser gelandet. Eine ihrer Abteilungen habe daselbst Wohnsitze gegründet und Handel mit Habesch, sowie mit der Küste von Hadramaut getrieben.

Fig. 33.





Somali-Mann.

Fig. 34.



Somali-Frau.

Diese hätten *arabische* Frauen geheiratet und wären die Stammväter der echten Somal geworden. Das Land sei damals im ausschließlichen Besitz der Borani- und Arusi-Gala gewesen. Die andere Abteilung der eingewanderten Araber sei weiter nach Westen vorgedrungen und habe Gala-Mädchen zu Frauen genommen. Von diesen stammten die Desarguta-, Kablalla-, Anole-, Djidu- und Elei-Somal ab.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß arabische Einwanderer sich

mit den Somal gemischt haben. Die Spuren dieser Vermischung sind noch heute in gewissen Schichten dieses Volkes wahrnehmbar. Indessen ist doch von Hause aus ein guter Stock afrikanischer, den Agau, Gala und sogar den nigritischen Völkern nahe verwandter Eingeborener vorhanden gewesen. Dieser letztere bildet bis heutzutage immer noch den Hauptteil der Somal. Der



Fig. 35. Somali-Frau.

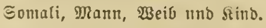
Fig. 36. Somali-Frau.

Name des Volkes bedeutet nach Hildebrandt schwarz, dunkel. Unser Reisender, ferner Révoil und Hamy, erkennen unter den Somal zweierlei Haupttypen an. Der eine derselben ist mehr dem nigritisch-afrikanischen genähert, er läßt eine steile, oben stark nach hinten zurückweichende Stirn, eine stumpfe, breitflügelige Nase, wulstige Lippen, eine vorstehende Kiefergegend und kurzes, krauses

Haar erkennen. Der Bart fehlt entweder ganz, oder ist nur schwach an der Seite des Kinnes entwickelt. Die Gestalten dieser Leute sind groß, plump und kräftig. Ihre Hautfarbe ist meist

Fig. 37.





Somali, Mann, Weib und Kind.

Fig. 38.



Somali-Mann.

sehr dunkel, in bisterbraun ziehend. Wir lassen hier einige diesem Typus zugehörige Porträts nach photographischen Aufnahmen folgen (Fig. 33—38).

Beim anderen Typus läßt Hildebrandt den afrikanischen an den semitischen Typus sich annähern. Die Vertreter desselben haben eine hohe schmale Stirn bei vorragendem Scheitel, eine leicht gekrümmte Nase mit wenig großen Öffnungen, ein vorstehendes Jochbein, tiefliegende kleine Augen, einen gut geschnittenen Mund, eine zuweilen etwas hängende Unterlippe, ein schmales Kinn, regelmäßige wenig vorstehende Zähne, lockiges, nicht krauses, bis 0,5 m langes etwas starres Haar. Ihr Kinnbart ist zwar zuweilen stattlich, meist aber doch nur wenig entwickelt.

Fig. 39. Fig. 40.



Somali-Mann. Somali-Mann.

Die Gestalt zeigt sich auffallend schlank, oft über 2 Meter (?) hoch, mit mageren sehr auffallend langen Extremitäten versehen. Die Hüften der Weiber sind schmal. Die Hautfarbe ist sehr wechselnd, von lichtbraun bis tief dunkel. (Fig. 39—45.)

Mariette hat Verschiedenheiten im Somali-Typus bereits auf den Darstellungen zu Deir-el-Bachri (S. 79) erkennen wollen. Ich glaube, er hat sich hierin ebenso geirrt, wie der ihn kommentierende ausgezeichnete Anthropologe Hamy.

Wenn ich die hier vorstehende Reihe Porträt-Dar-

stellungen und andere in meinem Besitz befindliche, sowie die von v. d. Decken, von Révoil, von Guilain und Harris abgebildeten Somal durchmustere, so würde ich mir den größten Zwang anthun müssen, wollte ich auch nur in einem einzigen derselben syrisch-arabische oder semitische Anklänge herausfinden. Ich denke, es wird meinen gütigen Lesern ebenso gehen. Man vergleiche nur die obigen Figuren. Wir haben es hier eben mit einer dunkelgefärbten afrikanischen Nation zu thun, innerhalb



Fig. 41. Somali-Mann.

Fig. 42. Somali-Frau.

deren es, wie unter den Abyssiniern, Bedja und Gala, viele individuelle physiognomische Verschiedenheiten giebt. Auch unter den entschiedensten Negerstämmen fallen immer einzelne Individuen, ja Familien auf, welche durch eine edlere, distinguiertere Persönlichkeit, durch edlere physiognomische Merkmale vor dem übrigen Volk hervorstechen. Dies ist mehr noch unter den oben erwähnten, östlichen Afrikanerstämmen der Fall, welche gewissermaßen als östliche Ausläufer der nigritischen Rasse zu betrachten sind. Die oben abgebildeten Somal, Fig. 33—38 und 41,

würden, wenn man ihnen in Sennaar, Kordofan oder selbst nur im südlichen Nubien begegnete, durchaus für einfache nigritische Landeseingeborene erklärt werden. Selbst westafrikanische Stämme würden nicht abgeneigt sein, jene Personen unter Umständen als

Fig. 43.





Somali-Frau.

Fig. 44.



Somali-Frau.

die Ihrigen in Anspruch zu nehmen. Der lange, dünne, hier unter Fig. 45 abgebildete Kerl aus Härär mit seinem Stabe ähnelt ungemein den Hammedj, wie man sie durch die Dorfstraßen des oberen Sennaar lungern sieht und denen kein vernünftiger Mensch ihren physischen Negercharakter absprechen wird.

Unsere Figuren 39—41 zeigen Männer mit dem struppig-krausen Haar, den häufig stumpfen, breitflügligen Nasen und großen wulstigen Lippen vieler nubischer Eingeborenen. Man würde sie auch für beliebige Bedja, etwa Hadendua, Sabun oder Bagara halten können. Ähnlich verhält es sich mit den hier Fig. 42—44 abgebildeten Weibern.

Fig. 45.

Somali-Mann aus Härsär.

Ich habe bereits oben (S. 183) von stattgehabten ehelichen Vermischungen eingewanderter Araber mit Somal gesprochen und will hier noch hinzufügen, daß sich auch arabisierte Suahel mit den Somal verheirateten. Dergleichen namentlich in den Städten der Ostküste lebende Familien und Individuen werden die Beimischung des semitischen Blutes sicherlich auch in ihrer physiognomischen Beschaffenheit verraten. Von solchen Leuten haben schon verschiedene Reisende berichtet. Aber man suche derartige Persönlichkeiten nur nicht gerade unter den hier dargestellten von Mstr. Nedey und von Hildebrandt photographierten Somal. Einige der durch Guilain und Révoil dargestellten Köpfe erinnern an Abyssinier von dem S. 66 abgebildeten Typus, nicht aber an charakteristische arabische Porträts. Harris' Isa-Somal wieder sind sehr negerhaft. Man darf physiognomische Verschiedenheiten innerhalb einer ausgebreiteten Nationalität durchaus nicht immer rein auf Mischungen mit fremdem Blut schieben, sondern muß sie zum Teil auch in der Variabilität suchen, der wir Menschen ebenso unterliegen, wie jede beliebige Klasse

der Säugetiere. Nach dem Zeugnis der Hildebrandt und Révoil sind Individuen von nicht ausgesprochen negroidem Typus, also Leute der in Fig. 33—38 abgebildeten Art vorherrschend. Révoil rechnet hierzu die Medjertin, Haweas, Dolbohant, Warsangel. Negerhafter sollen dagegen im allgemeinen die Habr Auel und, die Habr tel Jalo sein. Nach Hildebrandt ordnet sich der negerartige Typus dem stolzen anderen unter. Dies erscheint um so sonderbarer, als jener „weder durch niedrigere sociale Stellung, noch durch körperliche Schwäche dazu direkt veranlaßt" wird. Ich bin fest davon überzeugt, daß es sich hier um dieselbe Erscheinung handelt, die ich so häufig in Nubien und in Sennaar beobachtet habe, daß nämlich das edler gebildete Individuum bei gleichzeitig meist höher entwickelter Intelligenz einen stolzeren, vornehmeren Eindruck macht, als der große Hause. Sprechen wir denn nicht auch unter uns von distinguierten Persönlichkeiten, die zugleich den Ausdruck geistiger Hoheit auf der Stirn tragend, anderen Individuen von weniger markantem Aussehen imponieren? Auch hier findet leicht eine Unterordnung, wenn auch rein äußerlicher, vorübergehender Art, statt. Wodurch wirken denn das edle Geschlecht der Hohenzollern, wodurch wirkte ein Goethe so mächtig in ihrer äußeren Erscheinung? Sehen wir ähnliches nicht auch unter uns sich tagtäglich wiederholen?

Zugleich sei schon hier bemerkt, daß es auch unter den Somal geringe Kasten, eine Art Parias, giebt, welches Verhältnis sich bei so vielen afrikanischen Stämmen wiederholt.

Männer und Frauen machen sich, wie Hamy anführt, durch ihren schön gebildeten Torso bemerkbar. Der dünne, etwas lange Hals ist gut angesetzt, die breiten Schultern haben runde, pralle Muskeln. Die Brust ist breit und kraftvoll. Die Brüste der Frauen, sobald sie noch nicht durch das Säugen verbildet sind, bieten weder die birnförmige Gestalt noch die übermäßige Entwicklung der Warze dar, wie man dies so häufig bei den afrikanischen Rassen beobachtet. Bei manchen Individuen sind die Arme etwas zu lang. Das ist ein öfter, wenn auch nicht

immer wiederkehrender physischer Zug der Nigritier. Das Becken ist stets schmal im Vergleich zur Breite der Schultern. Die spindelförmigen Schenkel stehen in einer Anzahl von Fällen zu dem so gut entwickelten Torso in einem das Auge verletzenden Mißverhältnis. Sehr interessant ist die von Révoil bei Somalweibern häufiger beobachtete fette Beschaffenheit des Gesäßes, eine wahre Steatopygie. Eine derartige Gesäßbeschaffenheit macht sich nicht allein an der alten zu Deir-el-Bachri dargestellten Königin von Punt (S. 179), sondern auch an anderen altägyptischen Abbildungen nigritischer Weiber bemerkbar. Früher war man geneigt, die Fettsteißigkeit oder Steatopygie als etwas für die Hottentotten- und Buschmannrasse ausschließlich Charakteristisches anzusehen. Indessen zeigt sich diese Bildung doch auch bei manchen anderen afrikanischen Völkerfamilien (Bongo ꝛc.).

Die Somal-Männer lassen bis auf einzelne Individuen ihr Haar lang wachsen und stecken einen hölzernen zum Kämmen und Kratzen zugleich dienenden Speiler hinein. Leute, die einen Feind erschlagen haben, tragen eine Straußfeder in dem hübsch geschnitzten Kurbal, einer hölzernen Einlage des Haarputzes. Der letztere wird mit Butter oder noch häufiger mit dem Schwanzfette des fettsteißigen Schafes eingesalbt. Derselbe wird sogar mittelst ungelöschten Kalkes rötlich gebeizt. Dies ist eine bei vielen afrikanischen Stämmen herrschende Sitte. Die Somaltribus des Innern benutzen nach Hildebrandt eine Art Allongeperücke aus Schaffell. Mit einem ähnlichen Kopfzierat aus Schweinsborsten schmücken sich die Mudaito. Solches war auch bei Häuptlingen des Abantu-Stammes der Batlapin Sitte. Derwische, Mönche des Islam, Fanatiker vom reinsten Wasser, deren es unter den Somal giebt, scheren das Haar ganz glatt (Fig. 37), umwinden es auch wohl mit einem Turban.

Die Frauen wechseln in ihrer Haartracht. Viele lassen es wirr emporwachsen oder in zwar gescheitelten, aber doch ungeordneten Partieen an den beiden Kopfseiten herabwallen oder sie legen es in parallel über den Scheitel von vorn nach hinten

verlaufende Flechten. Verheiratete schlagen ein Stück blauen Kattuns über den Kopf. (Fig. 34, 36, 44). Um die Haartour beim Schlafen zu schonen, benutzen die Somal einen kleinen unter den Nacken geschobenen, dem Uol̄s der alten Ägypter ähnelnden Schemel (Korborschi), der bei den Aschanti sowohl wie bei den Nubiern und Kaffern wiederkehrt.

Früher umhüllte man den Körper mit Ziegen- und Schaffellen, auch wohl mit Rinderhäuten, benutzt indes zur Zeit allgemein das der abyssinischen Schama (S. 70) entsprechende, einer Toga ähnliche, öfters buntgeränderte Baumwollentuch, welches auf mancherlei, zuweilen recht malerische Weise um die Glieder drapiert wird. (Fig. 37—40). Männer und Weiber legen außerdem noch ein um die Hüften geschlagenes, durch eine zeuchene oder lederne Binde gehaltenes Lendentuch an. Die südlichen Somal tauchen das zu ihren Lendentüchern dienende Baumwollenzeug einige Zeit in ein mit Eisenocher gefärbtes Wasser, worin es ein intensiv nankinggelbes Kolorit annimmt. Das Lendentuch wird bereits von halbwüchsigen Knaben benutzt. (Fig. 46.) Die Frauen bedienen sich auch wohl, nach arabischer Weise, weiter Beinkleider. Sandalen von einfacher Form sind häufig in Gebrauch (Fig. 38, 45). In den Städten benutzt man gelegentlich die mit erhabenen Untersätzen versehenen, bis in den türkischen Orient hinein so beliebten Holzgaloschen.

Die Somal führen als Waffen je zwei zum Stich und Wurf dienende Lanzen mit langen, schmalen Spitzen, ferner runde, etwa 150 mm im Durchmesser haltende, mit hübschen eingedrückten Lineamenten verzierte Faustschilde von weißgegerbtem Besa- oder Nashornfell (Fig. 47) ein gerades oder gekrümmtes Messer, im Süden außerdem ein gerades, demjenigen der Tuarik, der Darfurer und Wanika ähnliches Schwert in lederner Scheide. Diese Hiebwaffen werden an der rechten Hüfte befestigt. Manche Stämme benutzen eine Streitaxt, deren Schäftung an die urtümliche unserer vorgeschichtlichen Fundstätten erinnert, endlich noch

Bogen und Pfeil. Ersterer verläuft in der Mitte gerade und ist an den Enden leicht gekrümmt. Die Pfeile sind befiedert und werden ihre Spitzen in das Gift Wabayo, von einem noch unbekannten, wohl zu den Therebinthaceen gehörenden Baume herrührend, oder sie werden in den ätzenden Milchsaft der Euphorbienbäume getaucht. Man trägt diese sehr wirksamen Waffen in einem aus gegerbter Haut verfertigten Köcher, an welchem mancherlei andere Gegenstände, besonders die zum Ersatz dienenden Bogensehnen, befestigt werden. Grobe Keulen und lange Stäbe (Fig. 45) werden von Ärmeren und bei Gängen in die Städte geführt.

Fig. 46.



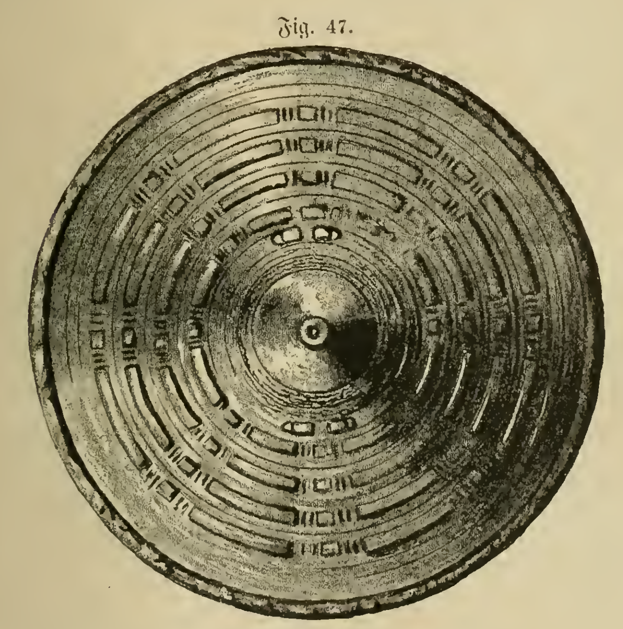
Somalknaben.

Auch der Somali hat seine Liebhaberei für Putz. Nach Révoil stehen häufig aus den Gehäusen der Kegelschnecken verfertigte Amulette in Gebrauch. Die Frauen benutzen Ohrringe, welche eingeklemmt werden, ein aus Perlen und Ambarkugeln zusammengesetztes, mit einer ornamentierten Silberplatte endigendes Halsband, an welchem viele Ketten und Klunkern herabhängen, endlich Ringe um die Hand- und Knöchelgelenke. Arme Frauen wählen nur das Muschelhalsband. Männer legen eine Lederschnur, an welcher zwei große Stücke Bernstein (Fig. 40) oder Glasfluß aufgereiht sind, um den Hals. Auch werden Koransprüche in Ledertäschchen getragen.

Die Somal wohnen in den Städten entweder in etwas solideren, aus Steinen und Lehmziegeln hergerichteten Häusern, welche zuweilen an die Schlammforts der alten Nubier erinnern und wie hier „Galat“ oder „Citadellen“ genannt werden, oder

nur in leichteren viereckigen Hütten. In dem vor dem Ahlgebirge liegenden Küstenstrich werden diese Hütten aus einem Fachwerk von Holzknitteln verfertigt und mit einem primitiven Dach von Strohmatten versehen. Im Benadir, d. h. in der zwischen Makdischu (Magadoxo) und Kismayo gelegenen Küstenstrecke, sah Hildebrandt die Zwischenräume des Fachwerkes mit Lehm oder Kuhdünger ausgefüllt und das Dach mit Wobbi-Schilf gedeckt.

Fig. 47.



Faustschild der Somal.

Eine solche Hosso genannte Hütte enthält gewöhnlich vier Räume, nämlich ein Empfangszimmer, ein Frauengemach, einen für die Frauen bestimmten Arbeitsraum und eine Küche. In letzterer existiert ein backofenartiger, aus Lehm aufgemauerter Herd mit einer oberen Rauchöffnung und einem aus Steinen roh hergerichteten Untersatz für die Kochtöpfe. Der Empfangsraum ist mit Matten austapeziert und belegt, die hier wie in Nubien in

recht geschmackvoll geordneten bunten Nüancen gefärbt und aus Dompalmblättern geflochten werden. Zum Hausrat dienen selten Bettstellen von Form der abyssinischen Alga (S. 79). Gewöhnlich finden sich hier nur einige sehr roh gearbeitete Töpfe von vorgeschichtlicher Form, eine Holzbüchse oder deren ein Paar, dann wohl ein dichter Korb für die Milch, ein mit Bindfaden umschnürtes Straußei als Öltopf, ein Paar Kauris und mit Lederquasten gezierte Körbe von Form der abyssinischen (S. 81), ein lederner, befranzter und mit Kauris benähter Kleidersack, ein lederner Wasser- und ein Butterschlauch u. s. w.

Die nomadisierenden Somal benutzen zur Wohnung den Agel, eine leicht abtragbare, rundliche, zeltähnliche Hütte. Sie wird aus einem Gerippe von Holzstangen errichtet, welches man mit Matten und Fellen bekleidet. Ganz ähnlicher Zelte bedienen sich die Danakil.

Die Somal nähren sich von in ihr Land eingeführten Stoffen wie Datteln und Reis, sowie von selbstproduziertem Sorghum, von Mais, Milch, Butter, Haustierfleisch, Wildbret, verschmähen aber wie die Gala und die Kaffern Hühner und Fische. Sie conservieren geröstetes Schaffleisch in geschmolzener Butter. Für die Beduinen des Volkes ist das zerlassene Fett des Schaffteißes eine große Delikatesse. In Zeiten des Überflusses große Vielfräße, wissen sie in Zeiten des Mangels sehr zu darben. Die Nomaden leben in solchen Perioden nur von Blättern, Kräutern, Knollen und Pilzen.

Diese Leute essen von Holztellern oder von dicht geflochtenen Unterlagen mit sehr niedlich gearbeiteten Holzlöffeln (Fig. 48). Überhaupt sind sie im Holzschnitzen, z. B. auch ihrer Kämme, recht geschickt.

Die Somal betreiben verschiedenartige Beschäftigungen. In den Küstenorten fungieren sie als Kaufleute, Mäkler, Dolmetscher, an manchen Stellen bebauen sie den Boden. In Härär, wo sie einen eigenen Staat begründet haben, pflanzen sie vorzüglichen Kaffee, ferner Sorghum, Mais, Bananen, Baumwolle und Sesam.

Kaffee wird hier, wie öfters in Afrika, nicht getrunken, sondern samt der Schale in Butter aufgekröscht und so verzehrt. Etwas Kaffee wird auch ausgeführt. Die Somal-Beduinen, d. h. Nomaden (denn immer ist in Ostafrika Bedaui, Beduin mit Hirt gleichbedeutend, welchen Stamm das auch betrifft) beschäftigen sich teils mit der Viehzucht, oder an der Küste auch mit dem Sammeln der Orseille und mit Fischfang. Sie bedienen sich nach Révoil eiserner Angelhaken und eingepichter Schnüre aus den Fasern der Asclepias (Calotropis) procera. Die von ihnen geangelten Fische, namentlich Doraden, Boniten, Thunfische und Haie, werden an Araber und sonstige Fremde verkauft oder vertauscht. Haifischflossen gehen über Indien nach China. Auch Mollusken werden am Strande und zwischen Felsenbänken gefischt. Die Warsangel, Medjertin u. s. w. sammeln im Ahlgebirge Weihrauch, Myrrhen (S. 176) und das wohlriechende Harz der Boswellia papyrifera. Letzteres wird zum Kauen und Räuchern benutzt. Das Gummi der Akazien dient als Speise.

Fig. 48.

Holzlöffel der Somal.

Als Haustiere werden von den Somal Kamele, Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde, Esel und Eselbastarde gehalten. Das Kamel hält an der Küste bis zum Sabakiflusse aus, wogegen es in Sennaar südlich vom 10° n. Br. nicht mehr recht ausdauert. Das (einhöckrige) Somal-Kamel ist zum Teil, so im Norden ein mittelgroßes, stämmiges, zum Lasttragen wohlgeeignetes Tier, zum Teil ist es, namentlich im Süden, ein zwar nur schmächtiges, aber nichtsdestoweniger ausdauerndes Geschöpf. Schöne Reitkamele, wie die Bedja sie züchten, werden kaum jemals wahrgenommen.

Das hiesige Rind ist das Zebu und zwar eine mittelhohe

Rasse desselben. Man gerbt viele Häute dieses Tieres und benutzt sie nicht allein zu allerhand technischen Zwecken, sondern exportiert deren auch nach dem Auslande.

Das Schaf ist die behaarte Fettsteißrasse (S. 87), welche aus Asien stammt. Die zottigen Vließe der an jener Stelle geschilderten Rassen werden hier nur eingeführt. Sie dienen teils als Reitdecken, teils statt der Gebetteppiche oder zur Anfertigung der oben (S. 190) erwähnten Perücken.

Die Ziegen sind groß, ramsnasig, hängeohrig und meist grau von Farbe. Ihre Milch ist sehr beliebt. Die Häute derselben werden zu Schläuchen und zu Flechtwerk verarbeitet. Die Pferde, nach Hildebrandt namentlich von den Dolbohant des Ahlgebirges geritten, gehören zur Gala-Rasse, sind eher klein als groß und zwar schäbig von Aussehen, aber recht ausdauernd. Der Somali ist ein weit schlechterer Pferdezüchter als der Gala. Als Sattel dient jenem ein Holzbock mit geradem Sitz, mit einem vorderen Knopf und der hinteren, einem hohlen Stuhlrücken ähnlichen Lehne. Das Gebiß gleicht dem abyssinischen. Das Zaumzeug ist reichlich mit langen roten Seidentroddeln garniert. Die Bügel sind bisquitförmig oder sanduhrförmig gebogen. Der Somali sitzt rechts auf. Er schindet sein Pferd mittelst einer kurzen Peitsche oder mittelst seiner stahlharten Fußknöchel und Fersen. Die hiesigen Esel sind hübsche große Tiere, welche ihre Abstammung vom Wildesel (S. 28) deutlich verraten. Eselbastarde werden von Ägypten oder Arabien aus eingeführt.

Die Somal stellen zwar nicht jene hervorragenden Jäger wie die Bedja in Taka, Sennaar und Kordufan dar, indessen jagen sie doch gelegentlich den Elefanten, das Nashorn, den Büffel, große Antilopen und häufiger Strauße. Die Federn der letzteren bilden längs der Somalküste einen sehr gesuchten Handelsartikel. Ich habe darunter prächtige Exemplare gesehen. An den arabischen Küstenorten, in Djidda, Moka, Aden u. s. w. verhandeln betriebsame Juden die sehr beliebte Ware. L. v. Jedina

erzählt, daß angeblich sehr schöne weiße, per Stück 6—7 Gulden kostende Federn durch Kalken der grauen gefälscht werden und in geringer Zeit zerfallen. Bei dem kurzen Aufenthalte der heimwärts fahrenden Postdampfer fallen deren Passagiere regelmäßig diesem Betruge zum Opfer und hat sich dadurch die kaufmännische Bezeichnung „foolish passengers feathers“ oder „Federn für die einfältigen Passagiere“ gebildet, womit man die fast wertlosen Ausschußfedern benennt.

Die Somal leben meist in Monogamie und gönnen sich nur die Reichen den Luxus von zwei oder gar mehr Frauen. Sklaven sind nicht häufig. Knaben und Mädchen werden zwischen dem achten bis zehnten Jahre verschnitten und unterwirft man letztere, wie in Nubien, selbst dem häßlichen Gebrauche der Vernähung. Kleine Kinder werden, in Zeug oder Leder eingeschlagen, auf dem Rücken befestigt. (Fig. 37.) Sie bleiben bis zum fünften oder sechsten Jahre nackt. Ältere Mädchen legen den auch im oberen Nilthale beliebten mit Kauris verzierten Fransengurt um die Lenden.

Den Toten zollt man viele Verehrung und verwendet auf die Begräbnisstätten einige Sorgfalt durch Ausschmückung derselben mit geweißten Steinplatten, mit Steinkreisen, Steinhaufen, Einzäunungen von Dornbüscheln u. s. w. Die Bestattungsceremonieen sind die gewöhnlichen der Mohammedaner. Der Islam hat in diesem Volke tiefe Wurzeln geschlagen und fanatisiert dasselbe in hohem Grade. Es giebt kaum gehässigere Feinde der Andersgläubigen, als die Somal. Ihre Gebetplätze stellen rohe Einfriedigungen von Lehm oder Stein dar, ihre Moscheen sind kunstlose Bauten aus Gestänge und aus Lehmziegeln. Sie erscheinen nur in größeren Städten etwas besser gerichtet. Auf Märschen ist den Somal nach Hildebrandt eine wappenschildartig zugeschnittene Ziegenhaut, welche dem Betenden als Unterlage dient, ebenso unentbehrlich wie eine aus Bast der Asclepias oder Dracaenen oder dergl. geflochtene, zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen dienende Wasserflasche. Wie man mir erzählte, sorgen umher=

strolchende Priester oder strenggläubige des Koran kundige Laien für die stete Auffrischung der religiösen Gefühle, sowohl bei den Beduinen wie auch bei den Ansässigen. Ja es existieren hier, wie in Nubien und Sennaar, vollständige aus mohammedanischen Muckern zusammengesetzte Gemeinden.

Abgesehen von seinen durch den Islam gebotenen, meist nur sehr oberflächlich vollzogenen Waschungen ist der Somali ein unsauberer, von Schmutz und ranzigem Fett starrender Gast. Er hält höchstens die Zähne reinlich, welche er, wie alle Ostafrikaner, häufig mit einem ausgezaserten Stück Holz der Salvadora persica, hier Adda genannt, abputzt.

Die beduinisch lebenden Somal sind ein ungehobeltes, leidenschaftliches, verräterisches und grausames Volk, welchem Überfälle und Metzeleien, wie z. B. der v. d. Deckenschen Expedition, zum Vergnügen gereichen. Im Kriege zeigen sie sich wild und unbarmherzig, als echte Verwandte der Gala. Sie vergreifen sich, um sich mit Straußfedern zum Siegeszeichen schmücken zu können, an einzelnen Reisenden, schonen nicht die Mannschaften elend gestrandeter Schiffe und verüben beliebige sonstige Räubereien und Mordthaten. Indessen fehlt es trotzdem dieser Nation nicht an einer gewissen Bildsamkeit. In den Ortschaften zeigen sie schon bessere Eigenschaften. Kersten sagt, daß die verhältnismäßig nicht unbedeutende Bildung, die Wohlhabenheit und der Überfluß, welche in den Städten des Somalilandes sich finden, sogar auf den Wilden einen sittigenden Einfluß ausübe, daß Stämme, welche früher mit ihren Herden die Steppen des Binnenlandes durchschweiften, dann aber gezwungen wurden, sich in der Nähe des Meeres niederzulassen, bereits nach einer Generation eine ganz andere Artung angenommen hätten. Man finde unter diesen Somal äußerst höfliche, feingesittete, gutmütige, ja gebildete und gelehrte Leute, welche jede Nation gern die ihrigen nennen würde. Auch Guilain zögert nicht, vielen Somal ein verdientes Lob zu spenden. Sie sind stolz, freiheitliebend, ihrem Glauben treuergeben und schon deshalb im allgemeinen Feinde der Fremden,

besonders der Europäer. Indessen existieren doch auch, wie mir Hildebrandt mitteilte, gegenwärtig unter wohlhabenden Ansässigen nicht wenige intelligente und aufgeklärte Leute, welche die Vorteile unserer Bildung vollauf zu schätzen wissen. Dieser Reisende mochte übrigens manchen derselben das Lob einer geraden Derbheit nicht versagen.

Bei den Somal kommen Hautkrankheiten, Rheumatismen, Fieber, Dysenterien, Katarrhe der Atmungswerkzeuge und selbst Schwindsucht vor. Die angewandten Heilmittel sind zwar derb, entbehren aber auch zum Teil nicht einer gewissen, vernunftgemäßen Grundlage. Die Körper der Männer sind voller Narben. Diese rühren nicht allein von den vielen Kämpfen, sondern auch von allerlei chirurgischen Operationen her. Großen Vorzug gewähren sie dem Glüheisen und dem Blutlassen. Letzteres wird sogar an der Zunge und zwar gegen die Folgen der Völlerei, hier allerdings in Verbindung mit wohlthätigem Fasten, ausgeübt. Strenge Diät wird in vielen Fällen gehandhabt. Gebrochene Glieder werden nach Hildebrandt zwischen Holzschienen mit nassen Lederstreifen eingebunden. Schnittwunden unterliegen der blutigen Naht mittelst Pferdehaaren, gegen vergiftete Pfeilwunden vollzieht man Auswaschung mit Harn oder die Absetzung des getroffenen Gliedes. Man steht jedoch von weiteren Rettungsversuchen ab, wenn die Kopfhaare beim Gezupftwerden ausgehen u. s. w.

Nach Révoil teilen sich die Somal in drei Klassen: 1) die Saladin, die Reichen und Würdenträger, 2) in die Barkele oder Beduinen (Lebarke, ohne Ohrkissen S. 195) und 3) in die Midgan. Letztere sind, wie auch Hildebrandt erwähnt, die Eisenarbeiter. Diese werden (als Zauberer, S. 92) scheel angesehen, können aber Reichtum erwerben und heiraten sogar zuweilen in die besseren Klassen hinein. Die Tomal sind nach Hildebrandt eine Art Hörige, dienen als Hirten, Kameltreiber und Diener, leisten auch Heeresfolge. Während der edle Warsangeli nur Schwert und Speer trägt, benutzt der Tomali Bogen und Pfeil. Die Tomal

dürfen nur Midgan oder unter sich heiraten. Die Jibbir sind die Verachteten, eine Art Zigeuner, welche als Gaukler und Wunderdoktoren durch das Land pilgern, unter Zelten oder selbst nur unter überhängenden Felsblöcken, in Höhlen und Gebüschen, kampieren. Man reicht ihnen aus Furcht vor ihren Zaubereien Speise und Geschenke, wofür sie Amulete als Gegengabe verteilen. Alle diese Kasten sind übrigens echte Somal.

Révoil läßt die Medjertin unter einer erblichen, konstitutionellen, beschränkten Monarchie leben. So lange ein Sultan noch minderjährig ist, unterliegt er der Vormundschaft eines Ratsmitgliedes. Bei den Warsangel, den Dolbohant und anderen Stämmen heißt das Oberhaupt Gerad. Auch dieser Titel ist zwar erblich, übrigens aber mit keinen weiteren Vorzügen verbunden.

Die Somal bewahren folgende, von Révoil geschilderte, genealogische Sage: In den Felsklüften des Berges Adde lebte, wunderbar ernährt von Gottes Hand, der wilde Araber Darot. Dieser verbreitete gegen das Jahr 85 der Hedjra den Islam. Einer seiner Nachkommen, Harti oder Jabarti Ben Ismaïl, gilt als Vater der vier Söhne Medjertin, Deschischi, Warsangeli und Dolbohant. Die letzteren teilen sich in Fara und Naleya. Die Warsangel zerfallen in Ba-Medjertin, Bogeslebe, Bridur. Die Deschischi oder Mur Hasen in Hugar, Rer Hadji und Mogador. Die Medjertin zerfallen in Hanal, Benaya und diese wieder in zahlreiche Unterstämme. Im Süden hausen die Seite 199 aufgeführten Stämme.

Ein kleiner Freistaat, dessen Gründung hauptsächlich den von Danakil, Gala und Arabern verstärkten Somal zugeschrieben werden muß, war Härär oder Harar, Hurur, 175 Meilen südwestlich von Seila, (etwa 160 Meilen nach Henglin) entfernt, etwa unter 9° 40′ n. Br. und 42° 0′ Länge Greenw. nach Burton. Die Stadt hat ungefähr 10 000 ein eigenes (abyssinisches — Geez?) Idiom redende mohammedanische Bewohner. Sie ist befestigt und wird von Kaffee-, Dattel-, Durrah- und

Katpflanzungen umgeben. Kat ist eine in Arabien, Ifat, Kafa u. s. w. gepflanzte, von Celastrus edulis stammende Theeart, deren Blätter gekaut oder auch zum Aufguß gebraucht werden. Nachdem die Ägypter von den Türken Massaua, Berbera und Seila am Roten Meere als Lehn erhalten, hatten sie sich auch Härärs bemächtigt.

Den Somal verwandt sind die Afer, Einheit Afri; Sie werden von den Arabern der Küste gewöhnlich mit dem Namen Danakil, in der Einheit Dankali, belegt. Sie sind zugleich, wie die Somal, Verwandte der Bedja und der Gala. In Abyssinien wird dies Volk nach einem seiner Stämme Adal, in Tedjura wird es Adel, Adajel (S. 2) genannt. Der Name Afer bedeutet „Umherschweifende, Wanderer, Beduinen". Sie bewohnen die Küstenstrecken und Inseln südlich von der Adulis-Bai bis zum Tedjura-Golf.

Auch diese Nation leitet ihre Herkunft gewöhnlich von den Arabern ab, von denen sie allerdings den Islam und eine traurige Spur von Halbeivilisation angenommen hat. Eine komische unter ihnen verbreitete Sage erwähnt, daß hierzulande sich einst ein verschuldeter Araber, von seinen Spießgesellen begleitet, weiß umhüllt und in dem Gezweige eines Baumes versteckt habe. Die Kumpane hätten nun die einfältigen Bewohner ringsumher dazu beredet, nach dem Baume zu pilgern und das hier befindliche angebliche Gespenst zu veranlassen, herabzusteigen und sich ihnen als nützliches Mitglied ihres Stammes beizugesellen. Der arabische Schwindler habe sich als großer Kriegsmann hingestellt und sich unter der Bedingung zum Heruntersteigen bereit erklärt, daß man ihn zum Häuptling erwähle. Das sei denn auch geschehen und Hat-el-Mahes, d. h. der Mann, welcher eine Nacht lang auf dem Baume zugebracht, soll wirklich Oberhaupt eines Danakilstammes geworden sein. Sein Sohn Ada, d. h. der Zänker, soll den Adali, Adel, Adajel, den Namen gegeben haben. Undenkbar wäre es nicht, daß diese alberne Geschichte einen gewissen thatsächlichen Hintergrund besitze, und daß irgend ein

Schwindler aus Hedjas die simplen Nomaden in ähnlicher Weise bethört habe. An diesen Küsten treiben sich viele arabische Strolche umher, welche unter dem Deckmantel der Religion des Propheten die ärgsten Schwindeleien in Handel und Wandel vollführen.

Die Afer sind im ganzen wohlgebaut, hager, mittelgroß und zeigen häufig jenes sehr vorgebauete Profil, welches auch an Bescharin und Agau auffällt. Die Nase ist meist etwas gebogen, häufig aber auch gerade mit breiten Flügeln. Die Lippen sind fleischig, zuweilen ein wenig aufgeworfen. Die Haare sind kraus und werden teils über der Stirnmitte hoch empor= gekämmt, bleiben dann seitwärts herabhängend, wie das auch z. B. von Seiten der verwandten Bedja geschieht, oder sie wer= den (Fig. 49) kurz abgeschnitten. Die Hautfarbe ist ziemlich hell, weizengelb oder kaffeebraun, zuweilen dunkler, in umber= braun übergehend.

Im allgemeinen bilden die Afer wüste Gestalten mit Gal= genphysiognomien, an deren Körper alles bis auf das Gesicht und die wadenschwachen Unterschenkel wohlgebildet erscheinen kann. Indessen trifft man doch auch auf einzelne Köpfe mit hübschen, gut= geschnittenen und des intelligenten Ausdruckes nicht ermangeln= den Gesichtern. Junge Mädchen zeichnen sich oftmals durch einen höchst anmutig gebildeten Torso und wie die Gala, durch zierliche Hand= wie Fußbildung aus. Sie altern früh und werden dann gewöhnlich häßlich.

Die Afer=Männer tragen einen kurzen Hüftschurz von weißem, blau= oder rotkarrierten oder farbig bordierten Baumwollen= zeug, um die Schultern aber eine Schama oder selbst nur ein Fell. Die Füße werden durch Sandalen geschützt. Als Putz dienen ihnen Arm= oder Handbänder, einige in Leder genähete oder mit bunten Schnüren umwickelte Koransprüche, seltener ein Perlenhalsband. Kopf und Körper werden mit dem Steißfett des Schafes gesalbt, nachdem dies vorher sorgfältig gekaut worden ist. In die Haut der Brust und der Magengrube werden drei= und viereckige in einander verschobene Figuren eingeschnitten. In die

Haare steckt man Stachelschweinstacheln oder verzierte Holznadeln. Manche nehmen auch eine Perücke von zottigem Schaffell über den Kopf. (S. 190.)

Die Weiber schlagen einen aus Rindsleder verfertigten, gezackten und gefalteten Schurz um die Hüften und befestigen ihn mittelst eines Gürtels. Die Haare fallen in zahlreichen eng-

Fig. 49.



Haartracht eines Bedjawi.

geflochtenen Strähnen vom Scheitel herab. Nur die Verheirateten bedecken den Kopf mit einem Stück blauen Baumwollenzeuges. Als Schmuck werden breite Spiralen von Messingdraht am Ohr befestigt und werden um den Hals Lederschnüre mit aufgereihten Glasperlen, Messingkugeln, Kaurischnecken, Knöchelchen, Koranamuleten und großen Zinnplatten gehängt. Zinnerne Arm- und Knöchelbänder, sowie Streifen von Leder vollenden

diesen Zierat. Auch die Weiber verunstalten sich durch Hauteinschnitte, selbst an Wangen und Stirn.

Als Waffe dient den Afer zunächst ein im breiten Ledergurt befestigtes, großes, krummes Messer, dessen hölzerne Handhabe mit Zinn, dessen Scheidenspitze mit einem langen kegelförmigen Messinganſatz verziert ist. Dazu kommt eine 6—7 Fuß lange Lanze, unten mit Metall umgeben und oben in eine mindestens fußlange, schmale Spitze auslaufend. Häuptlinge putzen den Schaft nach Harris mit Ringen von Messing oder Kupferdraht aus und stecken einen Ballen Schafsteißfett auf die Klinge. Der Schild ist ein bis zwei Fuß breit, aus Besa- oder Büffelhaut verfertigt, außen gebuckelt und hier mit dem roten Bart eines Ziegenbockes als Amulet besetzt. Innen hängt daran ein Beutel mit den tragbaren Schätzen des Eigentümers. Eine Zahnbürste aus Salvadoraholz (S. 195) wird an die Messerscheide befestigt. Manche Afer bedienen sich auch noch einer starken Holzkeule.

In stolzer Haltung, aber mit schleifendem Gange schreiten sie einher. Harris entwirft folgendes Bild von einem der gefürchtetsten Debeni-Schekhs, dem Loheita Ibn Ibrahim: „Nicht im mindesten besser gekleidet als die zerlumpten und schmierigen Kerle in seinem Troß, zeichnete er sich durch hervorstechende Waffen aus, denn der Schaft seiner Lanze, die einem Weberbaume glich, war unten an dem breiten glitzernden Blatte mit messingenen und kupfernen Ringen beschlagen, während Griff und Scheide eines furchtbaren Messers ebenso prunkend ausgeschmückt waren. Ihres Trägers vornehmes Gebahren und Mienen wilder Entschlossenheit standen gut im Einklang mit dem Rufe, den er als Kriegshaupt sich erworben hatte. Lange schwarze Locken wallten wie Adlergefieder über eine knochige muskelstarke Leibesgestalt. Ein Paar großer sehniger Arme liefen in Fingern aus, an denen Nägel wie Raubvogelklauen hervorstanden u. s. w. Mächtig, tapfer und an der Spitze eines zahlreichen Klans grimmiger wilder Krieger ist er ringsumher im Lande gefürchtet und geach-

tet, und schien sich recht wohl seiner Bedeutsamkeit als Kriegsfürst auf der Heerstraße bewußt zu sein."

Die Afer sind Nomaden, Beduinen. Sie halten Kamele, Schafe und Ziegen, betreiben den Karawanentransport zwischen dem roten Meere und den schoaner Alpen, vollführen den Sklavenhandel und einigen Transitverkehr in Waren. Auf den Inseln im Meere beschäftigen sie sich mit Fischfang und Wassertransport. Zum Landbau haben sie sich nur in Aosa verstanden. Bewohner einer wasser- und vegetationsarmen, nur von spärlichen, oasenartigen Strichen tropischen Pflanzenwuchses unterbrochenen, an dunklen vulkanischen Felsen und Erden, an salzigen Efflorescenzen desto reicheren Bodens, fanden die Afer wenig geeigneten Grund für den Landbau, sie begnügten sich daher lieber mit dem kargen, von ihrer durchglühten Heimat gespendeten Viehfutter.

Sie leben meist nur von Milch, schlachten selten ein Stück Vieh und rösten dessen Fleisch nach nubischer Art auf erhitzten Steinen. Ihre leicht zerlegbaren Hütten bestehen je aus einem etwa $1^1/_2$ m hohen, viereckigen, mit Matten und Fellstücken gedeckten Stangengerüst. Eine hölzerne Nackenunterlage für die Schlafenszeit, einige hölzerne Schüsseln und Löffel, einige wasserdichte Milchkörbe und Lederschläuche, Matten und Felle bilden gewöhnlich die ganze Ausstattung eines derartigen luftigen Gebäues. Als fast einziges Reizmittel dient wie bei den Somal mit Kalk vermischter Kau- oder Schnupftabak.

Auch dieses Volk ist abergläubisch und dem Islam fanatisch ergeben. Dasselbe huldigt der Fema, einer Art Staatsrat, welcher ein jeder Stamm oder Kabile, Mehrheit Kabail, zu folgen pflegt. Sie wird von einem Beamten, dem Ebo, berufen. Der Abarar, eine Art Priester, vermittelt den Frieden und übernimmt bei den Liebesmahlen der verschiedenen Femas den Vorsitz. Der Scheikh der Kabile, der Makabantu oder Akil, der Richter, hat den Chais oder Kadi, den Rechtsgelehrten zum Beirat.

Es liegen mehrere Listen der Aferstämme vor. Die von

mir selbst in Kairo niedergeschriebene, welche höchst wahrscheinlich ebensowenig vollständig wie die übrigen ist, zählt folgende Kabail auf: Adajel, Dubbani oder Debeni, Dachel, Darmele, Ruchba, Woëma, Telfan, Ably, Dinserra, Adneto, Nacher, Dondametta, Dettagora, Hasaba, Mudaito. Letztere zerfallen wieder in Adz-Homra, Ysa-Harabe, Galila, Abu-Daito, Kura rc. Der Hauptort ist der Handelsplatz Tedjura, Tadjuri, wo ein den Adajel entstammender Sultan, zur Zeit nur noch eine Art Dorf-Schekh unter der Obmannschaft eines ägyptischen Provinzialdirektors oder Mudir, residiert. Die Mudaito halten ihre Hauptmacht in dem anmutigen seenreichen Aosathal, wo sie jetzt die Verbindung ihrer Stämme, das rote Haus, Adza homra, nach verschiedenen Wechselfällen gegen die Woëma, wieder konzentriert zu haben scheinen. Dort residiert ihr Groß-Schekh oder Sultan.

Auch die Afer sind unruhig, wild, streitsüchtig und grausam. Die Siegeszeichen, Straußfedern, sind bei ihnen sehr begehrt — sei es selbst nur um das Opfer eines feigen Meuchelmordes willen. Die Kabail liegen häufig genug in schwerer Fehde gegeneinander. Da geht es denn wild und blutig her. Aber die Afer wissen ihre Landesfeinde mit Entschlossenheit, Einmütigkeit und Ausdauer zu bekämpfen. Zu Ende der dreißiger Jahre riefen die Woëma die Bundesgenossenschaft der arabischen Besatzung Seilas an, um die Mudaito in Aosa wegen mancher früheren Unbill züchtigen zu helfen. Die Araber in Seila, durch einen frischen Schwarm yemenischer Abenteurer unter dem Semendar Schekh Atman verstärkt, beteiligten sich gern an dem gemeinsamen große Beute versprechenden Kriegszuge, zu welchem endlich noch Perser und Beludjen (im ganzen waren es etwa 500 Fremde) stießen. Nachdem das Heer nach mühseligen Märschen vor Aosa angelangt war, vermochten die begütigenden Reden der Stadtältesten die stammverwandten Woëma zur Umkehr zu bewegen. Die allein gelassenen Fremden blieben indessen vor Aosa lagern, um wenigstens nicht ohne Kriegsentschädigung wieder

abziehen zu müssen. Diese wurde ihrem Oberbefehlshaber, Schekh Atman für den folgenden Tag zugesichert. In der Nacht aber wurden die Fremden von dem inzwischen aufgebotenen und schleunig eingetroffenen Heerbann der Mudaito überfallen und trotz aller Gegenwehr fast gänzlich niedergemetzelt. Nur etwa hundert Mann ergaben sich den Feinden, wurden jedoch angesichts des auf den Koran beschworenen Aman oder Pardons am nächsten Morgen kaltblütig abgeschlachtet. Dies Ereignis hat noch lange und viel von sich reden gemacht. Ein in Seila und Massaua stationiert gewesener türkischer Offizier erzählte uns davon in der stillen Hütte zu Famaka in fast ähnlichem Zusammenhange, wie ihn die britische Gesandtschaft nach Schoa überliefert hat. Im November 1874 wurde in demselben Aosathal, von denselben durch andere Afer verstärkten Mudaito, der durch Munzinger befehligte, 350 Mann starke ägyptische Truppenhaufe überwältigt und vernichtet. Es scheint also, daß dies tapfere Volk seine karge Heimat mit äußerster Entschlossenheit zu verteidigen bestrebt sei.

IV. Die Orloikob.

Zwischen 2° n. und 4° s. Br. erstreckt sich das von den Orloikob oder Iloikob, Sing. Orloikobani, bewohnte Gebiet. Unter den Küstenstämmen werden diese die Wakuafi und die Wamasay genannt.

Die Orloikob leiten ihre Herkunft von einer Art Halbgott, dem Neterkob ab, welcher durch den mit dem Himmel identischen Gott, d. h. Engay, Ennyay, vor urdenklichen Zeiten auf den Orldoënnio-Ibor, d. i. den weißen Berg, den Schneeberg Kenia, gesetzt sein soll. Ein Eingeborener vom Berge Sambu oder Meru (?) soll von jenem Halbgotte gehört haben. Das Weib dieses Eingeborenen, ebenfalls Sambu genannt, wurde auf Neter-

kobs Fürbitte schwanger und wurde Mutter der Stammväter der Orloikob. Nyamasi Enauner lernte von Neterkob die um den Schneeberg herum weidenden Rinder und Büffel (?) zähmen. Nyamasi siedelte sich am Sambu-Berge an und ward dieser Hauptsitz des Volkes der Masay, der Kenia aber wurde Hauptsitz des Volkes der Kuafi. Beide Nationen sind mit einander verwandt, was sie aber nicht hindert, zuweilen einander in blutiger Weise zu befehden. Die Masay nennen sich selbst Il-oikob (oder oigob) die Männer, die Starken, nennen aber die von ihnen verachteten Kuafi mit dem weiblichen Artikel Imbarawuio (Lepsius). Es soll gleich hier bemerkt werden, daß die Vorsilbe Wa die Mehrheit — ein Volk — (weiter westlich und südlich Ba), daß die Vorsilbe Ma oder Mo, M' die Einheit eines Individuums bedeute. Daher Makuafi ein Kuafi, Wakuafi die Kuafi. Mosuto ein Suto, Basuto die Suto 2c. Die Schreibarten: „Die Wamasay, die Wakuafi sind daher eigentlich Pleonasmen, welche man indessen hier wohl durchgehen lassen darf.

Die ganze Sage vom Ursprunge der Orloikob erinnert, wie wir sehen, außerordentlich an diejenige von Tulu-Wolal — dem vergessenen Berge, dem angeblichen Heimatsort der Orma. (S. 37.) Merkwürdigerweise heißt im Betchuana-Kaffrischen Wolala der Auszug. Vielleicht hat also Tulu-Wolal die ähnliche Bedeutung eines Berges des Auszuges, Ausmarsches.

Die Sprache der Orloikob, das Engadok-Irloikob, ist dem Gala verwandt und Barth hat keinen Anstand genommen, dies Idiom mit dem Gala zu einer Sprachfamilie zu vereinigen. Lepsius hält das Oigob, wie er die Sprache der Irloikob nennt, für eng verwandt mit dem Idiom der Bari am oberen weißen Nil! Über die mutmaßliche Verwandtschaft der Bari mit den Gala vergleiche übrigens die oben (S. 171) erwähnten Mitteilungen Bakers u. s. w.

Nach Krapf und Hildebrandt erinnert das Äußere der Wamasay, des interessantesten der Orloikob-Stämme, an dasjenige der Somal und ihrer Verwandten. Hildebrandt glaubte sogar

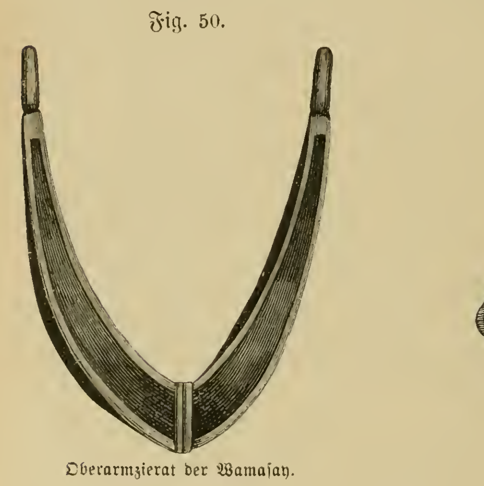
in manchen der 1878 und 1879 durch Hagenbeck nach Deutschland gebrachten nubischen Bedja eine beträchtliche Ähnlichkeit mit dem Grundtypus der Masay herauszuerkennen. Von mir eindringlich darüber befragt, wies Hildebrandt auf die hier unter Fig. 39 bis 41 veröffentlichten Somal-Porträts als die den Masay ähnlichsten Gesichtstypen hin. v. d. Decken fand eine Ähnlichkeit zwischen diesen und den etwas schärfere Züge besitzenden Individuen unter den Natalkaffern, d. h. Zulu-Kaffern, heraus. Dies läßt sich dadurch erklären, daß erstens manche Zulu-Gesichter an diejenigen von Somal und Bedja erinnern sollen und daß zweitens die Masay an Putz und Bewaffnung selbst manches wieder an die Kaffern Erinnernde darbieten.

Im allgemeinen sind die Wamasay und Wakuafi groß, schlank und tief dunkelbraun, mit rötlichem Grundton, gefärbt. Die langen Köpfe zeigen eine nach hinten zurückweichende Stirn, eine entwickelte, aber mit breiten Flügeln versehene Nase, wulstige Lippen und einen grimmigen, zuweilen fratzenhaft verzerrten Ausdruck. Decken sagte mir, er habe in ganz Ostafrika nirgend so böse, so tückisch aussehende Menschen beobachtet wie die Masay. Das Haar ist in ca. 200 mm langen krausen Haarbüscheln verteilt. Die Frauen sind heller als die Männer. In ihrer früheren Jugend sind sie wohlgebildet, welken jedoch unter schweren Lebensmühen schnell dahin.

Die Orloikob binden ihr Haar am Hinterkopf mit einer Schnur zu einem Endwulst zusammen. Um die Hüften wird bei den Masay-Männern ein Jungkalbfell, mit Schafschwanzfett gewalkt, oder auch ein Stück, öfters mit Ocher gelbgefärbten, groben Baumwollenstoffes geschlagen. Kinder erhalten Ziegen- und Schafhäute zur Kleidung. Über den Rücken wirft der Masaykrieger ein länglich-viereckiges Stück weißen an den Seiten rot bordierten Baumwollenzeuges. Dasselbe hat, wie der südamerikanische Poncho, ein Loch zum Hindurchstecken des Kopfes, reicht vorn nur bis etwa zu den Brustwarzen, hinten aber lang herunter, deckt jedoch die Schultern nicht. Diese Kleidung, welche lose im

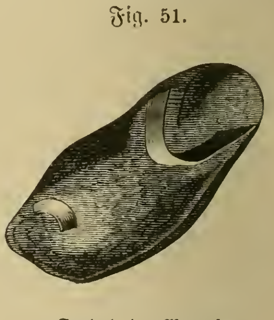
Winde flattert, heißt Neiwera und wird durch die Handelskarawanen fertig genäht hinzugeführt. Um das Gesicht und den Vorderscheitel wird ein breites Lederband gelegt. Dieses ist mit den ringsherum abstehenden, rot gefärbten Borsten des Warzenschweins oder der Zebramähne besetzt. Außerdem trägt das Band oben auf dem Kopf noch einen Stutz von Straußfedern oder von den unteren Schwanzdeckfedern des Marabustorches, selbst von den Schwanzfedern des Paradieskranichs (Grus paradisea). Dieser an einen ähnlichen Putz der Schilluk und Bari am weißen Nil

Fig. 50.



Oberarmzierat der Wamasay.

Fig. 51.



Sandale der Wamasay.

erinnernde Kopfschmuck verleiht seinen Inhabern ein besonders verwogenes Aussehen. Halsbänder aus Glas- und Metallperlen sowie Handbänder werden nicht verschmäht. Die Masay haben noch einen sonderbaren Schmuck am Oberarm, nämlich zwei aus Büffelhorn geschnitzte Spitzbögen, welche an den zusammenhängenden Basen in zwei Schenkel auslaufen, nach oben jedoch eine Klammer bilden, in welche der Arm eingezwängt wird. Die freien Schenkel des Schmucks ragen nach oben empor (Fig. 50). Manche dieser Leute schützen den Unterarm noch durch

dicke, fußlange Spiralen von Eisen- oder Messingdraht gegen Keulen- oder Schwerthiebe. An den Füßen trägt man breite, plump gearbeitete Sandalen (Fig. 51).

Als Waffen dienen den Masaykriegern eine lange Stoßlanze mit fußlanger, breitlanzettförmiger Spitze, ein kürzerer Wurfspeer, eine Knopfkeule etwa von Form der bei den Kaffern üblichen Iwiza, ferner ein 1050 mm hoher, ovaler Schild aus Ochsen- oder

Fig. 52.



Wakuafi-Frau und Kind.

Büffelhaut, dessen Außenfläche schwarz, weiß und rot gefeldert erscheint, dann ein langes, gerades Schwert ohne Parierstange. Letzteres wird selten umgegürtet, sondern meist frei in der Hand an seinem Griffe getragen. Die Scheide umfaßt nur einen Teil der Klinge.

Die Weiber tragen ihre Haare nach Art der Somalfrauen in Flechten gelegt, werfen ein Lederröckchen um die Lenden und

auch wohl noch ein großes Stück Baumwollenzeug über die Schultern und Hüften.

Ganz ähnlich wie die Wamasay kleiden und waffnen sich die ihnen in allen Stücken so nahestehenden Wakuafi. Bei diesen wie bei jenen werden die Ohrläppchen durchstochen und wird die Öffnung derselben häufig übermäßig erweitert (Fig. 52). Beide Völker brechen sich ihre beiden unteren mittleren Schneidezähne aus.

Ich habe nebenbei eine Gruppe Masay nach den speziellen Angaben von Hildebrandt und mit Zuhilfenahme der von diesem verdienten Reisenden mitgebrachten Waffen u. s. w. gezeichnet. Diese Skizze sollte einst dem Reisebericht Hildebrandts einverleibt werden und mag hier zu seinem Andenken Verwendung finden (Fig. 53). Die Köpfe können natürlich keinen Anspruch auf typische Ähnlichkeit machen, indessen wird das übrige, durch den Reisenden gutgeheißen, dennoch einen ziemlich richtigen Begriff von der Tracht und Bewaffnung dieses höchst merkwürdigen Volksstammes gewähren. (Der Schild ist im Schnitt etwas zu schmal geraten.)

Die Masay und Kuafi röten sich bei ihren Tänzen den Körper mit Ocher und salben ihn mit vom Fettschwanz des Schafes gewonnenen Talg ein. Sie üben bei beiden Geschlechtern die Beschneidung aus. Die einem und demselben Distrikt angehörenden Knaben und Mädchen einigen sich zu Kameradschaften, welche an die Choëras der Basuto (Abantu) erinnern. Jede Kameradschaft läßt von Seiten eines alten Kerls resp. Weibes die Beschneidung über sich ergehen.

Als Wohnungen dienen zeltartige, mit Rindshäuten gedeckte, zur Regenzeit mittelst Kuhmist gedichtete Hütten. Zum Schlafen benutzte Matten und Häute, einige grobe Töpfe, Flaschenkürbisse und Lederschläuche bilden deren Ausstattung.

Die Orloikob nähren sich von ungesäuerter Milch, von Talg, Fleisch und von frischem Blut, welches von ihnen öfters mit Milch gemischt getrunken wird. Honigwein ist bei den Masay im Gange, wird aber von den strenggläubigen Somal vermieden.

Fig. 53.



Wamasay.

Tabak wird auch hier nur gekaut oder geschnupft. Die Orloikob schweifen in den Steppen ihres Landes nomadisierend umher. Ihre Viehzucht ist sehr bedeutend. Sie halten Esel, kurzhörnige Zebus, kurzohrige Ziegen und Fettschwanzschafe. Diese sind mit einer etwas wollig-gekräuselten Behaarung versehen. Die Hunde sind eine Art Schäferhunde und sehr wild. Hühner werden nicht gezüchtet.

Nach Hildebrandt herrscht bei den Wamasay und Wanika einiger Hyänenkultus. Stirbt ein solches Tier, so trauert der ganze Stamm darum, stirbt ein Häuptling, so wird nur in dessen Dorfe die Totenfeier veranstaltet. Der Totschlag eines Menschen kann bei den Masay mit Blutgeld gesühnt werden, der einer Hyäne wird direkt mit Blut gerächt. Vielleicht hängt dieses Verhältnis mit dem im Nordosten verbreiteten Glauben zusammen, daß Menschen sich in Hyänen verwandeln können. Bei den Wanika darf nicht einmal das garstige Hyänengeheul nachgeahmt werden, weil das für eine Lästerung des edlen Tieres gilt.

Die Orloikob halten das zur Nahrung für ihre Herden dienende Gras so hoch in Ehren, daß sie es selbst nicht zum Bedecken ihrer Hütten oder zur Herstellung eines Ruhelagers abschneiden. Sie brennen es nicht ab.

Sie beten zum Engay, der, ganz so wie Waka, Himmel und Gott zugleich repräsentiert, auch den Regen spendet. Es giebt bei diesen Völkern mancherlei, aber noch wenig bekannte, abergläubische Ceremonieen. Nach v. d. Decken haben sie ihre Zauberdoktoren, die wie diejenigen der Abantu aus Knöcheln und Würfeln weissagen. Es herrschen hier ferner andere denen der Kaffern ähnliche Sitten. Die Knaben werden mit zehn Jahren als Ilbarnod zu Waffenknechten der Kriegsleute herangebildet. Mit 14 Jahren aber macht man sie zu Ilmoran, Rumuran oder Kriegern. Diese gehorchen im Felde dem Oberkommandierenden Orlkibroni, welcher im Frieden den Dienst als Orloibon, eine Art Priester oder Regendoktor, versieht. Die Ilmoran dürfen

nicht heiraten und wohnen in größeren stehenden Lagern, Orl-mannyara und Engannyasa, beisammen. Kleine Lagerabteilungen heißen Engan. Diese Einrichtungen erinnern an die Ekandas Engandas der Amazulu. Mit 24—25 Jahren können die Ilmoran heiraten und einen eigenen Hausstand, Moru oder Muru, begründen. Bei der Verheiratung giebt es Festlichkeiten, Eß- und Trinkgelage sowie auch Tänze.

Tote bindet man fest in ihre Schlafhäute ein, schleppt sie in den Wald und überläßt hier die mit Zweigen und Blättern bedeckten Leichen den Hyänen zum Fraße, errichtet aber daneben Steinhaufen von ähnlicher Form, wie wir sie oben (S. 197) bei den Somal beschrieben haben.

Die Wamasay und Wakuafi, mehr aber noch die ersteren, sind arge, unverbesserliche Räuber. Alljährlich brechen sie aus ihren unwirtlichen Steppen hervor, suchen die benachbarten Länderstrecken mit Mord und Brand heim, stehlen Groß- und Kleinvieh und verschwinden ebenso schnell wieder, wie sie gekommen sind. Sie fechten, gleich den Matabele-Kaffern und den echten Zulu, in geordneten Haufen, nach bestimmten Regeln des Angriffes und der Verteidigung. Jene werden von einer wilden Tapferkeit beseelt. Sie scheuen sich nicht, über die von vielen, schwer bewaffneten Bedeckungsmannschaften begleiteten Handelskarawanen herzufallen. Sobald die Handelsleute Feuergewehre führen, pflegen sie auch voll ängstlicher Hast ihre Munition in schnell aufeinander folgenden Dechargen zu vergeuden. Die Masay aber schleichen heran, ducken sich, sobald die Salven krachen, mit vorgehaltenen Schilden nieder, springen dann, selten durch die mit schlechtem Pulver geladenen Gewehre verwundet, empor, und werfen sich mit fest eingelegter Lanze und gellendem Geheul auf den entsetzten Feind. Manche Scharen schwächlicher Jünglinge Yemens sind so schon dem Ansturm der grimmen Orloikob unterlegen, ohne erst vorher mit ihren Luntenröhren zum Scharmutzieren gekommen zu sein.

Fig. 54.



Der Zuluhäuptling Goza und sein Gefolge.

Ebenso verfahren die Masaykrieger gegen die nur mit den wenig wirksamen Wurfspeeren bewaffneten Scharen.

Dem Hildebrandt haben diese „afrikanischen Hunnen“ mit ihrem Federschmuck auf dem Kopf, mit ihren großen, bunten Schilden, ihren Stoßlanzen, mit der Art ihrer Kriegführung und ihrer ganzen militärischen Organisation immer einen ähnlichen Eindruck wie die Matabele- und Zulukaffern gemacht. Zum Vergleich lassen wir von letzteren eine charakteristische Gruppe folgen (Fig. 54).

V. Die nigritischen Stämme der äquatorialen Gebiete Ostafrikas.

Teils südlich von den Gala, den Somal und Orloikob, teils zwischen ihnen, leben verschiedene Volksstämme, welche wir vorläufig noch unter der allgemeinen Bezeichnung der nigritischen oder Negervölker unterbringen müssen — dies allerdings nur in der augenblicklichen Ermangelung einer passenderen Einteilung.

Hierher gehören zunächst die Wapokomo, welche sich längs des Dana-Flusses mit Ackerbau beschäftigen. Man betrachtet sie als nahe Verwandte der Wasuahel, glaubt auch, daß ihre Sprache die Wurzel für das an der afrikanischen Ostküste so verbreitete Kisuaheli bilde. Diese Wapokomo, nach Fischer das einzige emsige, arbeitsame Volk in diesem Länderstrich, haben unserem Reisenden zufolge, den Gala gegenüber etwas Bäuersch-Plumpes. Sie sind große, äußerst kräftige, muskulöse Gestalten. Ihre Gesichtszüge sollen nicht unangenehm sein, eine bedeutende Ruhe und eine an Beschränktheit grenzende Gutmütigkeit verraten. Ihre Hautfarbe

bildet ein Schokoladenbraun mit Stich ins Kupferfarbene. Viele derselben haben sich neuerlich in Wito niedergelassen. Sie gehören zu den friedfertigsten und harmlosesten Eingeborenen der ganzen Ostküste.

Die Wasuahel, Singular Masuaheli (abgeleitet von Söhil),

Fig. 55.



Suaheli von Mombasa.

(Fig. 55—59) sind eigentliche Küstenbewohner und unzweifelhaft derjenige Stamm, welcher am meisten der Vermischung mit fremden, namentlich arabischen Elementen ausgesetzt gewesen ist. So ist ein ungleichartiges Gemisch, eins jener rasselosen Völker entstanden, wie wir deren auch in anderen Gegenden Afrikas,

z. B. in der Umgegend von Chartum, in dem nördlichen und mittleren Kordufan, in Fesan u. s. w. antreffen. Trotz dieser Ungleichartigkeit lassen sich doch in anthropologischer Hinsicht zwei Hauptgruppen der Wasuahel von einander unterscheiden, welche durch zahlreiche Übergänge mit einander verbunden

Fig. 56.



Suaheli von Lamu.

werden. Die eine Gruppe vertritt eine Art Mulattenvolk. Es sind dies hauptsächlich diejenigen Familien Zanzibars, welche das meiste arabische Blut in sich aufgenommen haben. Dieselben nennen sich selbst gern Araber, werden aber von den reineren Angehörigen dieser semitischen Rasse nach Thomson

etwas geringschätzig, höchstens als Arabu wa mlima oder Küsten-araber, bezeichnet. Sie gehören als Freie, als Kaufleute und Plantagenbesitzer den besser situierten Gemeinschaften des Landes an. Man trifft unter ihnen mittelgroße, wohlgebildete Gestalten, welche die schlanken Formen der echten Araber mit den stämmigeren

Fig. 57.



Suaheli von Zanzibar.

des Negers vereinigen. Die Gesichter sind hier rundlich-oval, mit ziemlich hoher, gewölbter Stirn, breiter Augenscheidewand, kurzer gerader oder eingedrückter, seltener krummer Nase. Die Nasen-spitze ist meist stumpf, die Flügel sind breit. Diese Leute zeigen ferner volle Wangen, einen gutgeschnittenen fleischigen Mund und ein

kleines gerundetes Kinn. Ihr Haar ist sehr kraus und wächst in Büscheln, kann aber die Länge von 200 mm erreichen. Es giebt unter ihnen Individuen, deren Haar eine schlichtere Beschaffenheit annimmt. Die Hautfarbe ist braun, vom Kolorit des Milchkaffees in schokoladen- und in lohbraun variierend. Der Gesichtsausdruck ist intelligent. Die Suahel, deren ganze äußere Erscheinung nicht unangenehm ist, neigen zur Beleibtheit. Ihre Haltung ist eine würdevolle. Innerhalb derselben Gruppe existieren Individuen, welche durch ein längeres Oval des Gesichtes, durch höhere schmalere Stirn, eine längere, häufiger gekrümmte Nase und durch dünnere Lippen, durch schlichteres Haar, auch üppigere Bartbildung eine stärkere arabische Blutmischung verraten.

Die andere Gruppe der Suahel, welche mehr die Arbeiter oder Mukadim, und die Sklaven umfaßt, hat einen durchaus nigritischen Habitus. Diese sind wieder sehr vom Blute der aus dem Innern herzugeführten Sklaven durchsetzt. Thomson ist sogar geneigt, die Wasuahel im ganzen als eine Anhäufung von freigelassenen Sklaven und deren Abkömmlingen anzusehen. Indessen giebt er selbst zu, daß hier vor der arabischen Besitzergreifung ein bestimmter nigritischer Stamm Namens Swahili existiert habe. Dieser Stamm soll in die vermehrte Sklavenbevölkerung aufgegangen sein und dieser nur seine Mundart zurückgelassen haben. Unter diesem Typus giebt es mittelgroße und sehr große Gestalten von häufig mächtiger, muskulöser, wenn auch plumper Bildung. Ihr Brustkorb ist nicht selten wohl entwickelt, trapezisch, die Schultern sind voll, fallen aber doch etwas eckig und steil nach unten ab, die Oberarme und Oberschenkel sind fleischig, die Unterarme und Schenkel aber verhältnismäßig dünn, die Hände und Füße sind groß, breit. Die Hacken stehen vor. An den langen Köpfen zeigt sich eine von unten stark nach hinten zurückweichende Stirn, eine kurze, stumpfe, eingedrückte Nase mit breiten Flügeln, vorragende Kiefern mit wulstigen Lippen und ein niedriges rundes Kinn. Derartige Physiognomieen zeigen das, was man Negergesicht zu nennen

pflegt, in beträchtlichem Maße (Fig. 58, 59). Das Haar dieser Leute ist sehr kraus-büschelig, die Farbe ist dunkel, bis tief in bisterbraun und braunschwarz ziehend. Derselben Gruppe ist das Blut der Wanyamesi, Wayao, Wasambara, Wasagara, Wazaramo u. s. w. u. s. w. entweder in vorherrschendem Grade beigemischt, oder sie sind überhaupt nur ein Gemisch von Vertretern solcher Stämme des Hinterlandes. Ihre rohe Bildung prägt sich auch



Fig. 58. Suaheli.

Fig. 59. Suaheli.

in dem wenig intelligenten Ausdruck der Physiognomieen, in den mit gelblicher Bindehaut versehenen, träge-glotzenden Augen aus. Die Weiber dieser Gruppe weisen nur in sehr jugendlichem Alter niedliche Erscheinungen auf. Sie erhalten frühzeitig grobe Formen, stark hängende Brüste, dicke Bäuche u. s. w.

Die wohlhabenderen Suahel lieben es, die Kleidung der gutsituierten arabischen Klassen nachzuahmen. Da sieht man bunt-

farbene Turbane, zuweilen die im ganzen Orient beliebte, grellfarbig-seidene, betroddelte Kufie, ferner Kaftane, gestreifte Westen, feine Unterhemden, seidene Schärpen, arabische oder indische Saffianschuhe u. s. w. Die Frauen nehmen einen kurzen mit Augenöffnungen durchbrochenen Gesichtsschleier vor und behängen sich mit edlem, oft recht geschmackvoll gearbeitetem Geschmeide von solider oder von Filigranarbeit u. s. w. Die Männer verfehlen selten, einen mit edlem Metall und sogar mit Edelsteinen besetzten arabischen Dolch, eine Djembie, in den Gürtel zu schieben. In Seide oder Leder eingenähete Amulete (d. h. Koransprüche) sind bei beiden Geschlechtern in Gebrauch.

Diese Tracht wird von den Ärmeren in mannigfaltiger Weise vereinfacht. Die Sklaven tragen nur ein Stück Baumwollenzeug, Schukka, um die Hüften. Den Sklavinnen reicht dieses Zeugstück züchtig von der Brust bis auf die Waden hinab.

Amber zu Räucherungen, Rosen-, Sandelholz- und Geraniumöl, Moschus und noch andere starkriechende Stoffe sind hier sehr beliebt. Die Frauen färben die Augenlidränder mit Kochle dunkel, die Nägel mit Hinna rot.

Die Suahel der Städte wohnen in den solider gebaueten Häusern, deren Stil im ganzen sich dem in Moka, Djidda und anderen arabischen Küstenorten gebräuchlichen anschließt. Die Leute sind aufrichtige, nicht fanatische Mohammedaner, auch im ganzen getreue Unterthanen ihrer aus Oman stammenden Sultane. Der Sklave wird hier, wie überall im Osten, nicht schlecht gehalten und sehr leicht der Vertraute des Hauses. Er unterliegt durchaus dem vom Islam gebotenen Gesetz, welches ja überhaupt die öffentliche und private Richtschnur im ganzen Suaheligebiete bildet.

Die Sprache, das Kisuaheli, zeigt zwar viele semitische Lehnwörter, ist aber bei alledem ein echt afrikanisches Idiom. Es klingt bei dem Vokalreichtum, wie ich mich selbst überzeugt habe, voll und angenehm. Diese Sprache vermittelt den Verkehr für die ganze Küste und für das Innere.

Ein anderes zahlreiches Volk sind hier die Wanika. Sie wohnen längs der Küste von der Bai von Kilefi in 3° 37′ s. Br. bis zur Bai von Tanga in 4° 55′, nördlich bis zu den Gala, südlich bis an das Vorgelände des Gebirgsgebietes Usambara, westwärts bis zu den inneren Ebenen reichend. Kersten schätzt nach Krapf ihre Zahl auf etwa 50000, darunter 20000 Walupangu oder Wanika im engeren Sinn nördlich und 30000 Wadigo südlich von Mombasa. Burton hält die Zahl 50000 für zu hoch. Nach ihrer eigenen Überlieferung sind sie von den Galas etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts aus den nordnordwestlich von Melinde liegenden Gebieten ausgetrieben worden. Burton entwirft folgende Schilderung ihrer physischen Beschaffenheit: „Die Wanika-Rasse ist physisch weder den anderen Negroiden untergeordnet, noch so niedrig stehend wie Congo-Neger. Ähnlich den Gala und Somal ist ihr Schädel pyramidal und länglich-rund, abgeflacht und seitlich zusammengedrückt an der Stelle, welche die Phrenologen als den Sitz der Moralität kennzeichnen. (?) Diese zusammengedrückte Form ist unter wilden barbarischen Völkern konstant. Die Gesichtsbildung ist von den Augen an nach unten hamitisch, die Stirn ist mäßig hoch, breit, kegelförmig, die Augen stehen nicht sehr weit voneinander; das Gesicht ist breit und voll und hat entwickelte Jochpartien; die Nase ist eingedrückt, hat weite Naslöcher, sie ist plump, schlecht geformt. Die Lippen sind scharf gerandet, fleischig, wulstig, die Kiefern ragen hervor. Der Bartwuchs ist gering. Das lange straffe Haar bildet dünne von Fett strotzende, korkzieherartige Locken. Es wird an der Stirn von Ohr zu Ohr abrasiert. Die Haut fühlt sich sanft an, dünstet aber nach afrikanischer Weise aus und hat eine schokoladenbraune Farbe. Diese wird nur dann schwarz, wenn die Mutter eine aus dem Süden gebrachte Sklavin gewesen ist. Die Gestalt ist, wie das Gesicht, oben semitisch, unten negerhaft. Der Kopf ist gut an die breiten Schultern angesetzt. Der Brustkasten ist breit. Der Bauch ist beim Erwachsenen während der guten Jahre nicht aufgetrieben. Die

Unterschenkel stehen nach vorn vor (?), der Fuß ist breit, platt und hat nach hinten vorragende Fersen. Bei den Weibern befindet sich oberhalb der Hüften und Oberschenkel der mediçäischen Venus eine häßliche, affenähnliche Maske und unter dieser wieder ein schlapper Busen. Vieles in dieser dem „gebildeten Laien“ vielleicht recht geistreich dünkenden Auseinandersetzung des berühmten Afrikareisenden läßt den Anthropologen zu wünschen übrig. Was heißt z. B. ein semitischer Oberkörper? Burton bildet einen Nikakrieger mit breitem, kräftigen Brustkasten ab, welcher weit eher an denjenigen des Zulufeldherrn Dabulamanzi als an den eines Mannes aus dem Stamme Sem erinnert. Burtons Abbildung könnte sonst gut sein, wenn nicht die unafrikanischen, übertrieben dicken Waden den Kenner verdrießen würden.

Die Wanika-Männer schlagen eine Schukka (S. 223) oder ein Lederstück um ihre Hüften. An den Armen haben sie Ringe von Kupfer oder Eisen. Die Weiber bedienen sich ebenfalls eines solchen Lederschurzes sowie eines aus denselben Stoffen bereiteten Busentuches. Auch sie haben metallene Armringe. Um den Hals legen sie breite, in einer Ebene umeinandergebogene Drahtspiralen, die nach allen Seiten hin tellerartig abstehen. Lederne, mit Quasten besetzte Kniebänder werden von beiden Geschlechtern getragen.

Ihre Waffen sind Bogen und vergiftete Pfeile, ein mächtig langes Schwert von der bei den Masay üblichen Form (Fig. 54), ein kurzes Messer und eine der Iwiza ähnliche Keule. Letztere dient bei allen diesen Völkern zunächst zum Schlagen und dann auch zum Werfen. Auf Reisen führt man ein niedriges, dreibeiniges Stühlchen mit sich, wie die Bari am weißen Nil dies mit einem vierbeinigen thun, ferner ein zur Mischung von Milch und Blut dienendes Rührstäbchen u. s. w.

Sie salben den Körper mit Fett ein, sind übrigens unsauber und übelriechend. Fleißige und umsichtige Ackerbauer, wissen sie ihre Felder mit den hier üblichen wenigen Getreidearten, nament-

lich Sorghum, wohl zu bestellen. Im Küstengebiete strotzt es von herrlichen Kokospalmen, denen man den süßen berauschenden Tembo, den Palmenwein abzapft. Diesen und das ebenfalls Tembo genannte Sorghumbier vertilgen die Wanika mit unbeschreiblicher Lüsternheit, sodaß sie häufig in völlig trunkenen Zustand geraten. Ein solcher wird aber ihrem physischen und gesellschaftlichen Gedeihen sehr schädlich. Wo den Wanika der Tembo fehlt, da verhalten sie sich auch ganz ordentlich. Sie geben dann sehr brauchbare und ausdauernde Träger ab, jene Pagazi, welche auf allen Handelszügen und Reisen eine wichtige Thätigkeit entwickeln. Ferner flechten sie hübsche Matten, sie fischen und graben Kopal. Letzterer ist das Harz eines kaum bekannten, jetzt wohl ausgestorbenen, hier Msandarusi genannten Baumes (Trachylobium?), welches in Körnern, Klumpen und Platten mit außen verwitterter Schicht im Sande gegraben wird. Es enthält wie der Bernstein häufig Insekten als Einschlüsse. Gerade das Zanzibar-Produkt liefert den feinsten Kopallack. Der von den Wanika und den Nachbarstämmen gesammelte elastische Gummi ist der eingedickte Saft von Schlinggewächsen (Landolphia). Dies Erzeugnis wird vielfach mit Borke, Moos u. s. w. verunreinigt.

Die Wanika halten hier und da Märkte ab. Sehr besucht ist nach Kersten derjenige von Emberria im Kiriamagebiete. Dort kommen außer den Wanika auch Wakamba, Suahel, Araber und Gala zusammen, um Kühe, Schafe, Ziegen, Kopal und Elfenbein gegen Baumwollenzeuge, Messingdraht und Eisen umzutauschen.

Die Wanika wohnen in cylindrischen Hütten mit abgestumpften Dächern. Ihre Dörfer (Kaja) werden von einer oder selbst von mehreren hohen, dichten Umzäunungen eingeschlossen, durch welche nur niedrige Eingänge führen. Gewöhnlich zwar wohnen diese Leute in ihren Schambas oder Plantagen. Früher sollen sie viel Vieh gehabt, dies aber durch die Raubzüge Fremder, namentlich der Orloikob, eingebüßt haben. Da sind sie denn

durch die Not gezwungen worden, seßhaft zu werden und Ackerbau zu treiben.

Die Wanika erziehen ihre Kinder besser als viele andere ostafrikanische Stämme. Werden diese mannbar, so vereinigen sie sich, ähnlich wie die der Orloikob und Betchuanen, zu Kameradschaften, an denen man gemeinsam die Beschneidung vollzieht. Werden die Knaben mannbar, namentlich die Söhne von Häuptlingen, so verüben diese den Wagnaro, d. h. sie verstecken sich nackt in den Wäldern und suchen die erste beste ihnen aufstoßende Person zu ermorden. Das erinnert leider an die wildesten Sitten unter den Afer, den Dayaks von Borneo und anderern südasiatischen Stämmen.

Bei Todesfällen wird furchtbares Klagegeheul erhoben und wird die Leiche, mit Ricinusöl gesalbt und auf eine Bettlade oder Kitanda (Alga, S. 79) gelegt, in ein tiefes Grab gesenkt. Dies wird mit Ziegen- oder mit Rindsblut besprengt. Dabei giebt es Totentänze und Schwelgereien. An den Gräbern werden hier, wie bei so vielen afrikanischen Stämmen, den Geistern der Verstorbenen Speise- und Trankopfer dargebracht. Letzteres geschieht auch wohl bei einfachen Gastmählern.

Sie haben einen eigentümlichen Glauben an Seelenwanderung. Die Geister der Verstorbenen sollen nämlich zu Geistern noch nicht geborener Kinder werden. Deshalb ähneln ja auch die Kinder so sehr den Eltern. Die Genien oder Koma sind unsichtbare, in Gräbern, im Blitz und Donner u. s. w. weilende Wesen, welche Opfer annehmen. Es werden auch Wasser- und Baumgeister verehrt, namentlich diejenigen der Kokospalmen. Die Vernichtung eines dieser edlen Bäume wird als ein schweres Verbrechen betrachtet. Auch fehlt nach Kersten der Glaube an ein höchstes Wesen nicht, wiewohl die Vorstellung von demselben eine nur unklare bleibt. Man bezeichnet dasselbe mit dem allen Stämmen der südafrikanischen Sprachfamilien gemeinsamen Worte Mulungu. Kersten denkt hier an Ukulunkulu und Umchlanga, Umchlaka der Bantu. Die Aussprache dieser letzteren Wörter

steht dem mit vollem Munde vorgestoßenen Worte Mulungu, M'lungu nicht so fern, als man beim ersten Gedanken glauben möchte. Dies wie so sehr vieles andere zeigt, daß u. a. die Wanika den Übergang der äquatorial-afrikanischen zu den südafrikanischen Völkern vermitteln. Die Regendoktoren, deren Einfluß sich vom ägyptischen Sudan bis zum Großen Fischflusse in Südafrika hin bemerkbar macht, entfalten auch bei den Wanika ihre Macht und gehen mit ihnen die Zauberer Hand in Hand.

Ein toller Spuk wird hier mit dem Muansa getrieben, einer Art Orakel, hervorgebracht an hohlen Bäumen oder hohlen Holzstücken mittelst schnellen Umdrehens, Anblasens oder Hineinschreiens (so wenigstens habe ich die darüber von mir befragten Personen verstanden). Die Einweihung in das grobkindische Geheimnis des Muansa kostet den Anstrebenden unterschiedliche materielle Spenden. Das Muansa wird von den Häuptlingen und Stammältesten, einem wahren Senat, bei allen möglichen Gelegenheiten in Thätigkeit gesetzt, wobei man natürlich die größte Heimlichkeit beobachtet und die Akteurs sorgfältig verbirgt.

Der Rat der Ältesten bildet die eigentliche Regierung im Wanikalande. Dieser Rat prüft und genehmigt die von der Volksversammlung, bei welcher die Notabeln das Wort führen, getroffenen Beschlüsse.

Einen anderen angesehenen Stamm Eingeborener in hiesiger Gegend bilden die Wakamba. Das Land Ukamba (nicht Ukambani, wie die deutschen Missionäre schrieben) erstreckt sich zwischen dem oberen Dana und oberen Sabaki, etwa unter dem 1° 30″—3° s. Br., dem 38—39° ö. L. Greenw. Das Volk, die Wakamba, scheinen den Gala und Somal zu ähneln. Ihre Gestalten sind schlank und wohlgeformt, der Kopf ist lang, die Stirn zurückweichend, die Nase ist zwar hervorragend, an den Flügeln aber recht breit, ihr Haar ist nicht sehr stark gekräuselt, es wächst ziemlich lang, jedoch in Büscheln. Hildebrandt bemerkt, daß bei ihnen und bei den Wataita eine schiefe Augenstellung

nicht selten vorkomme. Unser Reisender spricht ihnen die stark-riechende Ausdünstung ab. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraunrötlich. Je heller diese ist, für desto edler gilt das Individuum. Die Weiber sind, trotz daß sie viel in freier Luft zubringen, heller

Fig. 60.



Wakamba Frauen.

als die Männer. Daß sie nicht zu den Schönheiten gehören, beweist die beifolgende, nach einem Daguerreotyp angefertigte Abbildung von Guilain (Fig. 60). Hildebrandt sah in Kitui einige Weiber von fahler gelblichschwarzer, derjenigen einer Negerleiche ähnlicher Färbung. Auch die Kinder zeigen sich heller, die

völlige Ausfärbung scheint erst mit der Pubertät einzutreten. Die Haare ganz junger Kinder sind noch nicht gekräuselt und stehen borstig ab; ihre Farbe ist dunkelblond. Unser Reisender fügt hier die sehr richtige Bemerkung hinzu, daß Sonne und Luft den Teint des Negers in ebensolcher Weise dunkelten wie den des Europäers. Die Wirkung ist dort nur eine intensivere.

Die Wakamba spitzen sich die vier oberen Schneidezähne mit der Axt und schlagen die beiden mittleren unteren Schneidezähne heraus. Dies gilt als Stammesabzeichen. Ferner rupfen sie sich mit feinen Zängelchen die Augenwimpern und andere Körperhaare aus; erstere verlieren sie natürlich nicht zu ihrem Besten. Wie bei den Wanika und Wataita schneiden sie alles Haar bis auf eine am Hinterkopf bleibende Krone ab, deren Haar in viele kleine Zöpfchen gedreht und mit Fett, auch Ocher einpomadisiert wird. Diese Zöpfchen werden mit weißen Perlen ausgeputzt. Übrigens sind noch andere zum Teil recht phantasievolle Haartouren Mode. Mehr Weiber als Männer üben hier die Tättowierung, namentlich am Bauch, in der Gegend zwischen den Brüsten, an diesen selbst und an den Schultern. Sie durchstechen das Ohr mit ein bis vier Löchern.

Die Männer bedienen sich eines sehr einfachen schmalen Schamschurzes von mit Ocher bestrichenem Baumwollenzeuge. Um den Oberkörper wird eine mit Ochersalbe wasserdicht gemachte Schama gelegt. Alte wohlhabende Männer tragen einen der buntbezwickelten indischen Schale, die auch in Abyssinien und in Sennaar ähnlich einer Schama benutzt werden. Als Schmuck gebrauchen sie alle möglichen Arten farbiger Perlen, die Deckel der Gehäuse von Seeschnecken, die Samen wohlriechender Wurzeln, Stückchen von Straußeierschalen, Kauris, Drahtspiralen, Drahtkettchen und Münzen. Alle diese schönen Sachen reihen sie zu Schnüren auf. Hildebrandt wurde messingene Zahlpfennige und echte deutsche Reichspfennige reißend los.

Sie benutzen ferner Schnupftabaksdosen aus Flaschenkürbis,

aus Horn, Palmfrüchten, und Ohrringe aus doppelt gedrehtem oder spiralgewundenem Eisen= und Messingdraht u. s. w. Endlich wenden sie auch die Flügeldecken einer Käferart (Sternocera Hildebrandtii) an. Die Finger werden wieder mit Drahtspiralen oder mit Ringen, deren Platten lange breite, zum Parieren der Schwerthiebe taugliche Schilder bilden, geschmückt. Am Arm befestigt man Ringe aus der Sohlenhaut der Elefanten, ferner Spiralbänder aus weichem Eisen mit Kerbungen am Rande, seltener aber Elfenbeinringe. Um das Knie wird, wie bei vielen Afrikanern, ein Ziegenbart gebunden, um die Knöchel werden Kettchen voll kleiner Glöckchen geschlungen. Als Amulete dienen Holz= und Wurzelstücke, perlenverzierte, mit Zauberkram vollgestopfte Hörnchen der kleinen Antilopen und der Ziegen, sodann Löwenkrallen, Zähne des Wildschweins, Schlangenwirbel, skulpierte, auch mit Zaubermitteln gefüllte Flaschenkürbisse u. s. w. u. s. w. Man glaubt hier steif und fest an die Schutzkraft solchen Quarkes.

Geht der Makamba in den Krieg, so färbt er sich, ähnlich den Berta, Bari und anderen Stämmen des Nil, mit Ockersalbe, legt einen Ring von Zebra=Mähne um die Brust, sowie einen mit schwarzen und weißen Straußenfedern, auch Hahnenfedern geschmückten Lederstreifen oder eine aus Pavianfell verfertigte Kappe um den Kopf. Um die Kniee schnüren diese Leute schwarz=weiße Fellstreifen des Stummelaffen (S. 174). So ausgerüstet, gleichen die Wakamba den Bari und noch täuschender den Kaffern (Fig. 54). Sie führen als Waffen Bogen und Pfeile, letztere mit dem hauptsächlich aus dem Holz einer Carissa=Art gezogenen Gift bestrichen, ferner lange Schwerter von Form der bei den Masay gebräuchlichen (S. 212), manchmal auch morgensternartig mit Drahtringen verzierte Keulen.

Auf Märschen benutzen die Wakamba Sandalen, hängen ein als Sitzunterlage dienendes Stück Ziegen=, Zebra= oder Leopardenfell um die Schultern — wie dies seitens der Sennaar

und Fasoglo bewohnenden Schwarzen geschieht, sie nehmen, ähnlich wie die Bari, ein dreibeiniges Stühlchen mit sich, welches letztere auch als Nackenunterlage beim Schlafen dient, ferner eine aus verzierter Kürbisschale verfertigte Wasserflasche, zum Letzten das Feuerzeug und eine dreiseitige zur Aufnahme von allerlei Kleinigkeiten dienende Ledertasche. Feuer wird hier durch Reiben von Hölzern aneinander hervorgebracht.

Ganz kleine Mädchen erhalten vorn (wie bei den Bari) eine Art Schurz von kleinen Kettchen und hinten einen solchen von schwalbenschwanzartig zugeschnittenem gölten Leder. Säuglinge werden wie bei den Somal auf den Rücken gebunden. Heranwachsende Mädchen werden gleich den ärmeren Frauen mit einem gölten Schurz gegürtet. Wohlhabendere Frauen tragen einen solchen von Stabperlen, die aus aufgereihtem Eisen-, Messing- und Kupferdraht gearbeitet werden. Derartige Schurze, schwer und panzerartig wirkend, zeigen die Form eines Wappenschildes. Bei Kälte und Regen wird ein Überwurf aus mit Öl oder Butter gewalkten und rotgefärbten Schaf- oder Ziegenhäuten übergenommen. Kopf und Füße bleiben unbedeckt. Der Weiberputz ähnelt demjenigen der Männer.

Die Wakamba wohnen in spitze Kegeldächer tragenden Hütten von der in Abyssinien üblichen Form. In diesen befinden sich feste, mit Rohrgittern verschlossene Schlafplätze aus demselben Material, alsdann einige hübsch geflochtene Körbe, Kürbisflaschen, grobe Töpfe, ein größerer und ein kleinerer (Reib-) Stein zum Zerkleinern des Getreides, ein hölzerner Mörser zum Zerstoßen des letzteren und zugleich des Zuckerrohrs. Als Getreidespeicher dienen wie bei den Völkern des oberen Nilgebietes besondere, gegen Nässe und Termiten durch einen Pfahlunterbau geschützte Hütten. Die Dörfer werden mit einer sehr festen, aus Palissaden und Dornzweigen bestehenden Zeriba oder Zaun umgeben, den eine Balkenpforte schließt. Mitten im Dorf wird, wie bei den Nilvölkern und den Abantu, das Vieh untergebracht.

Die Wakamba treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Han-

del. Als anbauwürdige Pflanzen werden von ihnen Sorghum, Penicillaria, Mais, Strauchbohnen (Cajanus), Bohnen, Kürbise, Tabak, Ricinus, Manioc, einige Bataten, Bananen und Zuckerrohr behandelt. In der Meeresnähe gedeihen Kokospalmen, deren Produkte zu den Wakamba gelangen. Diese kauen und schnupfen Tabak.

Die Viehzucht der Wakamba ist beschränkter als die der Orloikob. Aber auch sie trinken Blut, essen das Fleisch der Haustiere und Wildbret. Schlangen werden nur in den Pflanzungen, nie in den Häusern, getötet. Die Sykomore gilt ihnen als heilig, wie ja auch den Gala und Somal.

Die Wakamba sind mit Bogen und Pfeil gute Jäger. Sie unternehmen große Handelszüge, fechten aber ungern im freien Felde. Gefallenen Feinden werden Hände, Füße und Geschlechtsteile abgeschnitten und als Siegeszeichen aufgestellt. Sie gehen Blutsbrüderschaften, feierliche Freundschafts- und Schutzbündnisse ein. Letztere, zum Teil mit in unseren Augen etwas unzüchtig erscheinenden Ceremonieen verknüpft, sind durchaus bindend und werden sogar vererbt.

Die Wakamba glauben an einen Gott Mlungu (S. 227), von dem sie Gutes, und an einen Teufel, von welchem sie Böses zu erwarten haben. Sie fürchten den bösen Blick und den Zauber. Ihre Doktoren wahrsagen aus den Eingeweiden, veranstalten auch Gottesurteile. Hexenmeister werden mit Holzscheiten totgeschlagen.

Als Musikinstrumente dienen Rohrflöten und Pauken aus Bambusrohr (vom Kenia-Berge). Sie sind wie alle diese Ostafrikaner Freunde des Tanzens und Singens. Ihre Kinder erhalten Namen von der Mutter und hängen „ein Sohn des" an. Beschneiden ist hier für Knaben und Mädchen Sitte. Es geschieht dies kameradschaftweise (S. 227).

Die in Stufen geschiedene Regierungsform der Gala, Wanika u. s. w. fehlt den Wakamba, bei denen ein gemeinschaftlicher Häuptling nicht existiert. Die Dörfer stehen unter der Leitung

der Familienältesten, die Karawanen und Heerhaufen unter selbstgewählten Führern.

Das Heiraten geschieht bei den Wakamba nicht so frühzeitig wie bei den anderen Ostafrikanern. Die Braut wird, wie hier fast überall, mit Vieh bezahlt.

Tote werden weder beklagt noch begraben. Man schleppt die nackten Leichen in den Wald und überläßt sie dort den Hyänen zum Fraße. Erben sind hier nur die männlichen Nachkommen. Blutschuld kann durch Entrichtung von je zwölf Rindern gesühnt werden.

Die Wasegua am Djuba-Flusse leiten ihre Herkunft aus Pare und Usambara ab. Sie sind fleißige Ackerbauer. Das Paregebirge liegt westsüdwestlich von Usambara etwa unter 4° südl. Br. und 36° östl. L. Greenw. Die Wapare werden durch v. d. Decken als wohlgebildete, ziemlich hellfarbene Leute geschildert. Sie waren mit ledernen Schürzen bedeckt, mit vielen bunten Perlen geschmückt, an den Armen und Beinen mit Zieraten von Messing und Eisendraht beladen. Ihre Haare hatten sie mit einer roten Thonfettsalbe zu zierlichen Löckchen geringelt. Sie brachten Schafe, Bananen und Zuckerrohr, ein andermal auch noch Hühner, fette Ziegen, Bohnen und Erbsen in kleinen hübsch geflochtenen Säcken, Mais, süße Kartoffeln, Yams-Wurzeln, Wassermelonen, Erdnüsse, Tabak, Salz, Butter u. s. w. zum Verkauf.

Das schon kurz erwähnte Usambara liegt der Insel Zanzibar im Nordwesten gegenüber. Es bildet nach Kersten gewissermaßen einen Wald von Bergen, welche auf der einen Seite sich steil erheben und ohne breite Kuppen zu bilden, auf der anderen Seite eben so schroff wieder abfallen. Zwischen den Bergen erstrecken sich breite fruchtbare Thäler. Thomson schildert mit warmen Worten die großartige Beschaffenheit der hochstämmigen Wälder dieses Gebietes, deren Bäume häufig hohe, strebepfeilerartige, an diejenigen des Seidenbaumwollenbaumes erinnernde Wurzelausläufer besitzen. Man beobachtet hier Farne, die nicht

nur wie am Kilimandjaro buschartig bleiben, sondern selbst baumförmig wachsen. Hier erscheinen mächtige Affenbrotbäume, Fächerpalmen mit einfachem und mit geteiltem Stamme (Borassus, Hyphaene), Euphorbienbäume, über und über mit reizenden Schlingpflanzen bedeckt u. s. w. Eine kletternde Feigenart tötet, ähnlich dem Çipo matador der brasilianischen Urwälder, ihren Baumwirt gänzlich.

Die Wasambara sind kräftig aber etwas plump gebaut, und von ziemlich hellschokoladenbrauner Farbe. Sie gelten als tüchtige Gebirgsgänger, treiben Ackerbau und Viehzucht. Unter ihren Felderzeugnissen zeigen Zuckerrohr und Tabak die vorzüglichste Beschaffenheit. Ihre Kleidung ist dürftig und schmutzig. Thomson sah hierzu von den Weibern die dünnsten, luftigsten Stoffe verwenden.

Usambara ist ein unbeschränktes Königtum, welches vor etwa fünfzig bis achtzig Jahren von Eingeborenen gegründet wurde, die aus den Ngubergen am Panganiflusse gekommen waren. König Kmeri, welcher noch zu Deckens Zeit regierte, hielt sich 300 Weiber und hatte mit diesen angeblich 400 Kinder gezeugt. Das war Politik, indem mit den vielen Prinzen und Prinzessinnen alle wichtigen Ämter besetzt wurden. Sebuke oder Kronprinz ist der nach der Krönung des Herrschers zuerst Geborene. Die Hauptstadt heißt Fuga. Die Truppenmacht ist eingeteilt in die Waïngrese oder Eingländer als Leibgarde, in die Waduruma oder Soldaten des in Bumburri residierenden Sebuke und in die Wapuna oder die den Statthaltern zur Verfügung stehenden Krieger. Krapf lobt den Mangel an Bettlern in diesem Lande.

Diesem Volk sind die Wadigo und Waschensi unterworfen. Letztere bewohnen das sich bis zur Küste erstreckende Vorland von Usambara und lassen sich nach Krapf durch ihre braune Farbe leicht von den viel dunkleren Suahel und Wanika unterscheiden. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, trinken gegorenen Zuckerrohrsaft, rauchen wie die Wasambara viel Tabak, genießen

Fig. 61.



Bäume am Teka-See unfern Mombasa.

Bananen und Mais, kauen auch Zuckerrohr. Das Niederland besitzt nur wenig, das Bergland (Usambara) dagegen zahlreiche Kühe und Schafe.

Das direkt landeinwärts von Mombasa gelegene Gebiet enthält viele naturliche Reichtümer. Die hiesigen Landschaften entbehren nicht der Anmut. Man findet u. a. mächtige, weit schattende Bäume (Fig. 61). Die Adansonien bilden prachtvolle Stämme, darunter solche von 150 Fuß Umfang (Fig. 62).

Der südlich vom Kilimandjaro befindliche Jipe-See birgt an seinen von Papyrus (Cyperus Antiquorum) strotzenden Ufern eine Menge Wild, nämlich Zebras, Elenantilopen (Oreas Canna) und andere Tiere dieser Gattung, ferner Gazellen, Nashörner, Löwen, Panther u. s. w. Westsüdwestlich vom Jipesee erstreckt sich das Ugonogebirge. Eine Bucht zwischen zwei vorspringenden Ausläufern desselben enthält die Landschaft Usanga. Sie wird von meist athletisch gebauten, schön gewachsenen Menschen bewohnt, von denen viele über sechs Fuß messen. Einige Frauen zeigten nach Kerstens Bericht eine tadellose Gestalt und namentlich eine klassisch geformte Büste. Nach v. d. Deckens Meinung sollen unter diesen Wasanga die lichtfarbigen Leute mit hübscher Gesichtsbildung mit den Wadjagga, die anderen hellschokoladenbraunen aber mit den Wapare (S. 234) Verwandtschaft haben. Man schlemmt hier eine Art Magneteisensand, vermutlich das Zersetzungsprodukt eines eisenglimmerhaltigen Gneises, schmilzt ihn in Gruben mit Holzfeuer und verarbeitet das so gewonnene starkschlackige Roheisen zu Hacken, in deren Gestalt es auch verhandelt wird. Mit sehr einfachen Gerätschaften werden namentlich von den Djagga die nettesten Eisensachen, Waffen u. dgl. hergestellt. Ich lasse hier die Abbildung einiger solcher Gegenstände folgen, die angeblich aus Uniamezi stammen. Es sind Lanzeneisen, davon eins, wie bei den Kaffern, an einem kurzen Schaft befestigt und wie ein Messer brauchbar, alsdann Streitäxte und ein Schwert (Fig. 63). Die Klingen der Djagga-Schwerter sind vorzüglich,

Fig. 62.

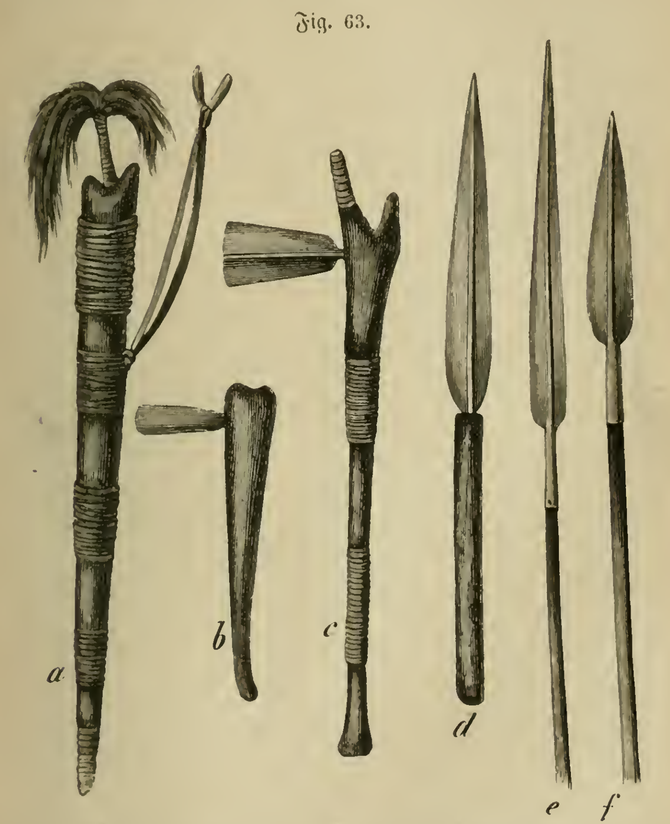


Affenbrotbaum.

trotzdem sie aus weichem Material verfertigt werden. Auch arbeitet man hier hübsche kleine Messer.

Am südlichen Abhange des Kilimandjaro, in einer beträcht-

Fig. 63.



Ostafrikanische Waffen. a. Schwert. b., c. Streitäxte. d. Kurzgeschäftete wie ein Messer gebrauchte Lanze. e., f. Langgeschäftete Lanzen.

lichen Höhe, blühte schon vor Jahrhunderten in einem für afrikanische Verhältnisse prächtigen Klima das Reich Udjagga. Unter ihrem Könige Simba, dem Löwen, eroberten die Bewohner des Landes in jener Periode großer Erschütterungen, welche diese

Fig. 64.



Der Kilimandjaro von Madjame aus gesehen.

Teile Afrikas etwa im 15. Jahrhundert heimsuchten (S. 38), einen großen Abschnitt des östlichen, des mittleren und westlichen Festlandes. Diese Herrschaft hat lange Zeit bestanden, ist aber, wie so manche nigritische Eroberung, wieder total in sich zerfallen. Ein Rest Udjaggas ist Kilima oder Kilema am Südabhange des Kilimandjaro, dieses sich 16500 Fuß über die Ebene, 18700 F. über die Meeresfläche erhebenden Giganten, dessen Westabhang tiefer mit Schnee bedeckt zu sein pflegt als der andere (Fig. 53). Außer Kilima liegen um den Schneeberg her noch andere sogenannte Djagga-Königreiche, wie Madjame, Lambungu, Uru, Pokomo, Kirua, Maranga und Rombo. Madjame und Kilima sind die bedeutendsten. Auch New, welcher den Rücken und die vom Süden aus sichtbaren Endpiks (den östlichen und westlichen) ein wenig anders zeichnet als Decken, betrachtet die Djagga aller dieser Landschaften in sehr richtigem Gefühl als eine einheitliche Völkergruppe.

Alles Djaggaland zeichnet sich durch seinen fruchtbaren Boden aus. Es sind diese an malerischen Einzelnheiten überreichen Gebiete mit ihrer großartigen Gebirgsscenerie und dem üppigen Pflanzenwuchse selbst in den Augen eines so kühl beobachtenden Mannes wie v. d. Decken, wahrhafte Paradiese.

Das sehr industrielle Djagga-Volk wurde mir durch v. d. Decken persönlich in folgender Weise geschildert: Sie haben nicht sehr lange (dolichocephale) Schädel, eine gewölbte Stirn, eine kurze gerade oder nur wenig gebogene Nase mit sehr breiten Flügeln, sowie eine mäßig hervorragende Kiefergegend mit dicken Lippen. Manche Individuen besitzen eine recht angenehme Gesichtsbildung mit feineren Zügen als die Masse des Volkes. Ihr krauses Haar wird manchmal in 230—250 mm langen Strähnen getragen. Ihre Farbe ist dunkelschwarzbraun, dunkelrötlichbraun, zuweilen hellrötlichbraun. Auch Kersten bemerkt, daß Viele bestimmt gezeichnete Augenbrauen sowie Antlitz, Mund und Glieder von feinen schönen Formen haben, während andere negerähnlicher aussehen. (Fig. 65.) Nach Rebmann sollen die heutigen

Herrscher Kilimas vom Panganiflusse herstammen. Dort soll vor ca. 180 und einigen Jahren ein Mann Namens Munie Mkoma nach Djagga ausgewandert sein, hier großen Einfluß

Fig. 65.



Junges Djagga-Mädchen.

und endlich die Würde eines Manki (Königs) erworben haben. Munie Mkomas (oder Rongomas bei den Djagga) Sohne Kombo ist Djeguo, und diesem ist Masaki gefolgt, letzterer der Vater des jetzigen Herrschers Mambo. Die zahlreichen Abkömmlinge dieser

Herrscherfamilie sollen sich äußerlich durch ihre schöne hellbraune Farbe vor den anderen Bewohnern Djaggas auszeichnen. In ihren Sitten aber, in ihrem Glauben und in den Religionsgebräuchen sollen sie keine Spur mehr von ihrer mohammedanischen Herkunft verraten. Auf diese Abkömmlinge beziehen sich voraussichtlich jene besser gestalteten Djagga, von denen oben die Rede gewesen ist.

Die Kleidung der Djagga-Männer bildet nach Kersten ein Stück Baumwollenzeug, welches unten ausgefranst und über der rechten Schulter in einem Knoten zusammengebunden wird. Man färbt diesen Stoff mittelst Ocker und Fett. In den Knoten werden ein Schnupftabak enthaltendes Horn und ein in seiner Scheide befindliches Messer gesteckt. Sie bringen je zwei hölzerne Stäbe ins Ohr, hängen Perlenstränge, Ringe von Messing- und Eisendraht, Ketten und auf Schnüre gereihte Holzstückchen um den Hals. An den Beinen befestigen sie wie die Zulu (Fig. 54) langhaarige Fellstreifen, um die Knöchel aber Ketten. Sie bewaffnen sich meist nur mit einer Lanze, seltener noch mit Schild, Axt und Schwert.

Die Djagga-Frauen schlagen ein weiches, rotgefärbtes und mit Perlen gesticktes Leder so um die Hüften, daß rechts ein Zipfel bis auf den Fuß herabhängen bleibt. Junge Mädchen bedienen sich nur einer kleinen perlengestickten Schamschürze. Diese ist auch bei den Bamangwato, Zulu und anderen südlichen Völkern in Gebrauch. Die Weiber wenden ebenfalls Fußknöchelringe von Zinn, Perlenhalsbänder, Ohrringe u. dgl. an und hängen dicht mit Perlen besetzte Schleier vors Gesicht.

Die Wadjagga sind fleißige Ackerbauer. Ihre Bananen-Kultur soll zu den schönsten aller Tropenländer gehören. Die Pflanzungen beginnen in einer Höhe von 3—4000 Fuß. Es werden auch Arums, deren Knollen man ißt, Bohnen, Erbsen u. s. w. angepflanzt. Jede Familie hat hier ihr abgeschlossenes Eigentum. Inmitten eines schattigen Bananenhains liegt das Gehöft, von einem hohen Zaune umgeben, durch welchen letzteren nur

eine niedrige Öffnung führt. Das Haupthaus ist groß, rund und mit einem bis auf den Boden herabreichenden Dache versehen. Vor demselben befinden sich kleinere Hütten für die Sklaven und Diener, hinter ihm liegt das Vorratshaus.

Man züchtet mittelst einer Art Stallfütterung buntgefleckte Zebus, an denen nach Deckens Mitteilung die absonderlichsten Farbennüancen vorkommen. Der Dünger wird für die Feldwirtschaft verwertet. Aasgeier und andere nützliche Vögel werden geschont.

Die von den Bergen herabstürzenden Wasser werden künstlich über Schluchten und Klüfte hinweggeleitet und zwar so, daß die einzelnen Gehöfte ihren Bedarf in der Nähe finden. Jedes Djaggaland ist mit Reihen von zwei bis drei Klafter breiten und ebenso tiefen Gräben umzogen, hinter denen Tag und Nacht Wachtposten stehen, um die Sicherheit der Grenzen in Ordnung zu halten.

Der Manki oder Sultan ist unumschränkter Gebieter im Staat. Er verfügt über die gesamten Wehrkräfte des Landes und hat selbst die Ehebündnisse in der Hand, die ohne seine Erlaubnis nicht geschlossen werden dürfen. Es herrscht militärische Zucht im Lande, welche sehr an diejenige der alten Djagga-Eroberer (S. 234), der Orloikob (S. 215), der Matabele und Amazulu erinnert. Trotzdem ist der König von den Launen seiner Krieger abhängig, er muß vieles mit ihnen teilen, so auch die allen fremden Handelskarawanen auferlegten Zölle.

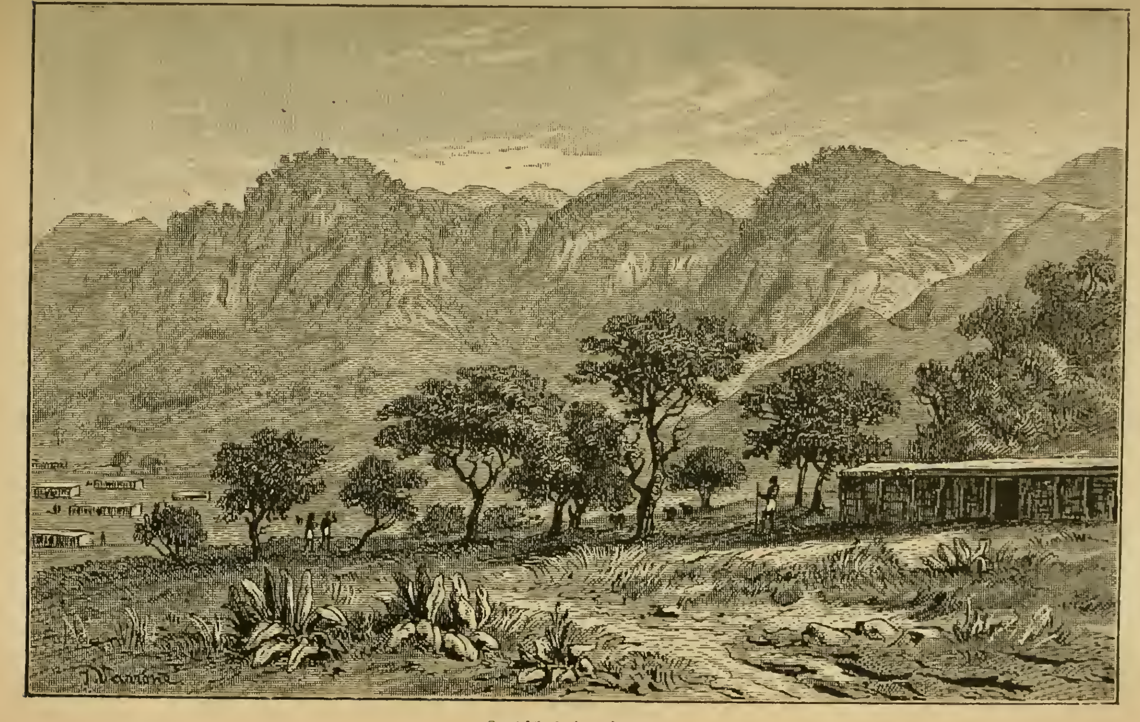
Die Wadjagga sind vorzügliche Eisenarbeiter, überhaupt in industrieller Hinsicht sehr geschickt; aber sie haben den Fehler, unverschämte Bettler zu sein. In dem Werk der v. d. Deckenschen Expedition liest man über diesen Gegenstand recht lächerliche Sachen. Auch Krapf und Rebmann wissen davon zu berichten.

Ein anderes großes Land, welches hier unser volles Interesse verdient, ist Usagara. Es zeigt ein bergiges, sich zwischen 37° 28′ und 36° 14′ ö. L. Greenwich erstreckendes Gebiet. Der

Boden in den Thalsohlen und an den Thalwänden ist fruchtbar und gut bewässert, der Pflanzenwuchs ist ungemein reichlich. (Fig. 66.) Die Eingeborenen, die Wasagara, sind nach Burton auf den Höhen ganz wohlgebildet, haben ziemlich langes, von ihnen nach altägyptischer und nubischer Art in viele parallele Zöpfchen gedrehtes (oder auch geschorenes) Haar und ziemlich entwickelte Bärte. Die Weiber sind kräftig, lassen aber bereits in der Jugend hängende Brüste sehen. Die Farbe variiert zwischen schwarzbraun und schokoladenbraun. Während die hochgelegenen Gegenden Usagaras sich durch ein gesundes Klima auszeichnen, herrscht in den Thälern mancherlei Krankheit und die Einwohner derselben arten körperlich aus. Als charakteristisches Stammesabzeichen dienen ihnen zwischen Ohr und Augenbrauen gezogene Narben. Manche schlagen sich die Zähne spitz. Sie kleiden sich in Baumwollenzeug, in weiches Leder oder Adansonienrinde. Junge Mädchen tragen nur einen mit Fransen behängten Gürtel, ähnlich dem Rahad der Nubierinnen. Die Haare werden mit Ocher und Fett beschmiert, mit Perlen und mit Messingblech-Zieraten geschmückt. Zur Bewaffnung nehmen sie Bogen und nichtvergiftete, mit vielen Widerhaken versehene Pfeile, ferner Stoßlanzen und Wurfspieße, Keulen, Messer, zuweilen auch Schilde von 1220 mm Länge und 300—600 mm Breite. Letztere bestehen aus Elefanten-, Nashorn-, Ochsen- oder Giraffenhaut, sind mit Kuhschwänzen oder Streifen von Zebrahaut behängt, auch wohl auf einer Seite rot und auf der anderen schwarz bemalt. Diese Schutzwaffe, an der man oft das Haar stehen läßt, erinnert zum Teil an den Schild der Masay, zum Teil an denjenigen der Kaffern.

Ihre Dörfer sind mit hohen Palissaden umgeben. Die Ältesten derselben, Wabaha, bilden einen Rat. Jedes Dorf hat auch seinen Häuptling. Alle Dorfhäuptlinge zusammen huldigen dem Mutua oder Sultan und sorgen in Zeiten der Kriegsnot für die Aufbietung des Heerbannes. Dem Mutua steht ein Mgoti oder Wekil, Stellvertreter, eine Art Vezir, zur Seite.

Fig. 66.



Landschaft in Usagara.

Merkwürdigerweise benutzen die Wasagarabeamten, ganz wie die sennaarischen Schekhs, den roten, arabisch-türkischen Tarbusch oder Fez als Rangabzeichen.

Zwischen Usagara und Ugogo nehmen die Wahehe in ethnologischer Hinsicht eine vermittelnde Stellung ein. Burton schildert sie als Leute von offenen, aber häßlichen Zügen, von großer kräftiger Gestalt. Thomson spendet diesem beweglichen, raublustigen Stamme ein, wie es scheint, nicht unverdientes Lob einer gewissen Ritterlichkeit. Dieser Reisende nennt in seiner leichten Schreibweise die Wahehe eine ziemlich gut aussehende Negerklasse von nicht sehr dunkler Farbe und schöner, sehr muskulöser Gestalt. Zu ihren auffallendsten Charakterzügen gehört der gänzliche Mangel von Haaren im Gesicht und auf dem Körper, sowie der spärliche Haarwuchs auf ihren Köpfen. Thomson hat bei ihnen nie die leiseste Andeutung eines Bartes gesehen. Die Männer hüllen sich in ein großes weißes oder blaues baumwollenes Gewand, pflegen aber auf Märschen ganz nackt zu gehen. Die Weiber haben vorn gar nichts weiter, als, wenn es angeht, unzählige Perlenschnüre, hinten tragen sie aber ein schwanzartig zugeschnittenes, mit Perlen gesticktes Fellstück. Die Männer putzen sich mit einer Menge blauer Perlen, die Weiber müssen sich mit kleineren Mengen derselben begnügen. Die Waffen der Wahehe bestehen aus einem länglich-runden, etwa drei und einen halben Fuß langen, in der Mitte 18 Zoll breiten Lederschilde, einer Stoßlanze, einigen Wurfspießen sowie einem Mittelding zwischen Sichel und Axt. Sie besitzen nach Thomson eine große Ausdauer, sowohl Hunger wie auch Beschwerden zu ertragen. Wenn es die Umstände erlauben, so marschieren sie mehrere Tage lang im Trabe, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und sind dabei noch im Stande, plötzlich und unerwartet über ihre Feinde herzufallen. Als ein reines Hirtenvolk hängen sie in Bezug der Nahrung rein von ihrem Vieh ab, und die Männer geben sich nicht zu Feldarbeiten her. Sie melken jedoch die Kühe, wahrscheinlich um nicht die Milch den Weibern zukommen

zu lassen. Die Milch trinken sie warm und lassen den Rest sauer werden. Das von ihnen genossene Fleisch wird nur oberflächlich gewärmt und halbroh gegessen. Sie benutzen eine Ochsenhaut zum Schlafen, ferner hölzerne Melkgefäße, ein paar Kürbisflaschen, einen Kochtopf und eine Holzschüssel, sonst nichts. Sie scheinen sehr wenig abergläubisch zu sein und lassen ihre Toten unbeerdigt von den wilden Tieren fressen. Mit dem wenigen Hausrat belastet treiben sie ihr Vieh ruhig vor sich her.

Kapt. Elton hat Merere, den Oberhäuptling der Warori oder Wasango, den Hauptwidersacher der Wahehe, jedenfalls nach einer Photographie abgebildet. Es ist das ein ordinärer, plattnasiger und dicklippiger, mit einem Federstutz im Haar und mit einem ungeheuren Perlen-Collier aufgeputzter Nigger.

Das schon genannte Ugogo erstreckt sich etwa zwischen dem 6—8° s. Br. Es ist ein trockenes Flachland, dessen mittlere Meereshöhe 4000 Fuß kaum übersteigt. Hier liefern nur die Regengüsse, die Regenbäche und Regenteiche die Nässe. Sand und Kies bilden den Hauptteil des Erdreichs, über welches die Termitenbauten hinwegragen. Balsamsträucher (Boswellia), Fettpflanzen (Mesembryanthemum), Aloës, Euphorbien, Aaspflanzen (Stapeliae), blattlose Kappernsträucher (Capparis sodada), dorniges Akaziengestrüpp und sparriges Gras erheben sich einzeln und gebüschweise. Hübsche halb gefleckte, halb gestreifte Servalkatzen, Löwen von mittlerer Statur, Schakale, Großohrfüchse (Otocyon Lalandei), Büffel, Giraffen, Klippschliefer (Hyrax), Nashörner, Elefanten, Strauße und Perlhühner beleben einigermaßen diese Wildnis. Die Eingeborenen, die Wagogo, erstrecken sich vom Fuße der Usagaraberge westlich bis Mdaburu, nördlich bis zu den Wataturu, südlich bis zu den Wabena. Sie variieren nach Burton beträchtlich in ihrer Hautfarbe, und zwar von braungelb bis schwarz. Ihr Kopf soll gegen die Scheitelgegend schmal, in der Gesichtspartie dagegen breit sein. Das Obergesicht ist öfters hübsch gebildet, indessen sind die Lippen

dick, das Ganze zeigt einen brutalen Ausdruck. Der Körper ist bis auf die Bauchgegend wohlproportioniert, aber der Bauch selber ist nach Burtons eigenen Abbildungen aufgetrieben, die Beine sind hager, die Waden nur schwach und zu hoch angesetzt. Selbst die Frauen haben einen wilden Gesichtsausdruck und eine rohe, kreischende Stimme. Bei alledem findet man hier auch einzelne ganz niedliche junge Mädchen. Sie durchbohren und weiten die Ohrläppchen aus, stecken Rohrhalme, Tabaksdosen rc. hinein, schlagen die beiden mittleren unteren Schneidezähne aus. Die Weiber tättowieren sich wohl den Raum zwischen den Brüsten und den Bauch mit Längsreihen von Schnitten. Die Haare werden entweder geschoren oder, wie bei den Altägyptern, Nubiern und Wasagara, in eine Menge kleiner, mit Butter und glimmerhaltiger Ochererde bekleisterter, öfters mit Draht umwundener Zöpfe geflochten. Diese werden auch durch Bast des Affenbrotbaums verlängert. Männer und Frauen bekleiden sich mit baumwollenen, durch Lehm gelb gefärbten Schurzfellen. Selbst die kleinen Kinder gehen nicht unbedeckt. Sie putzen sich mit Eisen- und Messing-Armbändern, Drähten, mit kupfernen Ketten, Knöpfen, mit elfenbeinernen Scheiben, sie heften wie die Djagga und Kaffern langhaarige Fellstücke an die Beine, lieben auch rote und rosafarbene Perlen. Am Oberarm tragen sie einen ähnlichen doppelschenkligen Schmuck wie die Masay. (Fig. 50.)

Die Wagogo bedienen sich als Waffen eines zweischneidigen Schwertes, eines Messers, der Lanze, des Bogens und der Pfeile, der Keule. Im Osten haben sie das große Schwert und die Lanze der Masay angenommen. Im Innern lassen sie gern das Wasagara-Messer sehen.

Sie wohnen in schlechtgebauten Hütten von der viereckigen Tembeform der Wanyamezi. An diesen Stätten starrt es von Unsauberkeit. Hunde und Ziegen hausen darin zusammen mit den Menschen. Ein Stuhl, eine über ein Gestell ausgebreitete Schlafhaut, einige Bastkörbe zur Aufbewahrung des Getreides,

ein Mörser zum Zerstoßen desselben und einige Kürbisflaschen bilden die ganze Ausstattung einer solchen Hütte. Nachts wird die Thür aus Furcht vor den herumschweifenden Wahuma (S. 170) sorgfältig verrammelt.

Ihre Sprache ist nach Burton rauher als diejenige ihrer Nachbarn. Nach blutigen Siegen über die Wanyamezi nennen sie sich voll Stolz die Wana-Wadega, die Söhne der Vögel, die stets in Bereitschaft Seienden. Sie halten nicht viel von der Zauberei. Ihre Sklaven kaufen sie für Elfenbein und Salz, welches letztere aus Schlammboden ausgelaugt und in unförmlichen Kegelhaufen von etwa 400—450 mm Höhe geformt wird übrigens aber dem in den Lagern von Rusugi in Uwinsa gewonnenen Salze bedeutend nachsteht. Überall im Gebiet, wo es nur irgend etwas Holz giebt, legt man riesige, wohlverdeckte Elefantengruben an. Elfenbein bildet einen Hauptreichtum der Wagogo. Diese legen sich auch gern darauf, die von Händlern durch ihr Land getriebenen Sklaven zum Desertieren zu verleiten, um sich ihrer dann selbst zu bemächtigen. In diesem Lande verkauft ein Häuptling nur die der Hexerei überführten Eingeborenen. Auch verhandeln zuweilen Eltern aus Not ihre Kinder. Die Wagogo sind trotz ihrer Stärke und Intelligenz als Sklaven nicht beliebt. Sie sind wie die Orloikob und die Wahuma zu widerspenstig und würden lieber unter Stockprügeln verenden, als eine Feldhacke schwingen lernen. Alle Wagogo sind freche Diebe und unverschämte Bettler. Ihre Hauptbegierde ist auf Tabak gerichtet, welcher bei ihnen nicht wächst. Die Männer faulenzen und betrinken sich in mit Honig versüßtem Pombe, dem hier aus Sorghum oder Penicillaria bereiteten Biere, während die Frauen das Feld bestellen und andere Männer das Vieh hüten. Cameron erwähnt, daß jeder Stamm eine Rinderherde besitze, die von allen erwachsenen Männern der Reihe nach gehütet werden müsse. Selbst der Häuptling sei hiervon nicht ausgeschlossen. Dem Fremden gegenüber sind diese Leute neugierig, zudringlich und unbescheiden. Nichtsdestoweniger üben sie volle Gastfreiheit aus

und auch ihre Weiber erzeigen sich den Reisenden mehr als gefällig.

Der Sultan oder Mtemi übt große Macht aus. Er wählt seine Minister aus der Zahl seiner Brüder, jedenfalls seiner Verwandten aus. Sie heißen Wasagira. Die den Rat bildenden Notabeln und Ältesten heißen Wanyapara. Lebensmittel sind hierzulande sehr teuer. In der Regenzeit, wenn es genug Wasser giebt, wird Mtama (Penicillaria) gebaut. Den Karawanen legt man nach Cameron schwere Durchgangszölle auf. Die Wagogo müssen aber auch die Wasserplätze in Ordnung halten, was bei der in der heißen Jahreszeit herrschenden Dürre etwas heißen will. Als einst ein Araber ohne Tributzahlung durch Ugogo ziehen wollte, verschütteten die Bewohner ihre Brunnen, verbrannten ihre Hütten und zogen sich in die Gebüsche zurück. Der Araber und mit ihm 600—700 Personen starben vor Durst und Erschöpfung.

Die Wazaramo wohnen zwischen der schmalen von mohammedanischen Wasuahel bewohnten Küstenzone, den Wakhutu im Westen, den Kingani im Norden und den die Ufer des Rufidji bewohnenden Stämmen im Süden. Sie behaupten, Verwandte der Wakamba zu sein. Burton findet aber in ihrer Sprache vielmehr Ähnlichkeit mit dem Idiom der Wakhutu heraus. Diese Nation ist groß und kräftig gestaltet. Ihre Farbe variiert ungemein. Ihre Häuptlinge sehen gewöhnlich schwarzbraun, seltener heller aus. Sie beschneiden die Kinder nicht. Als Tättowierung dienen höchstens einige vom Ohrzipfel bis zum Mundwinkel herabziehende Einschnitte. Das Gesicht ist rautenförmig, die Augen stehen ein wenig schief, die Nase ist platt, die Lippen sind wulstig und hängend. Die Kiefern sind vorgebaut, der Bart ist schwach. Ihre Ausdünstung ist stark und widerlich. Harte grobe Züge, ein wilder Ausdruck, ein stierer Blick, ein ungraziöser, schleifender Gang sind diesem Volke eigen. Männer und Weiber schmieren ihr reichliches Haar mit einer glimmerhaltigen Ochererde, sowie mit Honig und mit Sesam- oder Ri-

cinusöl ein. Sie klauben daraus Reihen von gesteiften Zöpfen hervor. Diese werden dann auf verschiedenartige Weise geordnet. Nach Thomson macht diese ursprüngliche Haartracht nunmehr der civilisierteren (?) in Zanzibar üblichen Platz. Burton fand unter den Wazaramo öfters Albinos, nicht große, blödsichtige, häßliche Wesen, deren Haar etwas vom Kolorit der Seidenraupen-Cocons darbot. Dies erinnert an die von Schweinfurth unter den menschenfressenden Monbuttu beobachteten, auch an die von Beltrame und von mir gesehenen Bedja-Albinos.

Sie bekleiden ihre Hüften mit Baumwollenzeug, welches mit einer ocherhaltigen, thonigen Erde gelb gefärbt wird. Perlen von Glas und Porzellan verschiedener Färbung werden zu Hals- und Gürtelbändern benutzt. Weiße, aus Schneckenhausdeckeln verfertigte Scheiben werden einzeln vor der Stirn und in Gruppen auf der Brust befestigt. Die Armbänder sind massiv aus Zink (Zinn?) oder Kupfer gearbeitet. Beide Geschlechter benutzen dann noch einen ganz besonderen Zierat, den Mgohucko, nämlich ein 20—30 mm breites, aus weißen und schwarzen oder roten und gelben Perlen gefertigtes Halsband, dem wieder verschiedenfarbige Perlenreihen eingeschaltet sind.

Ihre Waffen bestehen in Bogen und vergifteten Pfeilen, sowie in Lanzen und Simes. Letztere sind große, denen der Somal ähnliche Messer. Die Häuptlinge schmücken sich mit einem bordierten Fez, einem weißen Turban, tragen auch eine lebhaft gefärbte Seidenschärpe oder ein Stück karrierten arabischen Stoffes um die Lenden. Einige ziehen sogar eine lange Tunika und Weste vor, wie sich deren die Sklaven in Zanzibar bedienen.

Ihre Hütten sind viereckig, schlechten europäischen Kuhställen ähnlich geformt, bei den Reichen aus mit Bambusstäben verkleideter Baumrinde, bei Ärmeren aus Sorghumhalmen und Lehm aufgerichtet. Das Dach bildet einen von Pfählen gestützten, ringsumlaufenden, verandaähnlichen Vorsprung. Querwände, aus Grasstengeln u. dgl. gefertigt, teilen das Innere in mehrere dunkle Räume. Eine für beide Ehegatten dienende Bettstatt,

Fig. 67.

Nubische Kinder reiben Korn auf der Murhaka.

ein Stuhl, Mörser, etliche Erdkrüge, Kürbisflaschen, aus Kokosschale gearbeitete Löffel bilden den Hausrat. Getreidekorn wird auf einer schrägen Granitplatte zerrieben, die man zuweilen am Boden festmauert. Letzteres Gerät erinnert an die Murhaka der Nubier. (Fig. 67.) Die Thür besteht aus mittelst Querbalken aneinander befestigten Sorghumhalmen. In exponierten Gegenden werden die Dörfer mit Palissaden umgeben, deren Pforte ein Balkenwerk darstellt.

Die Häuptlinge der Wazaramo bilden eine erbliche Klasse. Dorfhäupter sind die Phazi. Deren erster Rat ist immer der Mwenegoha. Unter ihnen stehen die in drei Klassen, die Kinjongoni, Schuma und Kahuambua geteilten Ältesten. Der Phazi schreibt den Handelskarawanen die Abgaben vor. Er darf Landeseingeborene nur bei Überführung des Ehebruches und der Zauberei (!) in die Sklaverei schicken. Das letztere Verbrechen wird wie bei den meisten afrikanischen Stämmen gewöhnlich mit dem Scheiterhaufen bestraft. Mit Mann und Frau verbrennt man auch wohl das Kind, damit es nicht in das Verbrechen der Eltern verfalle. Die peinliche Untersuchung und Verurteilung der Uschahue oder Hexerei leitet der Mganga oder Zauberdoktor, welcher das Gottesgericht des Baga oder Kyapo, des Eintauchens in siedendes Wasser, verordnet. Die geringste Verbrühung der Hand gilt dabei als Zeichen der Schuld. Der Einfluß der Waganga läßt sich übrigens noch weit westlich vom Tanganika-See verfolgen.

Alle diese Völkerschaften üben das Sare, die Schließung der Blutsbrüderschaft. Hierdurch sollen die menschlichen Leidenschaften eingedämmt, sollen gegenseitige Bündnisse zu Schutz und Trutz wider die Fährlichkeiten des wilden Lebens vollzogen werden. Bei den Wazaramo, Wazegua und den Wasagara setzen sich nach Burton die eine solche Verbrüderung anstrebenden Personen einander gegenüber. Ein Dritter schwingt über beide ein Schwert und verflucht den, welcher das Gelöbnis brechen sollte. Dann wird ein Hammel geschlachtet und das gebratene Herz wird den Helden

des Festes dargereicht. Jeder der Blutsbrüder macht sich einen Einritz in die Haut der Magengrube, jeder nimmt ein Stück Hammelherz, benetzt es mit dem Blut des andern und ißt es auf. Bei den Wanyamezi und Wadjidji wird die Ceremonie etwas anders behandelt.

Die handeltreibenden Araber, denen ihr Glaubensgesetz den Blutgenuß verbietet, schließen aus gewinnsüchtiger Absicht die Blutsbrüderschaft durch Vertretung, scheuen sich auch nicht, dieselbe deshalb mit den geringsten Klassen einzugehen.

Die Wazaramo beunruhigen sich nicht viel mit religiösen Dingen. Zwillinge werden verkauft oder im Dickicht ausgesetzt. Die Mutter eines verstorbenen Kindes muß bei manchem dieser Stämme eine Pönitenz durchmachen, d. h. sich mit Fett und Mehl beschmiert an einer Stelle außerhalb des Dorfes niedersetzen und die Beleidigungen der Vorübergehenden erdulden.

Um das Leben der Kinder sicherzustellen, schwört der Vater, daß der Neugeborene sich nicht vor Erreichung des Mannesalters scheren solle. Die Mutter bedeckt sich mit Amuleten und legt ein solches vom Mganga (S. 247) gekauftes Mittel, den sogenannten Kirangozi oder Wärter, dem Kinde hinter das Haupt und zwar so lange, bis dies das erste Alter überstanden hat. Mit solchen Kirangozi-Amuleten sucht man auch seine Habe gegen Hexerei und böse Geister zu sichern.

Beim Akt der Namengebung eines Kindes setzt es ein Pombe-Gelage. Das findet namentlich dann statt, wenn ein Knabe geboren ist und sich die Geburt eines solchen als ein für die Familie wünschenswertes Ereignis herausstellt. Man sucht, wie auch an der Westküste Afrikas, gern die Namen von Fremden für die Kinder aus, und solche wie Said, Medjid, Misungu (Weißer), Englishman, Mayer, Mabruk, Charles, Jak u. s. w. sind hier so wenig selten, wie drüben im Nigerdelta, in Bonny u. s. w. ähnlich klingende, allen handeltreibenden Nationen Europas entlehnte Namen gehört werden. Das Säugen der Kinder währt, wie vielfach im Süden Afrikas, bis ins dritte Jahr hinein. Die

Kinder erfreuen sich im allgemeinen einer derben Gesundheit, haben jedoch aufgetriebene Bäuche und nicht selten Nabelbrüche. Kleine Kinder, bei denen die beiden mittleren oberen Schneidezähne früher hervorbrechen als die unteren, sogenannte Kidogo, werden nach Burton als unglückbringend ausgesetzt oder verkauft. Ähnliches geschieht bei den Wasuahel. Die Araber suchen dem Unheil durch Ablesung einer Koranstelle abzuhelfen. Burton macht mit Recht darauf aufmerksam, daß sich auch in manchen Gegenden Europas eine abergläubische Abneigung gegen Individuen, die mit den Zähnen geboren werden, erhalten habe.

Die Wazaramo, civilisierter als ihre Nachbarn, beerdigen die Toten in ihren Kleidern.

Burton schildert diese Nation als eine turbulente, prahlerische, heftige und unzugängliche Rasse, welche die hindurchziehenden Karawanen gehörig zu brandschatzen suche, so daß deren Teilnehmer froh sein könnten, wenn sie mit dem Leben davonkämen. Thomson hat dreiundzwanzig Jahre später eine merkwürdige Umwandlung im Charakter dieser Afrikaner wahrgenommen. Er traf hier keine verpalissadierten Dörfer mehr und merkte nichts von Erpressungen durch die Häuptlinge. Das Volk geht jetzt unbewaffnet umher und richtet seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf Handel und Ackerbau. Die Karawanen werden mit wahrer Gastfreundschaft aufgenommen und auf ihren Wegen weiter befördert. Die wichtigsten Ursachen dieser Umwandlung zum Besseren mögen zum Teil in dem Einfluß liegen, welchen die Befestigung der arabischen Herrschaft in Zanzibar ausübt, zum Teil auch darin, daß die größere Sicherheit einen Aufschwung des Handels und Verkehrs herbeiführte. Früher von den arabischen Statthaltern bedroht und mit Plünderung heimgesucht, wurden alle diese Stämme argwöhnisch, verschanzten sich in ihren Dörfern und erwiesen sich gegen die Fremden ungastlich. Jetzt, bei der einigermaßen durchgeführten Unterdrückung des Sklavenhandels, sind Kopal und Gummi begehrtere Artikel geworden, auch getraut man sich nunmehr, in Uzaramo frei und

sicher ein- und auszugehen. Sesamöl, welches man selbst in Südfrankreich dem Olivenöl zu substituieren beginnt, fängt an, Exportartikel für diese ostafrikanischen Landschaften zu werden.

Unmittelbare Nachbarn der Wazaramo sind die Wakhutu, deren Gebiet sich von den Ufern des Mgeta bis zum Hochland von Usagara, von demjenigen Dutumis bis zu den Ufern des Rufidji ausdehnt. Sie sind ein armes schüchternes Volk, fast ganz vom Aussehen und der Tracht der Wazaramo.

Das schon viel erwähnte Unyamezi oder Mondland erstreckt sich nach Westen bis an den in den Tanganika-See sich ergießenden Malagarazi. Dies sich allmählich nach Westen abdachende Gebiet ist eben, zeigt jedoch viele isolierte Berge, letztere oft von Granit gebildet und daher, wie die sennaarischen Dulul, mit wunderlich geformten Blöcken überlagert. Unyamezi ist Steppenland mit eingestreuten Waldparzellen. Wie Sennaar zeigt es sich zur trockenen Zeit dürr, staubig und vergilbt. Zur Regenzeit verändert es sein Kleid und erscheint alsdann nicht ohne landschaftlichen Reiz. Hier finden sich große Paviane, Stummelaffen, und zwar vermutlich die in Fig. 32 abgebildete Art, Meerkatzen, ferner Löwen, Leoparden, Hyänenhunde und Hyänen, Giraffen, Büffel, zahlreiche Antilopenarten, Zebras, Elefanten und Nilpferde; letztere natürlich in den Flüssen und Teichen, in denen übrigens auch das Nilkrokodil haust. Der Strauß soll nicht häufig sein. Dagegen spricht man von großen Tausendfüßen und Spinnen, von der in Südafrika und im Sudan so gefürchteten Tsetsefliege, von bösartigen Wespen (Vespa orientalis?) und von großen Bremsen. Die Heuschreckenplage bleibt Unyamezi nicht erspart. Eine große, von dort stammende, den Eingeborenen als Speise dienende Art ist identisch mit einer großen südafrikanischen Grille (Acheta devastator). Gegessen werden hier nach Hildebrandts Mitteilung ferner die dicken Raupen gewisser Psychiden (Oiketicus?), welche eine Art zusammengesponnenen Futterals, in dem ihr Hinterleib steckt, mit sich herumschleppen.

Die Wanyamezi sind ein großes robustes Volk mit meist

breiten Zügen, eingedrückten breitflügligen Nasen, großem wulstlippigen Munde. Indessen giebt es unter ihnen doch auch Individuen mit geraden oder gekrümmten Nasen und sonstiger feinerer Gesichtsbildung. Ihr Haar wächst ziemlich lang und wird nach altägyptischer und nubischer Art in feine, parallel nebeneinander herabhängende Zöpfchen gedreht. Nach Hildebrandt benutzen sie auch Perücken aus schwarzgefärbten Baststrängen. Die Frauen halten ihr Haar mittelst hübschgeschnitzter hölzerner Kämme in Ordnung. Sie tättowieren sich öfter das Gesicht und färben Männer die Narben schwarz, Frauen aber blau. Als Kleidung dienten früher mit und ohne Haare gegerbte, als Schurze verwendete Felle und geklopfte Rinde; gegenwärtig benutzen sie auch baumwollene Schukkas. Bei den Frauen reichen letztere von der Brust bis auf die halbe Wade hinab. An Putz fehlt es auch diesem Volke nicht. Zu seiner Bewaffnung dienen Speere, Bogen und Pfeile, deren Spitzen nicht vergiftet werden, Keulen, Streitäxte, Schilde und Dolchmesser mit einer geraden, lanzettförmigen Klinge, sowie einem zierlich geschnitzten hölzernen Griff, welcher letztere Teil manchmal ein ganz naturgetreu kopiertes Tier, Giraffe oder dergleichen darstellt. Dieses Messer wird wie bei den Nubiern am linken Oberarm getragen.

Die Wanyamezi wohnen entweder in den spitzdachigen Kegelhütten oder in länglich-viereckigen Hütten, Tembes, deren Unterbau aus Holzwerk und Mörtel, deren Dach aus Baumrinde, Gras oder Stroh besteht. Diese Tembes ähneln den Kuhställen unserer ärmlicheren Dorfgemeinden. Drei derselben umschließen einen länglich-viereckigen Hofraum, dessen offene Seite mit einer Verpalissadierung geschlossen wird. Die Palissade hat eine viereckige, durch Balkenwerk verschließbare Thüröffnung. Man pflanzt auf den Hof, nach welchem hin sich die Räume der Wohngebäude öffnen, Bäume und läßt auf ihm das Vieh kampieren. Solche abgeschlossene Komplexe haben eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Bauernhöfen.

Sie hegen ihre mit Sorghum, Mais, Reis, Maniok, Bataten,

Zuckerrohr, Kürbisen, Bohnen, Erbsen und Tabak u. s. w. bestellten Felder ein und bebauen das Land mit einer Hacke. Sie nähren sich vom Brei ihrer Getreidefrucht, von Milch und Fleisch, auch von wildwachsenden Früchten. Mit Vorliebe genießen sie Pombe oder aus Korn bereitetes Bier. Außerdem sind sie Besitzer einer stämmigen Zebu-Rasse, von Schafen mit kurzen Fettschwänzen, von Ziegen, Tauben, Hühnern und Moschusenten. Die Wanyamezi sind nicht ohne industrielles Talent, sie weben Baumwollenstoff, flechten dichte Milchkörbe, bereiten Holzschüsseln, schmieden Waffen u. s. w. Der Esel wird hier wie bei den Gala und Orloikob als Haustier gehalten, zum Reiten und zum Lasttragen gebraucht. Die Leute verfertigen recht praktische Eselsättel. Die hiesige Rasse ist ein großes stattliches, isabellgelb, graugelb oder grau gefärbtes Tier.

Als Reizmittel rauchen die Wanyamezi Tabak aus Kürbispfeifen und essen eine fette Lehmerde, womöglich das von Termitenbauten stammende Material. Sie gehören zu den Geophagen oder Erdessern, die in ganz Afrika manche Anhänger zählen. Sie sind Liebhaber von Tanz und Gesang. Als Musikinstrument dient ein dem Gubo der Südafrikaner ähnelndes Saiteninstrument primitivster Form.

Die Eingeborenen dieses Landes stehen unter Häuptlingen, den Mtemi oder Mwame. Jeder derselben hat in einem Mgawe (Plur. Wagawe, Adlige) einen Wekil oder Stellvertreter und in den Wanyapara (Sing. Nyapara) oder Ältesten, dem Senat, seinen Beirat. Die Mtemi sind nicht erbliche Würdenträger, müssen aber von vornehmem Geblüt sein. Sie haben despotische Macht. Sie beziehen ihre Einnahmen von den Abgaben der Karawanen und von den Zauberern, Mrosi, den unglücklichen Opfern betrügerischer Wagangas, hier Msumos genannt (S. 248). Die Mrosi werden entweder vernichtet und ihre Habe wird dem Mtemi zuerteilt, oder sie werden verkauft und dann zieht der Mtemi den Erlös dafür ein.

Früher waren die Wanyamezi im ganzen eine friedliche Nation.

Das hat sich geändert. Ein Distrikthäuptling im Westen ihres Landes, zu Uyoweh, mit Namen Mirambo, hatte einem arabischen Händler viel Elfenbein auf Kredit gegeben, konnte aber von dem Schuldner den Betrag nicht eintreiben. Mirambos Bitten an die in Unyanyembe ansässigen Araber, ihm zur Erlangung seines Betrages behilflich zu sein, blieben erfolglos. Als dann einstmals ein Geschäftsfreund des arabischen Schuldners mit seiner Handelskarawane an die Grenze von Mirambos Distrikt gezogen kam, forderte dieser als eine Art Durchgangszoll die vorherige Tilgung des Betrages. Der Kompagnon des Schuldners wollte aber nur die Hälfte desselben bezahlen, worauf Mirambo ihn angriff und vernichtete. Damit war der Krieg zwischen den Arabern und Mirambo erklärt. Letzterer sammelte allerhand Kriegsvolk um sich, Wanyamezi und andere, mit denen er einen schrecklichen Krieg nicht nur gegen die Araber und ihre Verbündeten, sondern auch gegen alle eingeborenen Stämme führte, welche seine Oberhoheit anzuerkennen nicht Lust verspürten. Cameron und Stanley sprechen mit Recht voll Bewunderung von der Tapferkeit und Energie, mit welcher dieser afrikanische Nationalheld seine Sache verfechtet. Als Stanley im April 1876 diese Gegenden durchzog, verbreitete Mirambo an der Spitze seiner Ruga-Ruga oder Patrioten (Andere sagen Banditen) von Usui bis Urori, von Uwinza bis Ugogo Furcht und Schrecken. Er, ein großartig veranlagter, nach Stanley's Schilderung auch äußerlich hervorragender Mensch, welcher mit dem berühmten Amerikaner Blutsbrüderschaft geschlossen hatte, ist kein ausgesprochener Feind der Weißen, wiewohl ihn die Rücksichtslosigkeit seiner Kriegführung und die übermäßige Dienstfertigkeit seiner Hauptleute bereits in schwere Konflikte mit den belgischen und deutschen Reisenden gebracht hat. Immerhin bleibt Mirambo ein bedeutender Afrikaner, würdig, einem Danfodio, Hadj Omar, Tchaka, Dingaan, Umselekatsi, Moschesch und anderen eingeborenen Berühmtheiten des Kontinentes an die Seite gesetzt zu werden.

Während Mirambo im Nordwesten herrscht, gebietet Simba im Süden und Njungu im Westen. Simba aber soll neuerdings von Mirambo bis zur Vernichtung geschlagen sein.

Dies möge zur Charakteristik der zwischen der Meeresküste und dem Tanganika See wohnenden Völkerschaften genügen. Einige andere, wie Watusi, Wadjidji u. s. w. unterscheiden sich nicht wesentlich von den oben geschilderten.

Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf diejenigen Landschaften und deren Bewohner zu werfen, welche sich zwischen dem 10° s. Br., dem Niassa-See, der Küste des Indischen Meeres und dem Zambeziflusse erstrecken. Von diesen Ländern ist uns nur erst wenig bekannt geworden. Unsere Kenntnis derselben beschränkt sich auf die Küsten, auf Teile des vorhin erwähnten Sees, auf einige Flußläufe und einige Landwege. Es existieren hier teils wüstere Steppenlandschaften, teils fruchtbare, waldreiche Gegenden. Außer vielen der schon früher erwähnten afrikanischen Charakterbäume, den Adansonien, Feigen, Tamarinden, Sterculien, Kigelien, Akazien, Bauhinien, Euphorbien, Aloes u. s. w. existieren hier verzweigte dem Ombet (S. 176) ähnliche Drachenbäume, die prächtigen Seidenwollbäume (Eriodendron), die Fächerpalmen mit in der Mitte geschwollenem Stamm (Borassus) und Domarten (Hyphaene spec.), Dattelpalmen mit riesigen Fiederwedeln (Phoenix reclinata, Ph. spinosa?). Die Sterculien zeichnen sich durch ihre öfters recht großen ölreichen Früchte aus. Indessen fehlt der Mehrzahl dieser Wälder die z. B. in Fasoglo und in manchen Gegenden Abyssiniens so gefällige, erst so recht den tropischen Typus darbietende reiche Mischung der Baumarten. Über große Strecken hin sieht man nur Laubbäume, teils in hohen dichten an Unterholz armen Beständen, verbreitet, während sich z. B. die Palmen mehr nur auf die Flußufer beschränkt zeigen. Gewisse Gruppen von Formen, an den Gewässern zusammengedrängt, verraten eher den Charakter der heißen Zone. Bambusdickichte ziehen sich an den Bergen empor. An den Flüssen und Seen erfreut der zierliche

Papyrus das Auge. Mit ihm wechselt Schilfrohr in weit ausgedehnten Beständen. Auf den lehmfarbenen Gewässern wiegen sich schön blühende Lotosblumen (Nymphaea) und kohlblättrige Pistien. Man beobachtet hier, namentlich um den Niassa-See her, viele Kulturpflanzen von Wert, so den Reis, die Bataten oder süßen Kartoffeln, den Mais, Mapira (Sorghum) in verschiedenen Spielarten, ferner Penicillaria, Manioc- und Yamswurzeln, Tabak, endlich Kürbis, Bohnen, Erbsen, Erdnüsse (Arachis hypogaea) u. s. w.

Die Tierwelt ist ebenso mannigfaltig wie interessant. Außer den Pavianen, Meerkatzen, den großen Katzen, den Büffeln, Giraffen, Zebras treten hier zahlreiche Antilopenarten auf, das Elen (Oreas canna), Hartebeest (Bubalis caama), der Gondo (Bub. Lichtensteinii), der Njumbo oder das gestreifte Gnu (Catoblepas Gorgon), der Kudu (Strepsiceros Kudu), die Pferdeantilope (Aegoceros equina), der Harrisbock (A. nigra), der Klippspringer (Oreotragus saltatrix), der bunte Buschbock (Tragelaphus sylvaticus), der ebenfalls bunte Sassabey (Damalis lunata), der schwarzfüßige Nswala (Dam. melampus) u. s. w. Flußpferde sind hier ebenso häufig wie Warzenschweine (Phacochoerus aethiopicus). Streckenweis kommt auch das struppige Larvenschwein mit Haarpinseln an den Enden der langen, breiten Ohren (Potamochoerus larvatus) vor. Peters fand in Moçambique sehr merkwürdige Rohrrüßler (Macroscelides) (S. 178), Petrodromus und das sonderbare Rüsselhündchen (Rhynchocyon Cirnei) mit rüsselförmig verlängerter Nase, verlängerten Hintergliedmaßen und ringelförmigem Rattenschwanze. In den Schilfrohrdickichten namentlich des Zambezi haust die Binsenratte (Aulacodus Swinderianus), ein Nagetier von etwa 500 mm Länge, mit stachelnden Borsten bedeckt, fett und gut zu essen. Dies Tier soll mit seinen breiten, gerillten Vorderzähnen selbst Elfenbein zernagen können. Man zündet die von den dort Senses genannten Tieren bewohnten Rohrdickichte an und tötet die sich Flüchtenden mit Wurfspeeren oder fängt sie mit Netzen.

Die überreiche Vogelwelt bietet sehr viele interessante, zum Teil bereits der südafrikanischen Fauna angehörende Arten dar. Hier ist so recht die Welt der Glanzstaare, der Helmkuckucke, der Narina-Trogons, der Honigsauger und anderer schön gefärbter Vögel. Der Honigweiser (Indicator) hält sich in der Nähe wilder Bienenschwärme auf und verrät den Vorübergehenden die Nester durch sein Gekreisch. Der gesellige Webervogel baut seine ungeheueren Schirmnester. Ibise, Nimmersatte, Kropfkraniche, Pfauenkraniche, Paradieskraniche, Abdimstörche u. s. w. beleben die Ufer. In den Dörfern zeigt sich der Marabu, an den Flußmündungen regen sich zu tausenden die Flamingos. Das schön blau schillernde Sultanshuhn hebt sich elegant zwischen den Papyrusstauden ab; der düster gefärbte Umbervogel brütet langweilig auf dem Ufersande dahin, während der übermütige, cholerische Goliathreiher hier und da Halme oder Reiser in den Schnabel nimmt und damit in seltsam gravitätischer Weise einherstolziert. Über die breiten Lotosblätter huscht das langzehige Sumpfhuhn (Parra africana) dahin. Elton beobachtete im Uferdickicht des oberen Schire unzählige Nester des Schlangenhalsvogels (Plotus Levaillantii), des schwarzen Ibis u. s. w. Im Wasser befanden sich zugleich eine Menge Krokodile. Den Witwenenten, Spitzschwanzenten, Nilgänsen, Sporn- und Höckergänsen mischen sich Scharen von Klaffschnäbeln bei, während bunte Eisvögel über den Flutenritteln und Scherenschnäbel deren Oberfläche in ihrer Jagd auf Fische gewissermaßen abpflügen. An den Flußmündungen breiten Pelikane ihre mächtigen Schwingen aus, tummeln sich Seeraben, Möven, Seeschwalben, Tropikvögel und Tölpel in gewaltigen Scharen. Das hiesige Perlhuhn, Kororo, ist die gehäubte Art (Numida cristata).

Den Nilwarnern und anderen großen Eidechsen gesellen sich Spuckschlangen (Naja haje) und die furchtbaren Puffottern (Echidna arietans) bei. Im Grase felsiger Abhänge sonnt sich die Riesenschlange (Python natalensis), ein trotz ihrer Größe und Stärke nicht furchtbares Tier. Der Zambezi und seine

Nebenflüsse, sowie der Niassa sind fischreich. Ersterer beherbergt den riesigen Zambezi-Wels, ferner den Anamalugo (Nothobranchius orthonotus), welcher gebacken vortrefflich schmeckt, den elektrischen Wels (Malapterurus electricus), verschiedene Arten Nilhechte (Mormyrus), deren elektrische Eigenschaften Fritsch aufgedeckt hat, u. s. w. Der Kaningo (Ctenopoma multispine) wird im September in künstlich getrübtem Wasser der Sümpfe mit den Händen gegriffen und trotz seines gut schmeckenden Fleisches der vielen Gräten wegen nur wenig verspeist. Im Zambezi lebt ein Haifisch (Carcharias Zambezensis). Ein Sägefisch (Pristis Perrotettii) geht bis Tette hinauf. Sein Fleisch und seine Leber sind wohlschmeckend. Man findet hier auch die merkwürdigen Lungenfische Madoë (Protopterus annectens) mit Kiemen und lungenähnlicher Schwimmblase, sowie mit fadenförmigen Flossen versehen. Sie bauen sich in der trocknen Zeit eine Höhlung, welche sie mit blattartig sich ablagernden und erhärtenden Schleimschichten auspolstern. In der nassen Zeit bewegen sie sich aalartig in den Gewässern umher. Sie sind schmackhaft.

Die Insektenwelt liefert am Niassa unzählige Schwärme einer Zweiflüglerart, Kungu genannt, die in Massen eingesammelt, gekocht, in Kuchenform zusammengepreßt und verspeist werden. Im Zambezigebiet macht sich die weit und breit gefürchtete Tsetsefliege (Glossina moritans) bemerkbar. Moskitos machen die Umgebungen jedes noch so kleinen Sumpfes unsicher. Prachtkäfer kriechen an den Akazien umher, große Pillenkäfer formen den Dünger zu Kugeln und vergraben diese schnurrend, um ihre Eier hineinzulegen. Heuschrecken werden wie die flüggen Termitenmännchen gesammelt, gesotten und verspeist.

Diese Gegenden werden von nigritischen Stämmen bewohnt, welche sich den früher östlich vom Tanganikasee beschriebenen in vieler Hinsicht anschließen. Nördlich vom Rowuma- oder Rufumaflusse, dem Meere genähert, wohnen die Makonda, südlich von diesen Gewässern wohnen die Mabiha. Südlich und südöstlich vom Rowuma zwischen diesem, dem Niassa und Zam-

bezi wohnen die Makua und Wayao. Die Makonda sind Ackerbauer, werden aber durch die immerwährende Furcht vor den Sklavenräubern in Angst gehalten und sind auch stets bereit, die Flucht zu ergreifen. Die Mabiha bilden einen östlichen Ausläufer der beträchtlichen Makuafamilie. Diese sind ein großer,

Fig. 68.



Makua Frau.

stämmiger Menschenschlag mit breiten Zügen (Fig. 68). Ihr Abzeichen bildet ein auf der Stirn tättowierter Halbmond. Ihre Kinder laufen bis zum 7. oder 8. Jahre nackend umher. Die Männer tragen nach Elton meist nur ein Lendentuch von Merikani d. i. weißem, oder von Kaniki d. i. blauem Kattun, prahlen aber

auch wohl mit einem zerlumpten Kanzu. Die Weiber schlagen ein von den Achselgruben bis zu den Knieen reichendes Stück Kaniki um den Leib, schmücken sich mit Ohrringen, Armbändern u. s. w. Die Waffen sind Speere, schwere auch zugleich zum Klären des Dickichts dienende Messer und Musketen. Sie wohnen in viereckigen, mit Makuti oder den Wedeln der Kokospalme bedeckten, aus Pfählen konstruierten, mit einer Art Veranda versehenen Tembes. Jedes derselben wird von einem kleinen Garten umgeben. Man kultiviert hier Sorghum, Mais, Mohogo oder Maniok. Diese Gewächse und Wurzeln bilden nebst Fischen die Hauptnahrung. Man kocht sie in selbstverfertigten Töpfen auf einer, von drei Steinen gebildeten, den Herd darstellenden Unterlage. Es giebt übrigens unter den Makuas geschickte Jäger. Elefanten, Antilopen u. s. w. werden von ihnen mit dem Feuerrohr erlegt. Das Flußpferd wird hier wie in einem großen Teil der Südhälfte Afrikas mit der von Major Gamitto und von Livingstone abgebildeten Fallharpune getötet, an deren Laufseil das plumpe Vieh bei seinen nächtlichen Umgängen anstößt. O'Neill teilt die Makua in die Unter-Makua, die Lomwe oder Ober-Makua, die Mana und Medo ein.

Die Wayao sind nach Hildebrandts Negativphotographieen ebenfalls ein kräftiges Volk mit breiten Gesichtszügen. Unser Reisender erzählte mir, die Wayaosklaven leisteten als Lastträger mehr als andere Nigritier des Binnenlandes, gälten aber als stupid und tückisch. Über ihr Land ist noch sehr wenig bekannt.

Südlich vom Niassa-See dehnt sich das vom Abfluß desselben, dem sich in den Zambezi ergießenden Schire, durchströmte Mangandja-Land aus. Wir verdanken unsere Hauptkenntnisse dieser Gegenden Livingstone. Dieser entwirft eine interessante Schilderung von Land und Volk. Das Mangandja-Gebiet ist bergig. Die Anhöhen erreichen 3000—8000 Fuß Meereshöhe. Überall herrscht Wasserreichtum. Livingstone und seine Begleiter passierten hübsche Bäche und eine Quelle in einer einzigen Stunde und noch dazu gegen

das Ende der trocknen Zeit. Der zwanzig (engl.) Meilen lange und 8000 Fuß hohe Zombaberg hat einen schönen Fluß, der auf seinem Gipfel durch ein grünes Thal fließt und seinen Weg in den Schirwa-See nimmt. Die Hochlande sind waldreich und an den mannigfaltigen Wasserströmen wachsen viele Bäume von bewundernswerter Höhe und vortrefflichem Holz. Livingstone rühmt die Pracht der hiesigen Sterculien, Affenbrotbäume und Fächerpalmen. Gras wächst in reicher Menge. Elton bildet ein paar hübsche Scenerien an den Schireufern ab.

Unter den Mangandja-Männern sollen manche wohlgestaltete Köpfe, angenehme Gesichter und hohe Stirnen haben. Livingstone berichtet vom Häuptlinge Chinsamba, er habe etwas Jüdisches in seinem Gesicht oder vielmehr das altassyrische Gesicht. Diese Gesichtsbildung ist hierzulande sehr gewöhnlich und führt zu dem Glauben, daß der wahre Typus des Negers nicht derjenige ist, den man auf der Westküste antrifft (vergl. Fig. 69 und 70) und von welchem die meisten Leute ihre Vorstellungen von den Afrikanern hergeleitet haben. Die Mehrzahl der hiesigen Köpfe sind eben so wohlgestaltet wie diejenigen, welche in den alten assyrischen und ägyptischen Denkmälern abgebildet sind. Die Lippen gleichen denen der Europäer mehr, als denen der Neger auf der Westküste. Man kann sie zwar als voll, aber nicht als unangenehm voll beschreiben, und man kann mehr Köpfe beobachten, die etwas nach hinten und nach oben verlängert sind, wie derjenige Julius Cäsars, als unter uns selbst. Ein großer Ring in dem einen Ohr erinnert uns an die ägyptischen Denkmäler, und ebenso manche Moden der Haarfrisur. Die Beine zeigen, als Regel genommen, nicht die hohen Waden, von denen man annimmt, daß sie die afrikanische Rasse unterscheiden (?); auch begegnet man dem, was man Lerchensporn (lark-heal) nennt, d. h. einem unschönen Heraustreten der Ferse nach hinten, hier nicht öfter als unter den civilisierten Rassen Europas. In mehreren Fällen hat Livingstone eine eigentümliche Länge des Schenkelbeins bemerkt, aber keine Gelegenheit gehabt, zu ermitteln, ob sie

so gewöhnlich ist wie die langen Arme, welche ehedem beim Gebrauch des Haudegens unter uns selbst so vielen Vorteil gewährten (?). Der berühmte englische Entdeckungsreisende will mit obigem das beweisen, was wir selbst über die Häufigkeit sogenannter semitischer Physiognomieen unter den verschiedenartigsten

Fig. 69.



Frauenzimmer aus Vista in Ngoyo, Westafrika, von vorn.

afrikanischen Stämmen beobachtet haben (vergl. weiter oben). Den J. Cäsar wollen wir hier beiseite lassen.

Einen großen Stolz suchen die Mangandja-Männer in der Anordnung ihres Haars. Der eine zieht seine krausen, aber langen Haare wie die seitwärts abstehenden Hörner des Kaffernbüffels aus; andere ziehen es vor, diesen natürlichen Schmuck in

einem dicken Wickel, wie den Büffelschwanz, über den Rücken herab hängen zu lassen, während noch andere es in fein gedrehten Zöpfchen tragen, die, mit spiralig um jeden Zopf geschlungenen Binden von der inneren Rinde eines Baumes steif gemacht, strahlenförmig vom Kopfe nach allen Richtungen hin-

Fig. 70.



Dasselbe von der Seite.

laufen. Bei manchen hängt es in großen Massen rings um die Schultern herum; andere rasieren es gänzlich ab. Manche scheren es teilweise in Figuren aus. Ihre Körper schmücken die Mangandja in barocker, phantastischer Weise. Sie tragen Ringe von Messing, Kupfer oder Eisen an allen Fingern, an Armen, Beinen und am Halse. Den Mädchen wird die Ober-

lippe dicht an der Nasenscheidewand durchstochen und wird das Zusammenheilen durch einen hineingesteckten Pflock verhindert. Nach der Heilung der Wundränder wird der Pflock allmählich vergrößert, bis endlich ein vollständiger Pelele von hohlem Bambus, Elfenbein oder Zinn, zwei Zoll Durchmesser haltend, darin Platz findet. Dieser Pelele wird nur in Trauerzeiten abgenommen. Ein lächelndes altes Mangandjaweib sieht scheußlich aus, weil sich beim Mundöffnen jener Zierrat nach oben umklappt und dabei die spitz geschlagenen Zähne wie die eines Haifisches entblößt werden. Die abscheuliche Mode ist auch am Rowuma und unter den Makua adoptiert worden. Die vorderen Zähne werden durch den Druck des Pelele etwas nach hinten geschoben. Der Körper wird durch rosetten- und linienförmige Einschnitte verunziert.

Als Kleidung dienen baumwollene von ihnen selbst gewobene Schurztücher. Ihre Hütten ähneln nach Livingstones Abbildungen den gewöhnlichen abyssinischen und sennaarischen Togule. Sie sind sehr fleißige und umsichtige Ackerbauer. Soll ein neues Stück Waldboden abgeholzt werden, so verfahren sie genau so, wie die Farmer in Amerika. Die Bäume werden mit kleinen Äxten von weichem einheimischen Eisen gefällt; Stämme und Äste werden verbrannt, die Asche dient als Dünger. Das Getreide wird zwischen die stehen gebliebenen Stumpfe gesäet. Letztere verwittern allmählich. Das Gras der Steppe wird bündelweise ausgehackt, verbrannt und dient die Asche ebenfalls als Dünger. Man baut Sorghum, Mais, Penicillaria, Bohnen, Erdnüsse, Yams, Reis, Kürbis, Gurken, Maniok, Bataten, Tabak, indischen Hanf oder Bang (Cannabis indica), sowie zwei ausländische und eine einheimische Sorte Baumwolle. Die ersteren Sorten, Tonja manga, sind von vorzüglicher Qualität. Die einheimische, Tonja Kadja, fühlt sich wie Wolle an und ist wegen ihrer Festigkeit beliebt. In fast jedem Dorf wird Baumwolle gereinigt, gesponnen und gewoben. Livingstone bildet einen liegenden, dem abyssinischen ähnlichen Webstuhl ab. Die Spindel ähnelt derjenigen der Nubier und Kaffern. Eisenerz wird aus

den Hügeln gegraben und hat jedes Dorf seine Schmelzhütte, seine Kohlenbrenner und Schmiede. Diese arbeiten mittelst einfacher Instrumente und mittelst Blasebälgen aus Ziegenleder, Äxte, Speere, Nadeln, Pfeilspitzen, Armbänder u. s. w. Man dreht allerhand Koch-, Wasser- und Getreidetöpfe, die mit dem in den Hügeln gefundenen Graphit blank gemacht werden. Auch flechten sie Körbe aus Bambusrohr und Netze aus Buazefasern. Diese benutzen sie entweder selbst oder tauschen sie bei den Fischern auf dem Flusse oder den Seen gegen getrocknete Fische oder Salz ein. Der hiesige Handel wird zum großen Teil zwischen den Dörfern durch Tausch in Tabak, Salz, getrockneten Fischen, Fellen und Eisen betrieben. Die hiesigen Eingeborenen vergraben die mit einer zwar faserigen, aber süßen, aromatischen Hülle versehenen Fruchtkerne der Fächerpalmen (Borassus Aethiopum) in der Erde, bis sie keimen, das Innere des Kerns erhält dann einen Kartoffelgeschmack. Tabak wird aus ungeheueren im Knie gebogenen Thonpfeifen geraucht. Die Magandja brauen Sorghum-Bier und vertilgen es in mächtigen Quantitäten. Häufig ist die Hälfte eines Dorfes betrunken.

Als Vieh halten die Mangandja nur wenige Ziegen und noch weniger Schafe. Mit Ausnahme eines hier und da herumstreifenden Leoparden giebt es keine Raubtiere, durch welche die Haustiere beunruhigt werden könnten.

Dies Volk lebt gemeiniglich in Dörfern, deren jedes seinen eigenen Ortsvorsteher hat. Ein solcher kann über mehrere angrenzende Dörfer gebieten. Die Unterthanen werden als seine Kinder betrachtet. Alle kleinen Häuptlinge eines Distriktes leisten einem Oberhäuptling, dem Rondo oder Rundo, eine Art Lehnspflicht. Sie sind verbunden, ihm einen kleinen jährlichen Tribut zu entrichten und von jedem erlegten Elefanten einen der Stoßzähne zu liefern. Dafür hat der Rundo seine Leute bei Gelegenheit feindlicher Angriffe zu unterstützen und zu schützen.
In den Niederlassungen am Zambezi leben viele Abkömm

linge von aus allen möglichen Ländern zusammengelesenen Sklaven, ferner Mischlinge derselben mit Portugiesen in verschiedenem Grade der Blutinfiltration, wie Mulatten (Pardos), Terzeronen, Quarteronen u. s. w., auch einige arabische, seltener noch indische Mischlinge.

Die in diesem Abschnitt beschriebenen Nigritier werden von manchen Ethnologen direkt zu den Abantu gerechnet. Es läßt sich mindestens nicht leugnen, daß diese Stämme den Übergang zwischen den Nigritiern Ost-Sudans, den eigentlichen Gala, den Orloikob u. s. w. zu den Abantu vermitteln.

VI. Die arabische Herrschaft an der Küste von Zanzibar.

Diese findet ihre Konzentration auf der Insel Zanzibar. Sie liegt unter dem 5° 43′ und 6° 28′ s. Br., dem 39° 13′ und 37° 37′ ö. L. Greenw., durch einen 20—25 Seemeilen breiten Kanal vom Festlande getrennt. Mit letzterem scheint sie ehedem in Zusammenhang gestanden zu haben. Die Insel hat 29 geographische Quadratmeilen Flächeninhalt. Das von O. Kersten höchst übersichtlich geschilderte Klima ist ein feuchtwarmes. Die fast vollkommen gleichmäßige Wärme schwankt in allen Monaten des Jahres, durch Tag und Nacht, zwischen 21° und 24° R. Selten steigt sie auf 26° R. und ebenso selten, fast nur nach Gewittern und nur auf kurze Zeit, sinkt sie auf 19° R. Die heißeste Periode findet sich vor der großen auf die Monate Dezember bis Februar fallenden Regenzeit ein. Vom 21. oder 22. Juni an, wenn die Sonne ihre geringste Mittagshöhe von 60° erreicht, steigt die Wärme regelmäßig. Am 9. Oktober steht die Sonne im

Zenith, sinkt dann am 22. Dezember im Norden bis 73° herab und steigt wieder zum Zenith empor, ihn am 5. März zum zweiten Mal durchwandernd. Um diese Zeit ist die Schwüle drückend. Im Februar beginnen Gewitter und heftige Regengüsse, treten auch Stürme auf, welche die Atmosphäre reinigen und erfrischen. Vom Juni an, nach Beendigung der großen Regenzeit, bis September ist das Wetter angenehm kühl, ja oft kalt; denn eine Abkühlung auf 20 bis 21° R. ist dem an 24—25° Gewöhnten schon recht empfindlich.

Mit der Hitze ginge es aber noch an, wenn sie nicht so gleichmäßig wäre und wenn genügende Abkühlung stattfände. In Zanzibar, sagt Kersten, fehlt die nächtliche oder jährliche Abkühlung wie bei uns, dort haben das Meer, die Häuser, das Trinkwasser eine Temperatur von 22—23° R. und noch mehr, denn diese ist die mittlere Jahreswärme. So wirkt das hiesige Klima erschlaffend auf die Europäer, welche namentlich in der Schwüle vor der Regenzeit leiden und die Arbeitslust verlieren.

Zanzibar ist eine Koralleninsel. Ihre oberen Schichten bestehen aus Korallenkalk. Dieser wird von rotem Letten und einer grauen, thon- und sandhaltigen Erde überlagert. Einige graubraune Sandsteinlager von loser Fügung ihrer Bestandteile zeigen zahlreiche Verwitterungsspalten. Am Meer zeigt sich Eisensand. Nach Kerstens Vermutung ist es dasselbe Erz, welches im Innern von Ostafrika und auf Madagaskar häufiger auftritt. Eine etliche hundert Fuß hohe Hügelkette durchzieht das sanft gegen die Insel ansteigende Land von Nord nach Süd. Es existieren nur einige kleine Bäche, kleine Teiche und Sümpfe. Diese letzteren sind mit Schilf und schönen Wasserlilien (Nymphaea zanzibariensis) bewachsen. Aus solchen Teichgewässern holen die Stadtbewohner ihre feuchte Kühle!

Zanzibar ist hinsichtlich der Fülle edler, auf seinem Boden gedeihender nutzbarer Tropenpflanzen ein wahres Paradies. In Masse existiert hier die Kokospalme, einer der schönsten Bäume

der Palmenfamilie, wiewohl sie, waldartige Bestände bildend, gleich anderen Palmenhainen, wie denjenigen der Dattelpalme, der Miriti-, Morichefächer- oder der Wachspalme in Brasilien u. s. w. einen zu gleichförmigen Eindruck macht. Sie wirkt aber in der Minderzahl herrlich als Dekorationsgewächs. Man gewinnt hier Kopra oder den ölreichen Kern aus der Kokosfrucht, ferner Palmenwein aus dem Stammsafte. Koir, das sind die fasrigen Fruchtschalen, bilden Material zu vortrefflichem Seilerwerk. Die Dattelpalme (Phoenix dactylifera) liefert keine guten Früchte. Vorzüglich gedeiht die echte Banane. Der dickstämmige schattenreiche Mango (Mangifera indica) trägt gelbe saftige Pflaumen, denen bei aller Lieblichkeit ein gewisser Terpentingeschmack anhaftet. Die hiesigen Brotfrüchte werden 80—100 Pfund schwer, sind rundlich-oval, außen warzig und stammen vom Jakbrotbaume (Artocarpus integrifolia). Ihr Fleisch ist gelblich, riecht häßlich, schmeckt aber süßlich und angenehm. Geröstet schmecken die Samen den Kastanien ähnlich. Die Durianfrucht stammt von einem mächtigen (ursprünglich indischen), durch Wallace mit einer Rüster verglichenen Baume (Durio zibethinus). Die riesigen rundlichen Früchte sind mit dornigen Warzen bedeckt. Sie enthalten ein weiß-rötliches, nach faulem Käse und Zwiebeln riechendes, aber köstlich, wie Eiercrême oder feine Omeletten mundendes Fleisch. Der Melonenbaum (Carica Papaya) mit feinem palmenartigen Habitus und den handförmiggelappten Blättern trägt melonenähnliche, gerippte Früchte von angenehm süßem, kühlenden Geschmack. Eine dornig-warzige Schale hat auch die von einer Schuppenapfelart (Anona) stammende Sahnenfrucht, arabisch Gischda, mit ihrem herrlichen, rahmartigen Fleisch. Guyaven, Jambusen, Mangostan, Litschi, Ananas, mehrere Sorten Apfelsinen, sauere Limonen und Granatäpfel vervollständigen dies Verzeichnis wohlschmeckender Früchte.

Der Gewürznägleinbaum produziert auf der Insel jährlich mehr als eine halbe Million Pfund Nelken. Auch der Muskatnußbaum gedeiht, wogegen der Zimmetbaum eine nur unterge-

ordnete Rolle spielt. Außerdem werden roter Pfeffer (Capsicum), Sesam, Zuckerrohr und Baumwolle gepflanzt.

Übrigens finden sich hier die auch am Zambezi häufigen, mit ungeheueren gezähnten Schwertblättern und hohen kahlen Wurzelstöcken versehenen Schraubenpalmen (Pandanus), ferner die sonderbaren, mit gegliederten, schachtelhalmähnlichen Rutenzweigen bewachsenen Casuarinen Neuhollands, sodann Dalbergien, Grewien, Feigenbäume, eine schöne palmenähnliche Cycadee (Encephalartos Hildebrandtii), Akazien u. s. w.

Unter den Säugetieren sind die Meerkatzen, der Halbaffe (Otolicnus agisymbanus), der hübsche, luchsähnliche Serval, die Genettkatze, das Zebraichneumon, die Hamsterratte, das Moschusböckchen (Nesotragus moschatus) und die Zwergantilope (Nanotragus Hemprichianus), endlich das (wild umherschweifende) Larvenschwein die interessantesten. Jene große Hamsterratte (Cricetoyms gambianus) verwüstet im Verein mit der alexandrinischen Dach- und der jetzt kosmopolitischen Wanderratte die Vorräte der Häuser und Magazine.

Die befiederte Welt der Insel ist sehr reich und zeigt namentlich jene zum Teil schön gefärbten Arten des Festlandes, welche weniger durch die vielen auf Zanzibar gezeitigten Tropenfrüchte als vielmehr durch die solche benagenden Insekten herbeigelockt werden. Auch bieten die großen laubreichen Bäume und dichten Büsche gern besuchte Nistplätze dar. Das auf der Insel vorkommende Perlhuhn ist schwerlich mit Recht als Numida Pucheranii von der geschopften Art unterschieden worden. Kirks Wildhuhn (Frankolinus Kirkii) dürfte jedoch als neue Art ein Recht behaupten.

Unter den Reptilien ist eine große, das Land bewohnende Warneidechse erwähnenswert. Unter den Insekten fallen die trockenes Laub täuschend nachahmenden, mehrere Zoll langen Blattheuschrecken auf.

Zanzibar ward ursprünglich von Suahel bewohnt. Man rechnet hier jetzt zwischen 200—250 000 Menschen.

Ich habe an früheren Orten darzulegen versucht, daß ich mit Anderen gewisse Gebiete Indiens weit eher für das biblische Ophir zu halten geneigt bin, als Zanzibar, Sofalla oder irgend ein sonstiges Gebiet Ostafrikas. Die altäpyptischen Flottenzüge haben sich nur auf die eigentliche Somalküste im Norden Makdischus erstreckt. Die älteren Araber besaßen bereits vortreffliche Kunde von der afrikanischen Ostküste. Als die Portugiesen zuerst diesen Teil Afrikas besuchten, fanden sie das ganze Gebiet bereits in den Händen der Semiten.

Die arabische Herrschaft an der Küste Zanzibars ist von Oman, einer Landschaft im östlichen Teile der Südhälfte der arabischen Halbinsel, ausgegangen. Zur Zeit als der Portugiese Albuquerque seine Heldenzüge auf dies Gebiet ausdehnte, als Ormuz erobert wurde, trat Oman in den Rahmen unserer neueren Geschichte ein. Palgrave ist der Ansicht, daß sowohl die Insel Sokotra (Sukkutura) als auch die Zanzibar- oder Zandjibar-Küste im 16. Jahrhundert die Omanis nur als einfache Kaufleute, vielleicht als Sklavenhändler gekannt haben. Dem ist jedoch, wie ich oben erwähnt habe, nicht so.

Die Portugiesen gewannen damals die Oberhand über Oman, besetzten Maskat und andere dortige Küstenpunkte. Sie gerieten erst mit den ansässigen Arabern, dann mit den Persern und endlich auch den Holländern in schwere, langdauernde Kriege um den Besitz dieser Gegenden. Sie verloren denselben nach einer anderthalbhundertjährigen, tapferen Verteidigung gänzlich. Die Holländer setzten sich zwar an ihre Stelle, mußten aber ebenfalls wieder das Feld räumen. Von Persien aus war die Feindschaft der beiden europäischen Mächte gut ausgenutzt worden. Man hatte inzwischen Ormuz erobert und Teile von Oman an sich gebracht. Auch Iran ist seiner arabischen Erwerbungen allmählich wieder verlustig gegangen.

Die Eingeborenen von Mombasa riefen später den Sultan Ben Sef Ben Malik von Oman gegen die Portugiesen zu Hilfe,

welche damals die Stadt und Festung in Besitz hielten und sich daselbst durch ihre Tyrannei verhaßt machten. Aber erst nach fünfjähriger Kriegführung gelang es die Europäer zu vertreiben und einen arabischen Gouverneur, einzusetzen. Darauf eroberten die Portugiesen Mombasa wiederum und hausten hier schlimmer als je. Einer der Söhne von Ben Sef, nahm 1698 den Ort. Die Portugiesen wurden nunmehr von der ganzen afrikanischen Ostküste vertrieben.

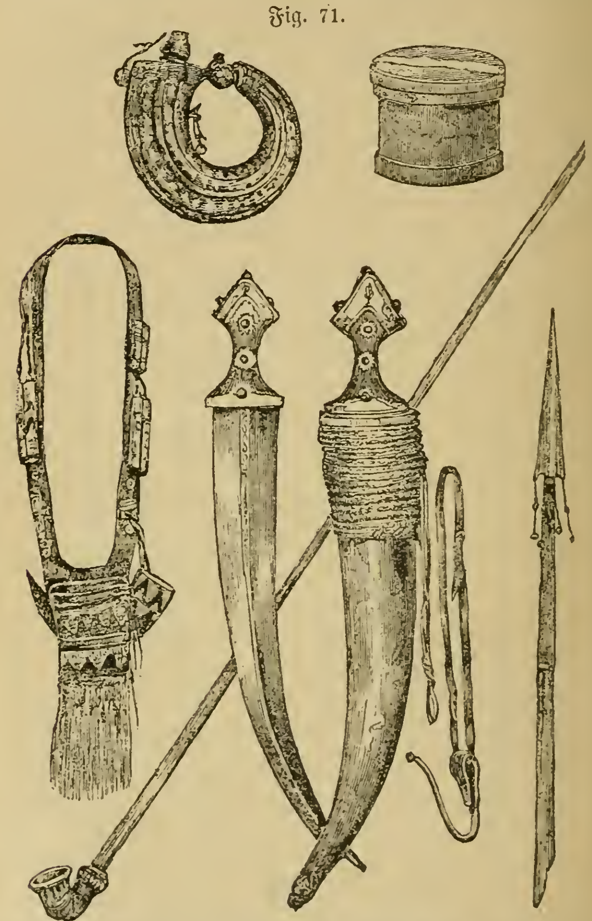
Nach dieser für Oman so ruhmvollen Periode hielten sich die durch innere Zwistigkeiten zerrissenen Araber von der afrikanischen Küste bis auf Mombasa, wo ihre Gouverneure regierten, fern. Der hier befehligende Hakem Nasser Ben Abdalla wurde um das Ende der 1720ger Jahre von seinen meuterischen Soldaten abgesetzt. Es brachen auch Zwistigkeiten zwischen diesen und den Bewohnern der Stadt aus. Die Portugiesen benutzten diese Verwirrungen sowie inzwischen zu Patta ausgebrochene Unruhen und besetzten abermals Mombasa. Allein die Suahel befreieten sich von den Eindringlingen teils mit List, teils mit Gewalt. Dann ging eine aus Suahel und Wanika bestehende Deputation nach Maskat und bat den Sultan von Oman um Schutz. Dieser legte Besatzungen nach Mombasa und Zanzibar.

Nach vielen für uns uninteressanten Streitigkeiten gelangte 1744 das omanische Sultanat in die Hände einer neuen abusaidischen Dynastie. Ihr erster Sultan suchte seine Herrschaft in Ostafrika zu befestigen. Der damalige Gouverneur von Mombasa wollte sich unabhängig machen, wurde aber durch omanische Menchelmörder getötet. Sein Bruder flüchtete bei dieser Metzelei zu den Wanika, nahm mit ihrer Hilfe die Festung wieder und ließ die Mörder hinrichten. Dieser Ali Ben Atman erklärte sich darauf zum unabhängigen Sultan von Mombasa. Auch Patta, Lamu, Barawa und Makdischu (Mogadoxo) machten sich nach und nach frei.

Der oben erwähnte Sultan Achmed Ben Said el Saidi hatte glücklich gegen die Perser gekämpft, welche unter dem Schach

zade Kerim Khan über Basrah hergefallen waren. Jener starb 1784. Der Sultan von Oman Said Ben Achmed schuf eine treffliche, nach

Fig. 71.



Arabische Waffen und Geräte: Patrontasche, Pulverhorn, Dolch (Djembie), Lanzenspitze, Pfeife (Schibuck) und Kaffeebüchse.

europäischem Muster eingerichtete Marine und disziplinierte so viel wie möglich seine Asaker oder Soldaten, welche damals nur

mit Luntengewehren, Lanzen und krummen Dolchen bewehrt waren, gleich jenem barfüßigen Gesindel, was noch jetzt in den südarabischen Hafenstädten und an der afrikanischen Ostküste, ja selbst in Vorderindien, herumbramarbasiert. (S. Titelbild.) Eine unsere Figuren zeigt arabische Waffen und Geräte aus jener Periode (Fig. 71.) Unter diesem Sultan wurde die omanische Herrschaft in Ostafrika wiederhergestellt. Sein Sohn fiel im Kampf gegen die von ihm lebhaft befehdeten Seeräuber. Ein jüngerer Sohn des Gefallenen, Said Said, welcher omanischer Sultan geworden war, fand mehrfache Gelegenheit, in die damals sehr zerfahrenen Verhältnisse der afrikanischen Ostküste einzugreifen. Als er 1823 das von der angesehenen arabischen Familie der Msara erblich beherrschte, abtrünnige Mombasa bedrohte, begaben sich diese Stadt und noch andere Küstenorte unter englischen Schutz. Allein das britische Kabinet verweigerte die Ratifikation der von englischen Unterhändlern nach jener Richtung hin einseitig geschlossenen Verträge und überließ die Ostküste wieder dem Said Said. Dieser bezwang nach vielen Wechselfällen 1838 Mombasa gänzlich und starb 1856 auf einer Reise nach Maskat. Die Msara wurden vernichtet. Jenes Sultan Sohn Said Madjid übernahm die afrikanischen, ein anderer Sohn, Thowejni, übernahm dagegen die omanischen Besitzungen.

Der neue unabhängige Sultan (eigentlich Sejjid d. h. hohe Herr) von Zanzibar, Said Madjid, (Fig. 72) wurde schon kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt durch seinen Bruder Thowejni wenn auch ohne Erfolg bedroht. Seine Regierung verlief, diesen Zwischenfall und einen mit englischer Hilfe schnell unterdrückten Aufstand des Bruders Said Burgasch ausgenommen, ohne wesentliche Ereignisse. Jenem folgte im Jahre 1866 der letztere. Dieser scheint fester als der Vorgänger zu sein. Er wird allseitig als ein leutseliger, verständiger und toleranter Mann geschildert. Hohe Intelligenz bewegt ihn dazu, die Vorteile der abendländischen, auch rein geistigen, Bildung durchaus nicht zu verkennen. Er bezieht seine Einnahmen aus den Zoll-

gebühren, aus dem Ertrag der Nelkenernte auf der Insel Pemba, aus dem Reinertrage der ihm direkt gehörenden Pflanzungen, aus einer der Arbeiterklasse auferlegten Kopfsteuer und aus dem Tribut einer Anzahl der seiner Herrschaft unterworfenen Häupt-

Fig. 72.



Sultan Said Madjid.

linge des Festlandes. Diese Einnahmen sollen jetzt jährlich noch nicht eine Million Dollar erreichen.

Der Sultan ist wie alle orientalischen Herrscher zugleich erster Kadi oder Richter des Landes. Er entscheidet persönlich,

hört aber in zweifelhaften Fällen die Ansicht der Muftis oder Rechtsgelehrten mit an. Das hiesige Gesetzbuch ist der Koran. Eine eigentümliche Stellung gegenüber den starren Formen dieser Glaubensrichtschnur und ihrer Kommentare nehmen die Verträge mit den fremden Mächten, ferner die oft sehr ins Detail gehenden Spezialverhandlungen mit den Konsuln ein.

Die Stadt Zanzibar macht, vom Meere aus gesehen, mit ihren zum Teil recht stattlichen steinernen Häusern, wie sie nebst dem Palaste des Sultans namentlich die Nordfront einnehmen, einen angenehmen Eindruck. Die Straßen sind mit einer Art Chaussierung belegt und im ganzen sauber gehalten. Die besseren Häuser zeigen den halbmaurischen u. a. auch in Alexandrien, in Aden, Moçambique, Bombay u. s. w. üblichen Stil. In den von Europäern bewohnten Häusern ziehen sich um einen häufig gepflasterten, mit einigen stattlichen Tropenpflanzen, auch nicht selten mit einem Springbrunnen geschmückten Hof die bewohnten Räume her. Die Kontore liegen in den Erdgeschossen. Das erste Stockwerk enthält die hohen luftigen Zimmer. Diese sind mit Matten belegt. Das Ameublement ist entweder rein europäisch oder auch halb arabisch-indisch. Die Insassen lieben einigen Bilder- und afrikanischen oder indisch-persischen Waffenschmuck. Panther- oder Zebrafelle bringen hier und da einen bunteren Ton in die Zimmerdekoration. Lieblingsaufenthalt der Bewohner ist das flache Dach, welches in der Morgen- und Abendkühle fleißig aufgesucht wird. Diesen Teil umgiebt eine häufig zinnengekrönte Brustwehr. Auf der Dachfläche erhebt sich wohl ein hölzerner Aufbau, von welchem aus die Fernsicht noch umfangreicher erscheint. (Fig. 73.)

In den sonst großen und geräumigen Häusern der reichen Araber und Suahel darf man nicht die reiche sarazenische Architektur suchen, welche noch in Kairo, Djidda, Mokha u. s. w. selbst die mittleren Gebäude ziert und welche in Damaskus die einzelnen Hofräume zu so reizenden Aufenthaltsorten gestaltet.

Fig. 73.



Zanzibar vom Dache des englischen Missionsgebäudes aus gesehen.

Jedina tadelt sogar die sehr geschmacklose und unpraktische innere Einrichtung dieser Häuser.

Mitten in der Stadt liegen mit in maurischem Stil gehaltenen, von Gebüsch umrankten Grabsteinen besetzte Friedhöfe. Jeder darf seine toten Angehörigen auf eigenem Grund

Fig. 74.



Araber.

und Boden beerdigen. In der Stadt erhebt sich auch die Gala, Festung, welche an die altarabischen Bauten gleicher Bestimmung gemahnt. Die von der niederen Klasse, den Seeleuten, Fischern und freien Arbeitern bewohnten Stadtteile bieten häufig nur ganz unscheinbare, in einen Koch und einen Schlafraum rangierte Rohrhütten dar.

Den Palast des Sultans bildet ein ziemlich einfaches zweistöckiges, längs des Meeresstrandes sich erstreckendes Gebäude. Die Moscheen sind ohne Bedeutung. Nur eine derselben hat zwei kleine, unscheinbare Minarets. Das Zollhaus ist ein plumper

Fig. 75.



Junger Mischlingsaraber.

Schuppen. Man sieht noch eine geschmacklose englische Kirche und einen keineswegs imponierenden Hindutempel. Der Hafen wimmelt von Fahrzeugen.

Unter den etwa 40 000 Einwohnern bilden die Araber, wie

schon erwähnt, die herrschende Nation. Teils zeigen diese den charakteristischen semitischen Typus (Fig. 74, 76). Meist lassen sie die Mischung mit afrikanischem Blute erkennen, haben eine dunklere Farbe als die echten Söhne von Hedjaz, sowie im

Fig. 76.



Araber von Zanzibar.

allgemeinen kräftigere Gestalten, besonders aber plumpere Gesichtszüge (Fig. 75), und eine weniger vornehme Tournüre.

Die hiesigen Araber haben die omanische Landestracht, den Turban oder die gestreifte Seiden-Kefie, den langen weitärmligen

Kaftan, die bordierte Weste, die langen Unterkleider, die seidene Schärpe und die gestickten Sandalen beibehalten.

Es giebt, wie mir berichtet worden, unter den zanzibarischen Arabern einzelne, aber nur einzelne Persönlichkeiten, an denen kein Makel haftet. Im großen und ganzen spielen sie an der afrikanischen Küste keine gute Rolle. Sie sind den nigritischen Horden des Festlandes an Intelligenz überlegen, ihre Civilisation selbst ist aber eine so zerfahrene und mangelhafte, daß sie hier keinen großen Segen zu stiften vermag. Auch ist die arabische Verwaltung an diesen Küsten zu eigennützig und zu schwach.

Die übrigen Bewohner Zanzibars sind Suahel, Afrikaner von allen möglichen Nationalitäten und zwar Wangwana oder Freie und Abid, Sklaven, ferner Banyanen, das sind indische Krämer, Beludjen, Perser, Eingeborene der kanarischen Inseln Madegassen und Wasungu, das heißt in hiesiger Sprache Weiße, Europäer.

Zanzibars Klima galt früher als eines der ungesundesten der Welt. Sein übler Ruf als Hauptherd des Fiebers, der Ruhr und Leberentzündung konnte dreist mit demjenigen von Chartum und von Moçambique wetteifern. Indessen soll sich seit etwa 12 Jahren dort vieles gebessert haben. Man hat die Manglebäume und Gebüsche ausgerottet und dafür Gewürznägleinbäume oder Kokospalmen gepflanzt, man hat das Auswerfen toter Tiere und (sogar!) verstorbener Sklaven auf die Straße untersagt, übrigens aber auch, wie Thomson erklärt, eine Verminderung des jährlichen Regenfalls konstatiert.

Von Zanzibar ressortieren die anderen ostafrikanischen Statthalterschaften der Araber. Die dem Sultan untergebenen Gouverneure oder Walis halten in ihren Residenzorten Garnisonen, mittelst deren sie verpflichtet sind, die Unterthanen des Hinterlandes zu schützen. Sie ziehen daselbst die Abgaben ein und üben das Richteramt aus. In schweren Fällen sollen sie die Bestätigung Sejjidnas, d. h. „unseres hohen Herrn“ abwarten. Allein der wohnt weit ab und mancher Wali entscheidet

sich gelegentlich für ein kürzeres Verfahren. Die Statthalter gebieten stellenweise über ein nur sehr schmales Küstenland. Durch große Strecken ist die Herrschaft des Sultans nur nominell. Indessen scheint sie doch jetzt, dank den klugen Maßnahmen des Said Burgasch, namentlich dank dem Prinzip des divide et impera mehr und mehr Boden zu gewinnen.

Einer der stattlichsten Punkte der Küste sind Stadt und Festung Mombasa. Das hiesige Fort ist von portugiesischer Bauart und ehemals recht stark gewesen, jetzt ist es jedoch ohne alle Bedeutung. Der Ort selbst erstreckt sich nordwärts der Befestigung am Strande. Er zerfällt nach Kerstens Darstellung in einen auf drei Seiten mit Mauern umgebenen Teil Gawana und einen Teil Chara el Kadime. Ansehnlichere Steinhäuser zeigen sich nur in Gawana (Fig. 77). Die etwa 6000 Einwohner sollen ursprünglich aus Schiraz abstammen. Indessen sind dieselben, wie mir Hildebrandt mitteilte, total in die einheimische, dunkle Bevölkerung aufgegangen. Außerdem leben hier Araber, Indier, Sklaven und einige Wanika.

Malindi, Takaungu, Pangani, Makdischu, Kilwa, Kisiwani rc. sind von geringerem Wert als Mombasa. An verschiedenen Orten trifft man Ruinen und Inschriften aus der Portugiesenzeit. Sie gewähren kein architektonisches und nur ein geringes kulturgeschichtliches Interesse.

Die arabischen Sklavenhändler haben sich mehrere vorgeschobene Posten im Innern des Landes gesichert, u. A. zu Tabora, Kihara, Ikuru u. s. w. feste Wohnsitze gegründet. Hier gebieten ebenfalls die vom Sultanat in Zanzibar abhängig Walis und unterhalten daselbst kleinere Garnisonen von Beludjen u. s. w. Die Araber wohnen in festen, geräumigen Tembes, welche zugleich zur Verteidigung eingerichtet sind. Man hat es nicht unterlassen, selbst Plantagen anzulegen, in denen nach Cameron Weizen, Zwiebeln, Gurken und seltenere Vegetabilien gepflegt werden. Ja man hat hier sogar Kokosnüsse zu zeitigen verstanden. Von Zanzibar bezieht man in friedlichen Zeiten Kaffee,

Fig. 77.



Stadt und Festung Mombasa.

Thee, Zucker, Seife, Licht, Gewürz und allerlei Luxusgegenstände.

Unter der milden, toleranten Herrschaft des Said Burgasch blüht in Ostafrika sowohl das protestantische als auch das katholische Missionswesen. Man findet Kirchen, Schulen und Pflanzungen in Zanzibar, in Bagamojo, in Magila, einer reizenden volkreichen Gegend am Fuße des Usambara-Gebirges, zu Rabbai im Wanika-Lande, zu Mpwapwa in Usagara, in Unyamezi, am Niassa-See u. s. w. Schon fängt es in manchen dieser Gegenden an zu tagen. An der Loangoküste z. B. vollzieht der ehemalige portugiesische Sklavenhändler seine Umwandlung zum friedlichen Handelsagenten leicht und erfolgreich. Ähnliches wird auch anderwärts nicht ausbleiben.

VII. Die portugiesischen Besitzungen an der afrikanischen Ostküste.

Nachdem Bartholomeu Diaz im Jahre 1486 das Kap der guten Hoffnung umsegelt und einen kleineren Teil der afrikanischen Ostküste befahren hatte, wurde diese durch Pedro de Covilham und Paiva genauer untersucht. Darauf erfolgte (1497) die erste Expedition Vasco da Gamas nach Sofalla und Ostindien. Im Jahre 1500 ließ König Manuel der Große durch den Alvarez Cabral die Küsten von Moçambique und Zanguebar (Zanzibar) wiederum erforschen. Gama ging 1502 zum zweiten Male nach Ostafrika und Indien, woselbst er verschiedene Schläge gegen die Mohammedaner ausführte. Von 1503 ab wurden von den Portugiesen unter Affonso d'Albuquerque Zanzibar, Brava, Mombasa, Kilwa, Sofalla u. s. w. besetzt. In Sofalla wurde eine Fortaleza, Festung, erbaut. Später errichtete man eine solche auch auf der Insel Moçambique.

Man erweiterte diese Besitzungen nach und nach und knüpfte Beziehungen zu dem schwarzen Herrscher von Muana Mtapa (Monomotapa), dem Bana Mtapa, an. Bana heißt im Orma und in anderen ostafrikanischen Sprachen Herr, Gebieter. Dies Monomotapa der portugiesischen Entdecker erstreckte sich damals über das Hinterland von Moçambique bis in das Gebiet hinter Sofalla. Man rühmte dem Reiche eine gute Organisation nach. Der Herrscher sollte einen für afrikanische Begriffe prächtigen Hofhalt führen.

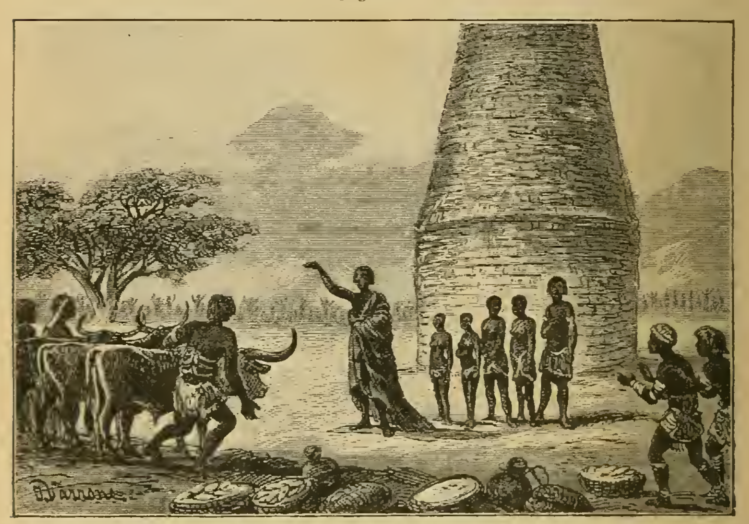
Im Reiche Butua oder Abutua (der Name erinnert an Uatua, S. 164), einer Dependenz von Monomotapa, fanden sich Bauten, die damals schon als sehr alte viel von sich reden machten und von denen bereits ein Joao de Barros die ausführlichste Beschreibung giebt. Solche Gebäude werden von den Eingeborenen Symbaoe genannt, d. h. Hofburg oder Residenz. Denselben Namen Symbaoe führten angeblich alle Königswohnungen im Reiche Monomotapa. De Barros vermutet, Butua sei das Agysimba des Alexandriner Geographen Claudius Ptolemäus und die Anlage eines alten Beherrschers der Goldminen, welcher dieselben nicht zu behaupten im stande gewesen. Die von de Barros unternommene Vergleichung der Gebäude mit den Ruinen von Axum (S. 48, Fig. 5) beruht übrigens auf falschen Anschauungen. Die Ruinen der Symbaoe wurden später bald für phönizische oder arabische Reste, bald für Überbleibsel des von mehreren Forschern an der Sofalla-Küste gesuchten salomonischen Ophir erklärt. Die Annahme von einem arabischen Ursprunge bleibt absolut ausgeschlossen, wird auch von urteilsfähigen Arabern zurückgewiesen. Das biblische Ophir aber möchte ich lieber in Indien als in Ostafrika suchen (S. 276). Superintendent Merensky, durch seine gediegenen, gut geschriebenen Berichte über Südafrika bekannt, hatte bereits in den 1860er Jahren die Untersuchung dieser Gebäude geplant, war aber damals durch Krieg in seinem Missionsorte Botschabelo

zurückgehalten worden. Er teilte dem Reisenden Mauch seine Aufzeichnungen mit, auf Grund deren letzterer die Reste am 5. Sept. 1871 wirklich entdeckte. Die Symbaoe (Zimbaoe, Zimbabye) liegt unter 20° 15′ s. Br. und 31° 37′ ö. L. Greenwich, 4200 Fuß über dem Meere, im Lande der Baloekwa oder Makoaba. Es fehlt dieser Baute nicht an Großartigkeit. Es erweist aber eine Vergleichung der von Mauch und Baines aufgenommenen bildlichen Darstellungen der Symbaoe mit den von Hübner abgebildeten alten Befestigungen im Matabele-Lande eine überraschende Ähnlichkeit der Baukonstruktion. Bereits Fritsch hatte die Ansicht ausgesprochen, derartige Bauten dürften möglicherweise nur Schutzarbeiten der mit der Eisenindustrie beschäftigt gewesenen Maschona darstellen. Nach Hübner scheinen diese letzteren früher eine rohe Ausbeutung von Gold in Quarzgängen betrieben und das Produkt, sehr wahrscheinlich Goldstaub, an die Portugiesen vertauscht oder verkauft zu haben. Es finden sich hier überall alte Gräber, Goldgruben, altkafferische Eisenschmelzereien, sowie Granitkugeln, die wahrscheinlich zum Zermalmen der Golderze gedient haben. Allem Anschein nach ist die Symbaoe nur eine ausgedehnte durch fortifikatorische Anlagen gesicherte Gold- oder Eisenschmelzerei gewesen. Auf letzteres deutet schon der Name (Symba-o-a) hin, denn Symba heißt Eisen. De Barros behauptet auch von den Eingeborenen Monomotapas, sie verfertigten Eisenäxte. Noch heute betreiben die dortigen Bantu Eisenindustrie, wenn diese gleich den erobernden Matabele fremd geblieben war. Vielleicht ist der sogenannte Turm der Königin, welcher bereits von de Barros erwähnt wurde, der 30 Fuß hoch, unten 15 Fuß dick und in 10 Fuß Höhe vom Grunde aus kegelförmig zuläuft, einer jener Schmelzöfen gewesen, wie sie in ähnlicher Form, wenngleich in geringeren Dimensionen noch jetzt bei den Balonda benutzt werden. Ich gebe hier eine Abbildung des Turmes nach einem Gemälde von Baines (Fig. 78). Letzterer erwähnt, daß hier alle drei bis vier Jahre das Volk zusammen kommt, Festlichkeiten begeht und opfert. Nach dem Opfer klettert

der Oberpriester in den Turm, besprengt den Ort und bittet Mali, den Vater (?), er möge alle Krankheit fernhalten.

Jedenfalls sehen wir in diesem Gebäude einen Rest jener zwar nur beschränkten, für die Lage aber dennoch imponierenden Civilisation des Monomotapa-Reiches, dessen Bestand schon vor Ankunft der Portugiesen ein sehr alter gewesen sein muß. In-

Fig. 78.



Turm der Königin in der Symbaoe.

schriften sind in der Symbaoe nicht gefunden, vielmehr ist daselbst nur rohe Zickzackornamentik aufgedeckt worden.

Monomotapa ging im 18. Jahrhundert an inneren Mißhelligkeiten zu Grunde und zerfiel in mehrere Staaten. Manche Landstriche gerieten unter die Botmäßigkeit der Portugiesen, welche eine lange Zeit hindurch die Goldgruben von Manica ausbeuten ließen.

Die hiesigen portugiesischen Besitzungen führen den offiziellen Titel Capitania general (oder geral) de Moçambique. Sie

reichen vom Cap Delgado im Norden bis zur Bahia de Lourenço Marquez im Süden, d. h. vom 10° s. Br. bis zum 26° s. Br. Die westlichen Grenzen sind völlig unbestimmt. An manchen Stellen der Küste, z. B. zwischen Cabo Delgado und Moçambique, zwischen hier und der Zambezimündung sind die Küsten steil, voller Felsriffe und klippenreicher Inselchen. Die Natur des Landes ist die im 1. Abschnitt (S. 261) geschilderte. Ein Teil der Küstengegenden ist wohlkultiviert. Man baut Baumwolle, Tabak, Reis, Sorghum, Penicillaria, Mais, Manioc, Bataten, Zuckerrohr, Yamswurzeln, roten Pfeffer u. s. w. Es existieren längs des Zambeziflusses, soweit dieser nämlich in portugiesischen Händen ist, einzelne gut gehaltene Pflanzungen, deren Besitzer Reichtümer erwarben.

Schon seit Menschenaltern wird hier Gold aus sogenannten Goldseifen gewaschen. Dies sind die Ablagerungen losen Sandes, wohl Verwitterungsprodukte und Anschwemmungen goldführender Gesteine, welche das edle Metall zugleich mit anderen Metallen und mit Erzkörnern enthalten. Dieser Waschbetrieb blühte im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, verfiel im vorigen Jahrhundert und in den ersten Zeiten des gegenwärtigen, soll aber neuerdings wieder Unterstützung seitens der portugiesischen Regierung finden. Es hat sich eine Compagnie générale de la Zambézie gebildet und zwar zu dem Zweck, die Mineralreichtümer dieser Gegend auszubeuten, zu denen sonst auch Kupfer und Eisen gehören. Eine Kommission von Sachkennern unter Führung des Kapitäns Paiva d'Andrade hat zunächst die Minen von Manica untersucht. Sie gelangte nach neunzehntägigem Marsch zu den Trümmern von Massicasse, einer früheren portugiesischen Handelsfaktorei. Die dortigen Eingeborenen benahmen sich freundlich. Eine zweite Expedition fand im Gebiete des unterhalb Tette in den Zambezi mündenden Muareze zwar Steinkohlenflötze, wurde aber durch die sehr feindlichen Eingeborenen zur Rückkehr genötigt.

Man führt von hier außer Gold auch Flußpferdzähne,

Elfenbein, Tier-(namentlich Giraffen-)Knochen, Büffel- und Rhinozeroshörner, Häute, Wachs, etwas Schildpatt, etwas echte Perlen, sowie Kockelskörner, die Samen der Trapodeira do Ceu (Menispermum malabaricum) sowie Kolombowurzel, letztere von Men. palmatum herrührend, aus. Diese bildet ein noch jetzt geschätztes Arzneimittel gegen Durchfälle.

Fig. 79.



Makoaba.

Die Bewohner dieser Kolonie sind Nigritier verschiedener Stämme, namentlich Makua, dann Mulatten und Portugiesen. (Vergl. S. 289.) Im Hinterlande leben noch mehrere Bantu-Stämme, so z. B. die Banyai oder Tschedima, die eigentlichen ehemaligen Inhaber des Monomotapa-Reiches, ferner die Batoka, die Banjeti, einige elende Reste der ehemals so mächtig gewesenen Macholoho, ferner Makoaba, Matabele und sogenannte Landins. Die Makoaba oder Knopneuzen der holländischen Boeren verunstalten sich das Gesicht durch eine Längsreihe von knopfförmigen, künstlich erzeugten Hautknoten. (Fig. 79.) Übrigens finden die Bantu-Stämme ihre vollständige Erledigung in einem von Herrn Fritsch bearbeiteten Bändchen über Südafrika.

An der Spitze der Kolonie steht der Capitao General, der Generalkapitän, gewöhnlich ein portugiesischer Divisions- oder Brigadegeneral, welchen der König ernennt. Er ist unmittelbarer Vertreter des letzteren, Chef der Civil- und Militärver-

waltung, Befehlshaber der Truppen, und übt die obergerichtliche Gewalt aus. Unter ihm stehen die Distriktsgouverneure und eine Verwaltungsjunta, eine Art Handelskammer u. s. w. Er verfügt über etwa 2000 Mann Soldaten. Diese wurden früher meist aus deportierten Verbrechern des Mutterlandes gebildet, welche in dem schrecklichen Klima bald dahinstarben. Einige Compagnieen wurden jedoch aus Schwarzen gebildet. Gegenwärtig überwiegen die letzteren.

Während der verflossenen zwanzig Jahre soll in der Kolonie sehr vieles sich zum Bessern gewendet haben, wenn gleich die Zustände noch manches zu wünschen lassen. Indessen verspricht die offiziell erklärte und thatsächlich angebahnte Unterdrückung des Sklavenhandels eine weit bessere Zukunft. Bedauerlicherweise kostet die Kolonie dem Mutterlande immer noch mehr, als sie einbringt, wiewohl Handel und Wandel gehoben sind.

Die Capitania general zerfällt in einige Comarcas, Regierungsbezierke. Obenan steht die Comarca de Moçambique. Die Stadt M., der Hauptort der Kolonie, liegt auf einer kleinen aus Korallenkalk gebildeten Insel in der Nähe des Festlandes und vor einer gegen Stürme geschützten Meeresbucht (Bahia de Conducia). Der Ort wird von den Forts beherrscht, die mit ihren Werken von der See aus, wie so viele ähnliche Bauten der portugiesischen Glanzzeit, einen imposanten Eindruck gewähren, übrigens aber der maritimen Kriegskunst unserer Zeit gegenüber nur von untergeordneter Bedeutung sind. Die Fortaleza de Sao Sebastiao ist das beträchtlichste der hiesigen Forts. Die von etwa 10000 Menschen bewohnte Stadt gewährt nach v. d. Deckens Schilderung mit ihren soliden weißen Häusern ein höchst schmuckes Aussehen. Die Gebäude haben flache, öfter mit turmartigen Auslugen versehene Dächer, Verandas, stattliche Freitreppen und große luftige Zimmer. Die gartenartigen, ummauerten oder umgitterten Vorräume und die Höfe sind mit Kokospalmen, mit prachtvollen Feigenbäumen (Urostigma), mit Poinsettien, Par=

kinsonien, Euphorbien, Kaktus und anderen zum Teil schönblühenden Tropenpflanzen geschmückt.

Der Generalkapitän residiert in einem hervorragenden der Renaissance-Epoche angehörenden Gebäude, welches hart an dem mit einer gutgehaltenen Landungstreppe versehenen Quai gelegen ist. Er verfügt noch über eine nette, mit wunderhübschem Tropengarten umgebene Villa zu Muçuril an der Festlands-Halbinsel Cabaçeira.

Moçambique besitzt ferner einige leidlich gute, im Renaissancestil gebaute Kirchen, ein Stadthaus, eine Alfandega (Zollhaus), einige Hotels und Kaffeehäuser von zweifelhaftem Wert, aber große Warenmangazine, nur wenige gut assortierte Läden, eine Anzahl Vendas oder Krämerbuden u. dergl. Die Straßen sind mit Trottoirs versehen, aber meist nicht sorgfältig gehalten, mit Gras bewachsen u. s. w. Man kleidet sich nach der besten europäischen Mode. Als Interimstracht für Herren ist weiß beliebt. Dies gilt auch für die Truppen. Die begüterteren Einwohner lassen sich wie zu Bahia, Sao Paulo de Loanda und S. Felipe de Benguella, in zum Teil recht geschmückten Portechaisen tragen. Pferde, Maultiere und Esel sind in nur geringer Zahl vorhanden und gedeihen schlecht.

Es giebt hier Europäer von verschiedener Nationalität, darunter begüterte deutsche (Hamburger) Kaufleute, sodann Perser, Araber, viele indische, den Kleinhandel besorgende Banyanen, Komorianer, Madegassen, sowie Schwarze, Freie wie Sklaven, allen möglichen nigritischen Stämmen angehörend, endlich Mischlinge, sogar farbige indische Portugiesen. Moçambique gilt mit Recht für sehr ungesund.

Die Comarca de Quellimane erstreckt sich um die Zambezimündungen her. Der Hauptort gleiches Namens ist ein dürftiger Ort, der mehr schmutzige Lehmhütten als Steinhäuser enthält.

Am Zambezi erstrecken sich die Comareas dos Rios de Senna mit dem Hauptort Villa de Senna, und die Comarca de Tette mit dem gleichnamigen Hauptort. Beide „Städte" erheben

sich kaum über einen gewöhnlichen europäischen Marktflecken hinaus. Unbedeutend in jeder Beziehung sind auch die Comarcas de Inhambane und de Sofalla mit ihren schwachen verfallenen Forts und ihren dorfartigen Ansiedelungen. Etwas beträchtlicher zeigt sich dagegen Villa de Lourenço Marquez im Hintergrunde der prächtigen ebenso (auch Delagoabai) genannten Meereseinbuchtung. Hier haben sich fremde, selbst deutsche Kaufleute niedergelassen, welche namentlich eine beträchtliche Waffeneinfuhr nach dem Binnenlande betreiben. Von da aus führten schon seit Jahren Wagenstraßen nach den Goldfeldern des Hinterlandes. Infolge dieser Beziehungen hat sich der Detailverkehr an der ganzen Baiküste gehoben. England beansprucht den südlichen Teil dieser Bai, auch die Insel Inyak, und möchte gar zu gern diese ganze Gegend als Vorland der ihm antipathischen Transvaalrepublik an sich bringen.

Die Comarca das Ilhas do Ibo besitzt einen dürftigen Hauptort Namens Villa de Sao Joao do Ibo, auf einer dieser Inseln gelegen. Im Hinterlande der letzteren liegen mehrere kleinere, den Portugiesen Tribut zahlende Staaten der Schwarzen. Dieser ganze Regierungsbezirk scheint der auch heute noch am meisten verwahrloste der gesamten Kolonie zu sein.

Corrigenda.

S. 21 lies Fig. 3 statt Fig. 2.
S. 188, Fig. 45 lies in der Figurenerklärung Härär statt Härsär.

Namen- und Sachregister.

Abyssinien. S. 1—130.

Die Gebiete und die Stämme der Gala. S. 130—173.

Die Somal und Afer. S. 173—207.

Die Orloikob. S. 207—217.

Die nigritischen Stämme der äquatorialen Gebiete Ostafrikas.

S. 217—272.

Die arabische Herrschaft an der Küste von Zanzibar. S. 272—289.

Die portugiesischen Besitzungen an der afrikanischen Ostküste.

S. 289—297.

Verzeichnis der Illustrationen.

Druck von Greßner und Schramm in Leipzig.

Im folgenden geben wir die Grundzüge der Einteilung und die Aufstellung der Themata nach einem vorläufigen Plane, der indes auf wohlmotivierten Wunsch der Autoren, sowie für den Fall, daß das Interesse des Publikums eine weiter gehende Detaillierung erwünscht erscheinen läßt, noch mannigfache Veränderungen, Erweiterungen und Ausfüllungen erfahren kann.

Naturwissenschaften.

Astronomie: Erde u. Mond. — Die Sonne, Planeten, Satelliten. — Kometen, Sternschnuppen, Meteorschwärme, Feuerkugeln ꝛc. — Astrognosie und die Fixstern-Astronomie.

Geologie, Geognosie u. Bergwesen: Die Erde als Weltkörper, das Relief der Erde, ihr Inneres, ihre Entstehung. — Die Niveauveränderungen der Erde. — Die Gebirge, ihr Bau und ihre Entstehung. — Die Erdbeben u. der Vulkanismus der Erde. — Die an der Veränderung der Erdoberfläche thätigen Kräfte (Quellen, Flüsse, Eisströme ꝛc.), Ablagerung der Zerstörungsprodukte, Mitwirkung tierischen u. pflanzlichen Lebens. — Die Versteinerungen. „Leitfossilien". — Die verschiedenen sedimentären Formationen. — Geologie von Österreich-Ungarn, Deutschland, England, Frankreich, Amerika. — Die Geologie und ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften. — Die Geschichte der Geologie. — Der Ozean u. die Binnenmeere. — Die nutzbaren Mineralien u. ihre Gewinnung (Übersicht des Bergbaues). — Die fossilen Brennstoffe (Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthracit u. Kohlenbergbau).

Physik, Chemie u. Meteorologie: Das Wesen der Körper (Gase, Flüssigkeiten, feste Körper, Krystalle u. die Gesetze der Bewegung, Massenanziehung, Bewegung). — Die Welt der Atome (Bau u. Wesen des Stoffs, Kohäsion, Adhäsion, chemische Anziehung). — Die Luft (Natur u. Eigenschaften der Luft, die Atmosphäre, Luftdruck, Windströmungen, Principien der Ventilation, Luftschiffahrt), die Luft im Dienste der Technik (pneumatische Apparate, Luftpumpen, atmosphärische Eisenbahnen). — Das Wasser (Eigenschaften, Quellen, Bäche, Flüsse, Nebel, Thau, Regen, Schnee, Hagel, Gletscher, künstliches Eis). — Beleuchtungsstoffe. — Das Eisen (Eisenerze, Geschichte der Gewinnung des Eisens, Eisenhüttenwesen, Verarbeitung des Eisens, Stahl). — Die edlen Metalle (Quecksilber, Silber, Gold, Platin u. a., Gewinnung u. Verwendung). — Die unedlen Metalle (Kupfer, Wismut, Kadmium, Blei, Zinn, Zink, Antimon, Arsen, Kobalt, Nickel, Mangan, Aluminium ꝛc.). — Das Glas (Geschichte, Eigenschaften, Fabrikation, Verwendung, Hartglas, optische Gläser, künstliche Edelsteine). — Thon u. Porzellan (das Ganze der Keramik). — Die Nichtmetalle (Schwefel, Phosphor, Selen, Tellur, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kiesel, Kohlenstoff). — Salze u. Säuren (Inbegriff der chemischen Fabrikation, Salinenwesen, Soda, Schwefelsäure ꝛc.). — Die natürlichen und künstlichen Farbstoffe (Pflanzenfarbstoffe, tierische Farbstoffe, Mineralfarben, Teerfarben und Überblick über das Wesen der Färberei). — Die Produkte der Gährung (Wein, Bier, Branntwein, Essig, dann Fäulnis und Verwesung). — Die Chemie des täglichen Lebens (Chemie der Ernährung, Nahrungsmittel, ihre Wahl u. Zubereitung). — Pflanzen u. Tierstoffe im Dienste des Kulturlebens (Faserstoffe, Gewebe, Zeuge und ihre Verarbeitung, tierische Häute, Leder, Fette u. Öle und ihre Verwertung). — Elektrizität u. Magnetismus im Dienste des Verkehrs (Telegraphie, Telephonie, elektrische Eisenbahnen). — Das elektrische Licht. — Wärme u. Licht (das Theoretische über Licht u. Wärme als Bewegungserscheinungen u. ihre praktische Bedeutung). — Photographie u. Lichtdruck (das Gesamte über die chemischen Wirkungen des Lichtes). — Das Reich der Töne (der Schall u. seine Gesetze, musikalische Instrumente). — Die Witterungskunde.

Zoologie. Systematik. Reich der Protisten, Protoplasma, Schwämme, Protozoen. — Quallen. Radiata. — Arthropoda: Krustazea, Arachnida, Insekten. — Mollusken. — Fische. — Amphibien. — Vögel. — Mamalia. — Fauna von Deutschland. — Wichtigste Tiere der Polarländer. — Wichtigste Tiere der tropischen Länder. — Entstehung der Varietäten 2c. — Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Entwicklungs-Geschichte, Funktionen der körperlichen Organe mit Rücksicht auf den Menschen, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, natürliches Ende. — Bedeutung der einzelnen Organe, Homologie, Generationswechsel, Ammenzustände, Waffen und Schutzmittel. — Allgemeines: Tiere der Vorwelt. — Entwicklung der jetzigen Fauna aus der früheren. — Tiergeographie. — Tierkunde der Alten und Entwicklung bis zur neuesten Zeit. — Wohnungen, Lebensweise der Tiere. — Das Tierreich im Verhältnis zum Menschen u. den andern Naturreichen. — Der Mensch.

Botanik. Systematik: Grenzen der Tier- u. Pflanzenwelt, Reich der Protisten, Pilze, Algen, Flechten, Moose; Beschreibung und Vorkommen der wichtigsten. — Gefäßpflanzen, systematische Beschreibung, Vorkommen der wichtigsten Pflanzen. — Nutzpflanzen der gemäßigten, kalten u. heißen Zone. — Flora von Deutschland u. Deutschösterreich. — Entstehung der Varietäten, Akkomodation neuer Eigenschaften, Ausbildung der Varietäten, Anpassen der morphol. Verhältnisse an die Lebensbedingungen, Varietät, Rasse, Art, Gattung, Familie, Klasse, Ordnung, Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Erste Zustände organisierter Gebilde. Pflanzennahrung u. Aufnahme derselben, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, Schutzmittel, Alter, Feinde, natürliches Ende. — Wie wächst die Pflanze. — Wie bildet die Pflanze Blüte, Frucht, Blätter 2c. — Vermehrung, Fortpflanzung, Sporenpflanzen, Samenpflanzen, Generationswechsel. — Allgemeines: Pflanzen der Vorwelt. — Entwicklung unserer jetzigen Flora. — Pflanzengeographie. — Pflanzenkunde der ältesten Zeit in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. — Das Pflanzenreich im Verhältnis zum Menschen u. zu den andern Naturreichen

Medizin. Gesundheitslehre. — Anatomie und Physiologie (Grundzüge).

Historische Wissenschaften.

Geschichte. Ägypten. — Assyrien. Medien. — Persien. — Griechenland. — Rom. — Alexander d. Gr. — Cäsar. — Mittelalter: Oströmisches (Byzantinisches) Reich. — Deutschland bis zur Reformation. — Frankreich. — England. — Kreuzzüge. — Kämpfe der Christen u. Muhamedaner. — Italien. — Neuzeit: Portugal u. Spanien (rückgreifend). — Frankreich. — England. — Holland. — Deutschland. — Polen. — Rußland. — Skandinavien. — Osmanisches Reich. — Dreißigjähriger Krieg. — Siebenjähriger Krieg. — Luther. — Gustav Adolf. — Waldstein. — Friedrich d. Gr. — Kaiser Josef. — Napoleon. — Cromwell u. m. A. — Französische Revolution. — Gegenwart (XIX. Jahrh.): Preußen. — Deutschland. — Frankreich. — Rußland. — England. — Schweiz (rückgreifend). — Skandinavien. — Italien. — Vereinigte Staaten (rückgreifend). — Balkan-Halbinsel (christlich). — Ostindien. — Süd- u. Mittel-Amerika. — Osmanisches Reich. — Persien, Afghanistan u. Turan. — Spanien u. Portugal. — Österreich.

Länder- u. Völkerkunde. Europa: Portugal mit den Azoren. — Spanien. — Frankreich (Norden). — Frankreich (Süden). — England u. Schottland. — Irland. — Belgien. — Holland. — Schweiz. — Italien (Norden). — Italien (Süden). — Deutschland: Der Rhein von Worms an. Elsaß und Lothringen. Baden u. Württemberg. Baiern. Thüringen u. Hessen. Westfalen. Hannover, Oldenburg, Braunschweig. Sachsen. Brandenburg und Provinz

Sachsen. Schlesien. Ost- u. West-Preußen. Posen. Pommern u. Mecklenburg.
Schleswi[illegible] Schweden.